Biographische Aufsätze

von

Otto Jahn.

Zweiter unveränderter Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1866.

Biographische Aufsätze.

Biographische Aufsätze

von

Otto Jahn.

Zweite unveränderte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1866.

Den treuen Freunden

Anton Springer

und

Isabella Springer

gewidmet.

Inhalt.

Winckelmann.

Ursprünglich eine Rede, am 9. December 1843 in der akademischen Aula zu Greifswald gehalten und gedruckt Greifswald 1844, hier umgearbeitet.

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn die Kunst es als ihren eigensten und schönsten Vorzug in Anspruch nehmen darf, daß sie das allgemeine Gut für Alle ist, daß auf ihrem Gebiet jeder Unterschied von Stand und Fach verschwindet, und nur der empfängliche Sinn für das Schöne, der Glaube an die ewige Macht desselben erfordert wird, um ihre Weihe zu erlangen, so sind vor Andern die Männer würdig zu erachten im Andenken Aller fortzuleben und von ihnen dankbar gepriesen zu werden, welche durch Wort und That die göttliche Gabe der Kunst gepflegt und gebildet, und von ihrer Würde und Heiligkeit den Menschen unvergängliche Zeugnisse gestiftet haben. Ein solcher war Winckelmann. Zu einer Zeit, wo der Sinn für die wahre Schönheit und echte Kunst in tiefer Nacht erloschen schien, ward er berufen, die Dunkelheit zu erhellen, nicht wie ein vorüberziehendes Meteor mit schimmerndem Glanze zu blenden, sondern das klare Licht und die belebende Wärme des Tags heraufzuführen. Sein Andenken unter uns zu erhalten geziemt uns um so mehr, als Winckelmann ein Deutscher war, ein Deutscher an Sinn und Geist, und wie er sein Volk

in seinen schönsten Bestrebungen geweckt, gefördert und gehoben hat, so errang er, wie vor ihm Keiner, nach ihm nicht Viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung. Mit Recht feiern wir daher seinen Geburtstag, und nicht wir allein. Schon seit einer Reihe von Jahren begeht das Institut für archäologische Correspondenz in Rom, an dem Orte seines Wirkens, in festlicher Zusammenkunft auf dem Capitol den Geburtstag des Stifters der Archäologie, und bereits sind mehrere deutsche Universitäten diesem Beispiel gefolgt. Und wahrlich sie haben Ursache, das Andenken eines Mannes zu ehren, der in einem glänzenden Beispiel bewährt, was sie vor Allem zu wecken und zu bilden streben, begeisterte Hingebung an die Wissenschaft, freie, von keinem Vorurtheil beengte Forschung, und mit der gewissenhaftesten, keine Mühe scheuenden Gründlichkeit vereinigt, ein auf den höchsten geistigen Gewinn gerichtetes Streben. Mit Freuden ergreifen sie daher, wohl eingedenk ihres Namens, die Gelegenheit, heraustretend aus dem engeren Kreise der Fachwissenschaften es zu bethätigen, wie ein gemeinsames Band sie mit Allen vereinigt, in welchen der Sinn für Wissenschaft und Kunst lebendig ist, ja, wie ihre Lebenskraft in dieser Verbindung recht eigentlich wurzelt, durch sie genährt und erhöhet wird. So glaube ich denn auf Ihre Theilnahme rechnen zu dürfen, wenn ich es versuche, Winckelmann's Leben und Verdienste in einfachen Zügen Ihnen zu vergegenwärtigen.

Es ist eine der interessantesten und anziehendsten Aufgaben, wenn man die Entwicklung eines geistig bedeutenden Mannes verfolgt, nachzuweisen, wie in dem Gange, welchen seine Bildung nimmt, die eigenthümlichen Anlagen seiner Natur

durch die verschiedenen Anregungen und Einflüsse, welche entweder überhaupt in der Zeit liegen oder sich durch besondere Umstände wirksam erweisen, geweckt und gefördert werden. Auch die Männer, welche ihrer Zeit mächtige Impulse gegeben und neue bis dahin ungeahnte Bahnen erschlossen haben, wurzeln in dem gemeinsamen Boden des Geschlechtes, welchem sie angehören und über welches sie hinausragen. Je weiter man die Fäden verfolgen kann, durch welche die eigenthümliche Kraft und Thätigkeit ihres Geistes mit den allgemeinen Bestrebungen ihrer Zeit zusammenhängt, je genauer man die Einwirkungen abschätzen kann, welche hervorragende, übereinstimmende oder entgegenstehende Leistungen Früherer oder Mitlebender auf ihre geistige Ausbildung gewonnen haben, je schärfer man die bestimmenden Elemente ihres gesammten Bildungsganges beobachten kann, um so anschaulicher wird die Originalität einer wirklich bedeutenden Natur sich herausstellen, um so klarer wird man Art und Umfang ihres Einflusses auf ihre Zeit begreifen. Auf einen solchen Nachweis und auf eine solche Erkenntniß muß man bei Winckelmann fast ganz verzichten. Die Anschauungsweise, die Erkenntniß, welche ihm eigenthümlich ist und aus welchen die Leistungen hervorgegangen sind, die seine Größe ausmachen, scheinen ihm ganz allein anzugehören und nicht durch irgendwelche Einwirkungen seines Bildungsganges hervorgerufen, sondern wunderartig aus dem Innersten seiner Natur erwachsen zu sein. Wie durch einen Instinct sehen wir ihn von frühester Jugend zu den Griechen hingezogen. War schon das Studium der griechischen Sprache, soweit es über grammatisches Verständniß leichter Schriftsteller hinausging, in Winckelmann's Jugendzeit auf deutschen Schulen und Universitäten ganz vernachlässigt, so tritt es uns als

ein unerhörtes Phänomen entgegen, daß ein Jüngling aus eigenem Antrieb die höchsten Schöpfungen der griechischen Literatur, Homer und Sophokles, Plato und Herodot, liest und wieder liest, um aus ihnen den Geist und die Schönheit der Dichtkunst, die Begeisterung idealer Philosophie, die lebendige Anschauung des griechischen Lebens zu gewinnen. Wer wandte damals, wenn er Griechisch trieb, seine Studien diesen Schriftstellern, wer in diesem Sinne zu? Haben wir in diesem Streben ein Zeugniß für die Congenialität Winckelmann's mit hellenischem Geist, so tritt uns dieselbe noch überraschender entgegen, wenn wir sehen, wie sich ihm wie durch einen Zauber die alte Kunst offenbart, die seiner Zeit ein verschlossenes Geheimniß war. Seine Studien hatten ihn nicht derselben zugeführt, wir finden ihn vorbereitet für historische Auffassung, wir finden ihn heimisch in der Welt der griechischen Denker und Dichter, aber die bildende Kunst schien ihn nur oberflächlich berührt zu haben, auch in Dresden hatte er von alter Kunst wenig Kenntniß gewinnen können. Und doch trieb es ihn ruhelos nach Italien, „dem Columbus ähnlich, als er die neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Busen trug." Dort geht ihm der Geist der griechischen Kunst, dort geht ihm das Wesen der Schönheit auf; was in ihm geschlummert hatte, wurde zu klarer Anschauung, zu bewußter Erkenntniß. Wie eine Erlösung für seine Zeit sprach er es aus, daß die Kunst die Darstellung des Schönen sei, und er gewann der Wissenschaft die Aufgabe, nachzuweisen, wie die Griechen die bildende Kunst von ihren ersten Keimen an in naturgemäßer Entfaltung durch alle Stufen des Wachsthums bis zur höchsten Blüte ausgebildet hatten und wie mit dem Verfall des Volkes auch die Kunst verfiel. Gleich einem Seher

schöpfte er lebendige Anschauung hellenischer Kunst auch aus den Nachbildungen der römischen Museen, mit fester Hand zeichnete er den Grundriß der geschichtlichen Entwicklung, welchen auszuführen er den Nachkommen überließ. Dankbar und begeistert hat seine Zeit die großen Ideen der Schönheit und der Kunst, durch welche er dem menschlichen Geiste neues Leben und neue Freiheit gab, begrüßt und in sich aufgenommen. Wie einst die Wiedererweckung der antiken Literatur, so gab nun die Wiederbelebung der antiken Kunst dem geistigen Leben im Schaffen und Erkennen frische Kraft und höheren Schwung.

Johann Joachim Winckelmann wurde in Stendal am 9. December 1717 geboren. Die Dürftigkeit, deren rauhe Zucht so manches Talent stark und groß gemacht hat, war auch seine Erzieherin. Sein Vater, ein armer Schuhflicker, hatte nicht die Mittel, ihn, wie er wünschte, die lateinische Schule besuchen zu lassen, allein die hervorragenden Fähigkeiten, die rastlose Lernbegierde des Knaben zogen die Aufmerksamkeit einiger Wohlhabenden auf sich, welche ihm die nothdürftigste Unterstützung zu dem, was er als Currendeschüler erwarb, gewährten. Durch seinen Fleiß, welchen ausgezeichnete Fortschritte nur erhöhten, wurde es ihm bald möglich, jüngere Mitschüler zu unterrichten. Er ward der Liebling des würdigen Rector Esaias Wilhelm Tappert; dieser übertrug ihm die Aufsicht über die Schulbibliothek, in der sich holländische Ausgaben der Classiker fanden, und, da er später erblindete, nahm er ihn zu sich in's Haus. Er mußte ihm vorlesen, war ihm durch Nachschlagen und ähnliche Dienstleistungen behülflich und wendete die Zeit, welche ihm übrig blieb, zu eigenem unablässigen Studiren an. Wenn er seine Mitschüler zur Winterszeit als Vorgesetzter bei ihren Eispromenaden begleitete, hatte er stets

Hefte bei sich, welche er repetirte. Bald wurde er in allen Gegenständen des Schulunterrichts den Mitschülern als Muster vorgestellt, und über das Gebiet derselben hinaus benutzte er die hier ihm dargebotene Gelegenheit, durch mannigfaltige Lectüre jenen Trieb nach allseitiger Bildung zu befriedigen, der ihn zu den verschiedensten Zweigen des Wissens drängte. Allein schon hier offenbarte sich in dem heranreifenden Jüngling jene angeborne Hinneigung zu den griechischen Schriftstellern, für deren gründliches Studium es ihm freilich in Stendal an Hülfsmitteln, wie an genügender Anweisung fehlte.*) Daher genügte ihm denn bald die heimische Schule nicht mehr, er wußte es dahin zu bringen, daß er nach Berlin gelangte, und wurde dort am 18. März 1735 als Schüler des kölnischen Gymnasiums aufgenommen, indem er sich durch Aufsicht und Unterricht der Kinder des Rectors Bake freie Kost und Wohnung verschaffte. Noch in Rom erinnerte er sich dankbar an den Prediger Kühze, der ihm Gutes gethan, als er in Berlin auf der Schule war. Allein die Erwartung seine griechischen Stu-

*) Winckelmann schrieb später an den General-Superintendenten Nolten: Ego vero applaudo ter et quater litterarum elegantiorum choro et praesertim litteris Graecis, quae ignava caligine mersae erumpent sub auspiciis tuis, et vigebunt in scholis patriis Animum fere induco, ut credam, non alte unquam in Veterem Marchiam penetrasse patrum nostrorum memoria, ut ne vestigium quidem sui in scholis, ubi foveri debebant, reliquerint. Nec altius repetam. Magnam sibi existimationem conciliarat Vir eximius b. d. Tappertus doctrinae inprimis latinae et graecae, et flagitium sit meum detrahere ejus manibus. Hic tamen roganti mihi quondam de Sexto Empirico et Luciano (puer enim legeram Stollii historiam): latini, inquit, sunt et plura sciscitantem ablegabat ad Fabricii bibliothecam latinam. Herodianum et Xiphilinum in scriniis offendi mucore et situ obductos. De ceteris somnium.

dien gefördert zu sehen, sah er auch hier getäuscht, eigener Fleiß hatte ihn schon weit über die Anforderungen hinausgeführt, welche der Gymnasial-Unterricht damals befriedigen konnte. Die Lehrer, welche er selbst „den Musen Fremde" nennt, gewährten seinem Streben keine Unterstützung; auch Damm, mit welchem er bekannt wurde, scheint ihm keine besondere Beachtung geschenkt zu haben. Eine charakteristische Begebenheit aus dieser Zeit erzählt Winckelmann's Schulfreund Uden. Er erfuhr, daß in Hamburg die stattliche Bibliothek des berühmten J. A. Fabricius verkauft werden sollte, und konnte der Begierde, hier einige werthvolle Ausgaben griechischer Classiker zu erwerben, nicht widerstehen. Fast ohne Geldmittel macht er sich zu Fuß auf den Weg, wendet sich mit unbefangenem Vertrauen unterwegs an Gutsbesitzer und Prediger und wird von ihnen so freundlich aufgenommen, so reichlich unterstützt, daß er sein Vorhaben ausführen kann. Er gelangt nach Hamburg, ersteht dort einige sehnlichst gewünschte Bücher und trägt freudig seinen Schatz selbst nach Berlin zurück. Mögen wir es auch seinen Lehrern nicht verdenken, wenn sie diese freilich etwas abenteuerliche Unternehmung nur als einen Beweis seines unstäten Sinnes ansahen*), wir erkennen darin eine Aeußerung jenes Treibens und Drängens in die Ferne, welches Entdeckern eigen zu sein pflegt. In den in Winckelmann immer wieder auftauchenden Reiseplänen spricht sich nicht allein der Wunsch nach Befreiung aus engen Verhältnissen aus, sie sind immer durch wissenschaftliche Gedanken angeregt, man sieht jedesmal, mit wie eindringender Lebendigkeit er die alten Schrift-

*) Im Album der Schüler findet sich neben Winckelmann's Namen von der Hand des Rectors die Bemerkung: Homo vagus et inconstans.

steller las, wie es ihn drängte, das Bild, das sie in ihm erweckten, zur Wirklichkeit zu machen; man erkennt den unwiderstehlichen Trieb, vom abstracten Wissen zur lebendigen Anschauung zu gelangen, kurz jene plastische Kraft, welche erst auf dem Gebiete der Kunst sich vollkommen entwickeln konnte.

Von Berlin wandte sich Winckelmann 1736 nach Salzwedel*), um dort das Gymnasium zu besuchen, dessen Rector Scholle im Rufe einer ausgesuchten Bibliothek stand; aber auch bei ihm fand Winckelmann die Kenntniß griechischer Schriftsteller nicht, welche er suchte**). So kehrte er denn schon im folgenden Jahre nach Stendal zurück, um dort seine Schulbildung zu vollenden. Als Präfect des Singechors flossen ihm einige Einnahmen zu, welche er durch Unterricht an seine Mitschüler auch jetzt zu vermehren beflissen war.

Im einundzwanzigsten Lebensjahre bezog er 1738 die Universität zu Halle***). Es verstand sich damals fast von selbst, daß ein Dürftiger, der sich den Wissenschaften widmete, das Studium der Theologie ergriff; auch Winckelmann mußte auf den Wunsch seiner Eltern und das Verlangen der Gönner, welche ihm ein kümmerliches Stipendium zuwandten, gegen

*) Im Schulbuche von Salzwedel ist in der Reihe der im Jahre 1736 aufgenommenen Schüler verzeichnet: D. XV. Nov. Jo. Joachimus Winckelmann natus annos XIX.

**) In dem oben angeführten Briefe Winckelmann's heißt es: Schollius apud Soltquellenses Rector quanquam altum quid jactet, et bibliothecae famam sollicite eam occultando conquirere credat, paucos Graecorum vett. novit, quantum quidem prodit.

***) Nach einer Mittheilung Conze's findet sich im Immatriculationsbuche der Universität Halle unter dem Rectorat des Cons. Schlitten d. 4. April 1738 eingetragen: Joannes Joach. Winckelmann; patria: Stendalia Pom.; stud. theol. ohne Entrichtung der Gebühren.

seine Neigung Theolog werden. Allein da er in diesem Studium keine Befriedigung fand, besuchte er die Vorlesungen der Theologen am wenigsten*), und brachte es daher auch nur zu einem „ziemlich kahlen theologischen Zeugniß", das ihn von Chr. B. Michaelis ausgestellt wurde**). So wenig, wie die Schulen damaliger Zeit, konnte ihm die Universität genügen; was er suchte, geistige Anregung und lebendige Ein-

*) Aus den Büchern der theologischen Facultät theilt mir Conze folgende Notizen mit:

Cons. IV. habit. d. V. Aug. praes. Dr. Prof. Michaelis et Prof. Knapp et Dec.

n. 10 Jo. Joach. Winckelmann Stendalia Palaeom. aet. 20. J. hier 1/4 Jahr. log[is] Knack. cont[ubernalis] Lucius. conf[essor] Struensee. coll[egium] thet[icum, Anfangscolleg der Dogmatik] pub. hebraic. h. 2. graec. logic. hist. phil.

Consessus XVIII. 4. Nov. [fehlt die Zahl].

n. 16 Jo. Joach. Winckelmann Stendalia Palaeom. aet. 20 J. hier 1/2 J. log. Knack. coll. thet. h. 10. hebr. h. 2 et h. 11 metaph. h. 3.

Die XXVI. Junii.

n. 13 Jo. Joach. Winckelmann Stendaliensis h. 5/4 J. c. thet. publ. math. ebr. curs. ebr. exeget. in lobum. in ep. ad Ebr.

**) Das Zeugniß, welches aus Winckelmann's Nachlaß in Creuzer's Studien (V, 2 S. 267) mitgetheilt ist, lautet:

Lectoribus benevolis S. P. D.

Decanus, Senior et reliqui Professores Theologi in Academia Halensi.

Eximius Juvenis, J. Georgius Winckelmann Stendalia Palaeomarchicus, biennium in colendo apud nos studio Sanctae theologiae complevit propemodum. Quamquam autem ratione status animi, saltem quod satis sit, nobis non innotuerit, tamen, cum praelectiones nostras eum frequentasse constet, speramus ipsum ex illis fructum nonnullum hinc secum esse reportaturum: quem

führung in das Alterthum*) bot sie ihm fast gar nicht, was er dort fand, trockene Fachgelehrsamkeit, befriedigte sein Streben so wenig als die Wolf'sche Philosophie, die ihm, wie ihr Urheber, eine schreckliche Erinnerung blieb**). Auf den verschiedensten Wegen, durch die mannigfaltigsten Beschäftigungen suchte er seinem nie rastenden Wissenstrieb genug zu thun und blieb nur seinen geliebten Griechen treu. Wenn er mit seinen Landsleuten, denen er sich nicht entziehen konnte, weil sie ihn unterstützten, auf die benachbarten Dörfer zog, überließ er sie

---

cetera ἀνακρίσει superiorum, quibus se ad subeundum aliquando solemne examen sistet, libenter permittimus, uberem Dei gratiam et animum Christo conformatum ex animo ei comprecantes. Halae d. XXII. Febr. A. CIƆIƆCCXL.

Christian Benedict Michaelis
h. t. Dec.

*) Philologische Vorlesungen konnte Winckelmann im Sommer 1738 bei Joh. Heinr. Schulze, Prof. der Medicin und Beredtsamkeit, hören, der über Horaz las und, wie es im Lectionsverzeichniß heißt, selectiora antiquitatum Graecarum Romanarumque monumenta ducibus et testibus numismatibus venerandae antiquitatis, quorum sufficiens copia ad manus est, explicabit. Seine Münzsammlung bildet einen Haupttheil der Universitätssammlung. Eine im Jahre 1738 von ihm zum Gebrauch seiner Vorlesungen aufgesetzte „Anleitung zur älteren Münzwissenschaft" hat sein Sohn, Halle 1766, herausgegeben. Seine Vorlesungen rühmt Boysen (eigene Lebensbeschr. I S. 172 f.).

**) Winckelmann's Briefe II S. 80: „Wenn Sie mich kennten, würde es Ihnen gehen, wie mir (ohne Vergleich), da ich den berühmten Wolf persönlich hörte: dasjenige, was mir wie im Mondscheine von weitem ein Ungeheuer geschienen, war ein Klotz, da ich nahe kam." II S. 212: „Große Bücher, wie die Wolfischen Werke, sind ohne große Mühe zusammengeschmiert; aber eine Schrift, welche nichts erborgtes hat, und worin alles gedacht und nichts ausgeschrieben, oder aus anderen angeführt ist, erfordert lange Zeit und viele Praecision."

ihren Vergnügungen und suchte mit seinem Aristophanes einen stillen Winkel. Nach den ersten zwei Jahren seiner Studienzeit trug ihm der Kanzler von Ludewig die Anordnung seiner Bibliothek auf. Diese Beschäftigung, mit welcher er das Studium des Staats- und Lehnrechts verband, führte ihn wohl zuerst tiefer in das Studium der Geschichte ein, dem er von da an Zeit und Kraft so anhaltend zuwandte, und Ludewig gab ihm das Zeugniß, daß auf diesem Gebiete etwas von ihm zu erwarten sei.

Seine Mittellosigkeit zwang ihn, eine Hauslehrerstelle bei dem Rittmeister von Grollmann auf Osterburg anzunehmen, dessen Gemahlin als eine Frau von vortrefflichem Charakter und einer für jene Zeit ungewöhnlichen wahren Geistesbildung gerühmt wird *). Obgleich es ihm in dieser Familie wohl sein konnte, verließ er dieselbe nach Verlauf eines Jahres, um in Jena Arzneikunde und Mathematik zu studiren **). Allein auch hier war ihm seine Armuth im Wege. Anregung und Unterstützung gewährte ihm hauptsächlich nur Hamberger, durch den er wiederum auf die Literatur geführt wurde, womit er nun eifriges Studium der neueren Sprachen verband. Nachdem er auch dort ein Jahr zugebracht, dachte er daran, sich in Berlin ein Unterkommen zu schaffen. Auf der Reise dahin fügten es zufällige Umstände so, daß er auf's Neue eine Hauslehrerstelle bei dem Oberamtmann Lamprecht in Hadmersleben (Heimersleben) unweit Halberstadt unter leidlichen Bedingungen annahm. Hier hatte er als einzigen Zög-

*) Fr. Eberh. Boysens Eigene Lebensbeschreibung I. S. 183 ff.

**) In der Jenaischen Matrikel findet sich Winckelmann's Name, wie ich von Göttling erfahre, nicht eingezeichnet; er wird also dort nicht immatrikulirt gewesen sein.

ling den Sohn des Hauses zu unterrichten, dem er sich mit der größten Zärtlichkeit hingab, aus welcher später eine enthusiastische Freundschaft erwuchs, an der Winckelmann auch in späteren Jahren festhielt, wiewohl er sich beklagte, daß sein Schüler die auf ihn gesetzten Hoffnungen als Freund täuschte. Geistige Anregung fand er hier in dem Verkehr mit einem trefflichen Greise Ludwig de Homses, der dort ein Freigut besaß und nicht blos die Schätze seiner ausgewählten Bibliothek, sondern auch die seiner reichen Lebenserfahrung und Bildung dem strebsamen jüngern Freunde bereitwillig mittheilte. Wo nur in der Umgegend bei Predigern und Gutsbesitzern Bücher, namentlich historische Werke und Classiker, aufzutreiben waren, wußte Winckelmann sich Zugang zu verschaffen, mit unermüdlichem Fleiß wurde jedes noch so bändereiche Buch von ihm vollständig ausgezogen, und Stöße von Excerpten aller Art schienen Winckelmann mehr und mehr zu einer Polyhistorie alten Schlages zu verhelfen. Mitten unter solchen Studien wurde er, angeregt durch die Lectüre des Caesar, wie es heißt, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen Frankreich zu besuchen. Er machte sich wirklich zu Fuß auf die Reise und schlug sich mit vielen Mühseligkeiten bis Gelnhausen durch, wo ihn die Kriegsunruhen zur Umkehr zwangen. Eine Berufung an die Schule von Arenburg im Herbst 1742 lehnte er ab, weil er sich nicht entschließen konnte, den damit verbundenen Organistendienst zu übernehmen. Im Jahre darauf gelang es ihm, durch die Empfehlung seines ehemaligen Studiengenossen Boysen, das von diesem aufgegebene Conrectorat in Seehausen zu erlangen*). Am 8. April 1743 hielt

*) Boysen schreibt am 10. August 1743 an Gleim (Briefe von Herrn Boysen an Hrn. Gleim, Frankf. 1772, S. 34 ff.): „Da ich nach

er seine Probevorlesung „mit allgemeinem Beifall“, am 16. April wurde er vom Rector Paalzow in das Amt

Magdeburg zurückreisete, fand ich im Kruge von Heimersleben einen Candidaten, der Winckelmann heißt, und der sich damals bey dem Herrn Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben in Condition befand. Er hat mit uns in Halle studirt und Sie müssen ihn auf den öffentlichen Bibliotheken oft gesehen haben. Weil er sehr dürftig ist, konnte er sich keine Bücher anschaffen. Daher besuchte er den Büchersaal auf dem Waisenhause, bei der Universität und Marktkirche und las daselbst die Schriften der alten Griechen. Er war aber, da ich ihn wider alles Vermuthen auf dieser Rückreise nach Magdeburg fand, so schlecht bekleidet, und von einem alten Kummer dergestalt entstellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er sich mir und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden. Ich nahm mich seiner, nachdem er mich durch bewundernswürdige Proben von seinen großen Talenten, und von der Stärke in der griechischen Litteratur überzeugt hatte, aus allen Kräften an, und ich habe es dahin gebracht, daß er mein Nachfolger im Amte geworden ist. Was meynen Sie aber? Jedermann glaubt in Seehausen, daß ich mehr für Winckelmannen als für die Schule gesorgt hätte, und verschiedene meiner Freunde haben mir die bittersten Verweise gegeben. Der neue Conrector kann nicht predigen; es mag ihm auch wol an der äusren Lehrgabe fehlen, und vielleicht ist ihm die Bühne zu eng; kurz die Zahl der Schüler hat sich merklich verringert, und Winckelmann hat mich mündlich und schriftlich ersucht, ihn anderwärts unterzubringen. Zu meinem grossen Glück hat ihm Herr Nolten das vortreflichste Zeugnis ertheilt, ich würde sonst noch schärfere Strafbriefe erhalten haben. Denn dies Zeugnis schützt mein Urtheil von ihm, und erhält mir das Lob, welches mir mein Gewissen giebt, daß ich redlich gehandelt habe. Die Merkwürdigkeit mus ich Ihnen noch von Winckelmannen melden, daß er den Herodot nicht nur übersetzt, sondern diesen Schriftsteller auch, als ob ein Genius ihn inspirirt hätte, erklärt.“ Der Bericht, welchen Boysen in seiner „Eigenen Lebensbeschreibung“ (Quedl. 1795) I S. 256 ff. von

eingeführt *), welches er fünf Jahre mit Treue und Gewissenhaftigkeit, aber ohne innere Befriedigung und äußeren Erfolg verwaltete. Auch hier suchte er für die Ausbildung im Griechischen zu sorgen. Da es seinen Schülern an Exemplaren fehlte, scheute er die Mühe nicht, passende Stücke aus griechischen Schriftstellern in mehrfachen Exemplaren für sie abzuschreiben und beschäftigte sich ernsthaft mit dem Plan, eine griechische Chrestomathie auszuarbeiten, welche längere Stücke griechischer Dichter und Prosaiker in passender Auswahl, sorgfältig nach den besten Ausgaben bearbeitet, für den Schulgebrauch zusammenstellen sollte. Das Unternehmen kam nicht zur Ausführung; auch in der Schule fehlte es nicht an Verdrießlichkeiten. Am 9. November 1744, nach Beendigung eines Schulexamens, mußte ein zwischen Winckelmann und den Schülern, denen es „an Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften" fehlte, entstandener Streit von den Patronen gerichtlich

---

Winckelmann's Stellung in Seehausen, wo er selbst sich durch seine Wirksamkeit befriedigt gefühlt hatte, giebt, ist sehr ungünstig und verräth eine persönliche Abneigung, welche in den Briefen nicht hervortritt.

*) A. Dihle „Nachrichten über die Stadtschule zu Seehausen" (Stend. 1864) theilt S. 8. aus den Acten über die Probe mit: „Sie geschahe in Theologicis de redemtione Christi, in latinis solutis et prosaicis Cic. Epist. et Ovid., in Graecis et Hebraicis, ingleichen in Philosophicis das capitul de ideis mit ziemlicher Richtigkeit und Lebhaftigkeit." Und von der Einführung: „An diesem Tage wurde eben bemerkter Herr Winckelmann als berufener Konrector vom Rector öffentlich in sein Amt eingeführt. Dieser hielt eine Teutsche Rede von denen gemeinschaftlichen Pflichten der Eltern und Schullehrer zum Wohlsein der Jugend und wies den neuen Herren Kollegen in sein Amt. Darauf hielt er eine lateinische Rede, welche eine schöne Römische Schreibart und gute Sachen in sich faßte."

entschieden werden. Ebenso unerfreulich gestaltete sich das Verhältniß zu dem Inspector und Ephorus Schnackenburg. War der Geistliche unzufrieden, daß Winckelmann ihn nicht in seinem Predigtamt unterstützen konnte, so war dieser ebenso wenig befriedigt von den Predigten des Ephorus, die er jeden Sonntag anhören mußte. Er half sich zwar, indem er einen griechischen Dichter mit in die Kirche nahm, in dem er während der Predigt las, allein für diese stillschweigende und manche nicht unterdrückte laute Kritik rächte der Ephorus sich, indem er nicht nur den orthodoxen Glauben seines Conrectors verdächtigte, sondern sogar behauptete, derselbe verstehe keinen einzigen lateinischen Dichter. Es hieß, Winckelmann habe so wenig Geschick zum Vortrag in der Schule als zum Predigen, es fehle ihm an Urbanität; man meinte sogar, Boysen habe ihn empfohlen, um durch seinen Nachfolger mehr zu glänzen. Der Besuch der Schule nahm ab, wofür man Winckelmann verantwortlich machte, der noch in späteren Jahren schrieb: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das Abc lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homer betete."

Wie tief war ihm diese Sehnsucht nach dem Schönen, dieser empfängliche Sinn für den Geist des Alterthums eingepflanzt, wenn er zu einer Zeit, wo wenige durch die bittere Schale der alten Sprachen bis zum Kern drangen, und unter so beengenden Verhältnissen das höchste Ziel philologischer Bestrebungen aufzufassen und zu verfolgen vermochte. Denn war gleich Winckelmann's Kenntniß der alten Sprachen nicht bis zu jener Genauigkeit und Feinheit gediehen, welche schon

um diese Zeit den Ruhm der holländischen Philologen begründen, so muß man ihm dennoch eine gründliche und umfassende philologische Bildung zuerkennen, und was die Auffassung und Empfindung der geistigen Schönheit in den Schriftwerken der Alten anlangt, wird man ihm ohne Bedenken einen hohen Platz einräumen dürfen.

Bei dem geringen Einkommen*) seines Schulamtes, das ihn sogar auf Freitische anwies, suchte er durch Kostgänger, welche er unterrichtete, seine Einnahme zu verbessern, und da auf diese Weise der ganze Tag durch Unterricht in der Schule und im Hause besetzt war, so mußte er die Nacht auf seine Privatstudien verwenden. Es war Regel, daß er bis um zwölf studirte, dann bis vier Uhr fest auf seinem Lehnstuhl schlief, von da an weiter arbeitete, bis der Unterricht wieder begann. Außer den alten Schriftstellern und neueren Sprachen trieb er mit dem größten Eifer geschichtliche Studien. Auch hier wußte er sich aus der ganzen Umgegend Bücher zu verschaffen, die er in gewohnter Weise excerpirte. Jede Ferienzeit benutzte er zu Reisen, die fast immer Benutzung fremder Bibliotheken zum Zweck hatten. Er war ein starker Fußgänger und legte die elf Meilen nach Magdeburg, wo er Boysen jährlich zweimal zu besuchen pflegte, ohne Beschwerden in anderthalb Tagen zurück. Auch nach Leipzig pflegte er jährlich zu gehen, um dort seine Garderobe in Stand setzen zu lassen und womöglich einige gute Bücher zu erwerben. Er rühmt sich, zu solchem Zweck funfzig Thaler für die Reise erspart zu haben, und be-

*) Winckelmann erhielt aus der Kirchenkasse 43½ Thaler, dazu 40 Thaler Tischgelder und Wohnung; Accidentien von Leichen, Trauungen, Neujahrs-Recordation werden kaum 40 Thaler betragen haben. S. Dible a. a. O. S. 9.

richtete mit Freude von den mancherlei Schätzen der Literatur und Kunst, von denen er dort Kenntniß zu nehmen Gelegenheit habe. Ob er schon damals Christ und Ernesti, von denen er später mit Verehrung als von persönlichen Bekannten spricht, habe kennen lernen, oder ob dies später von Dresden aus geschehen sei, ist nicht ermittelt.

Von solchen Ausflügen heimgekehrt, lebte er in Seehausen wieder als ein Timon oder Diogenes, wie er seinen Freunden zu klagen pflegte. Kein Wunder, daß er diesen ihm immer trostloser werdenden Aufenthalt zu verlassen bemüht war. Mehrere Versuche, ein besseres Schulamt zu erlangen, wozu sich in Kloster Bergen, in Rathenow (1744), in Salzwedel (1747), Aussichten zu zeigen schienen, schlugen fehl. Allein ihn beschäftigten auch weitergehende Pläne. Er dachte daran, nach England zu gehen, um dort als Corrector und durch Unterricht sich eine Stellung zu begründen; dann faßte er den Gedanken, an einer deutschen Universität Halle oder Jena sich als Privatdocent der Geschichte zu habilitiren. Ja, er trug sich ernsthaft mit dem Plane, eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten zu unternehmen *).

Indessen wurden alle solche Wünsche, Seehausen auf's Unbestimmte hin zu verlassen, in Winckelmann stets durch das Bewußtsein der Pflicht für seinen alten Vater zu sorgen zurückgedrängt. Wollte er auch selbst mit Freuden Entbehrungen ertragen, wenn er nur für die Wissenschaft leben konnte,

*) Boysen schreibt an Gleim den 8. April 1745 (Briefe, S. 52): „Winckelmann, den ich nach Bergen nicht habe befördern können, will so lange in Seehausen bleiben, bis er sich ein kleines Capital gesammlet hat, und dann nach Egypten gehen, um bey den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren."

so durfte er doch, so lange sein Vater lebte, eine Stellung nicht aufgeben, welche ihm, wenn auch kümmerlich, doch sicher die Mittel gab, denselben vor Mangel zu schützen. Aber als er diesen, „bei dem Nichts als Armuth und Kummer gewohnt," auf seine Kosten hatte beerdigen lassen, während die Mutter sterbenskrank im Hospital lag, löste er mit entschlossenem Muth die Bande seines Amtes und gab sich mit Zuversicht einer Zukunft hin, der er, so unsicher sie scheinen mochte, die Erfüllung seiner heißesten Wünsche abzuringen in sich die Kraft fühlte.

Der sächsische Minister Graf Bünau war als Verfasser der deutschen Reichsgeschichte, als liberaler Beförderer der Wissenschaften, und namentlich durch seine außerordentlich reiche Bibliothek berühmt. Die letztere vornehmlich war es, welche Winckelmann anzog, in ihr hoffte er die wissenschaftlichen Hülfsmittel in Fülle zu finden, welche er bis dahin so schmerzlich entbehrt hatte, und eine Anstellung an derselben schien ihn an das Ziel seiner Wünsche zu führen. Er wandte sich also im Jahr 1748 geradezu an den Grafen mit der Bitte, ihn bei seiner Bibliothek zu beschäftigen, und dieser, welcher die ausgezeichnete Tüchtigkeit Winckelmann's leicht erkannte, ging sogleich auf seine Wünsche ein, wiewohl eine Stelle an der Bibliothek augenblicklich nicht vacant war*). Noch in

*) Das Entlassungszeugniß des Generalsuperintendenten Nolten lautet dahin: „Vorzeiger dieses, Johann Joachim Winckelmann, bisheriger treu fleißiger Conrector der Schule zu Seehausen, hat in der Griechischen Literatur mehr als gemeine Kenntnisse erlangt, welche einer bessern Belohnung wären werth gewesen, wenn man sie in hiesigen Gegenden hätte ertheilen können. Ich freue mich deswegen recht sehr, daß es ihm gelungen ist, sich die Gewogenheit Sr. Excell. des Herrn Grafen von Bünau zu wege zu bringen, und ich zweifle nicht, mein lieber Winckel-

demselben Jahre verließ Winckelmann Seehausen und begab sich nach Nöthenitz, dem reizend gelegenen Landsitz des Grafen Bünau. Und in der That hatte sich seine Lage hier bedeutend gebessert, wenn man gleich den Aufenthalt in Nöthenitz kaum als eine directe Vorbereitung für seine nachherigen Leistungen betrachten darf. Zwar hatte er sich nicht über den Reichthum der auserlesensten Bücher getäuscht, welche die Bibliothek ihm darbot, und die ausgebreitete gediegene Belesenheit, die Fülle wahrer, aus den Quellen geschöpfter Gelehrsamkeit, welche er späterhin entfaltete, sind wenigstens zum Theil die Frucht seiner stillen und eifrigen Studien in Nöthenitz. Allein seine angestrengte Arbeitskraft und der größte Theil seiner Zeit wurde auch hier nach der Richtung hin in Anspruch genommen, für welche wir ihn bisher besonders beschäftigt sahen, für das Studium der neueren Geschichte und zwar ausschließlich im Dienste seines Herrn, des gräflichen Geschichtsschreibers. Wenn sich Winckelmann dem Manne, „der ihn aus der Finsterniß auf seinen Antrag rief, ohne ihn zu kennen, der ihm Freund, Wohlthäter, Beschützer war," mit der innigsten Dankbarkeit verbunden fühlte, so hat er den Pflichten derselben mit eigner Aufopferung genügt. Sechs Jahre hindurch arbeitete er mit unermüdlichem Fleiß an dem Catalog der Bibliothek und machte Auszüge für die Reichsgeschichte des Grafen Bünau, „einen ganzen Schiebkarren voll." Aber auch diese geistlose Beschäftigung konnte den innersten Trieb seiner Seele nicht ersticken. „Ich schrieb" sagt er „den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken und las

mann werde bei seiner Ankunft noch mehr leisten, als ich durch dieses Zeugniß versichern kann."

Leben der Heiligen, des Nachts den Sophocles und seine Gesellen.“ So mußte er denn von Neuem inne werden und je länger, je deutlicher erkennen, daß er auch hier seine Bestimmung nie werde erreichen können. Kein Wunder also, daß seine durch übermäßige Arbeit ohnehin geschwächte Gesundheit verfiel, daß er in Niedergeschlagenheit und Schwermuth tiefer und tiefer versank. Wiederholte Reisen zu seinen Freunden, namentlich nach Potsdam zu seinem ehemaligen Schüler Lamprecht, brachten ihm nur vorübergehende Zerstreuungen; auch ein längerer Aufenthalt in seiner Vaterstadt im Winter 1751 konnte seine Gesundheit nicht dauernd befestigen.

Unter solchen Umständen lernte der päpstliche Nuntius Archinto, ein gelehrter und feingebildeter Mann, bei seinen Besuchen auf der Bünau'schen Bibliothek Winckelmann kennen. Er bewunderte seine seltene Kenntniß des Griechischen und wußte seinen Geist zu würdigen, er verstand, was in ihm sich regte, und wies ihn auf Italien hin, als das Land, wo Winckelmann finden würde, was die Sehnsucht seiner Seele war. Das Wort war ausgesprochen, das in Winckelmann's Innerem wiederhallte und ihn nicht mehr verließ. Schon vor Jahren hatte es ihn nach Italien getrieben und er hatte sich ausgedacht, von Kloster zu Kloster sich mit dem Vorgeben durchzuhelfen, daß er zum Katholicismus überzutreten Neigung habe. Dieser Plan war nicht zur Ausführung gekommen, wie so viele andere, und wie sollte er jetzt dorthin gelangen, er, der mittellose, vielfach gebundene? Der Nuntius zeigte ihm auch diese Aussicht, und machte ihm die glänzendsten Verheißungen für die Erfolge seiner philologischen Studien in Italien; aber jetzt wurde es ernst mit dem Uebertritt zum Katholicismus, denn Alles wurde an diese schwere Bedingung geknüpft.

Winckelmann erkannte, daß er, ohne dieselbe zu erfüllen, das nicht erreichen würde, was ihm als das höchste Ziel seiner Bestrebungen vorschwebte, aber er sträubte sich gegen den Uebertritt. Lange kämpfte er mit sich selbst und leistete den Anerbietungen und Zureden Archinto's, wie des königlichen Beichtvaters, Pater Rauch, fast zwei Jahre lang Widerstand; endlich, da jede andere Hoffnung nach Italien zu gelangen schwand, bekannte er sich im Jahre 1754 zur katholischen Kirche.

Man hat diesen Schritt, wie sich erwarten läßt, bald als einen Schandfleck, der auf Winckelmann hafte, angesehen, bald ihn zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen gesucht. Wie er selbst ihn betrachtete, ist nicht schwer einzusehen und von ihm selbst deutlich genug ausgesprochen.

Die Zweifel, welche den langen Kampf in ihm hervorriefen, waren nie eigentlich religiöse oder dogmatische. Als die erste und heiligste Pflicht, welche er gegen Gott zu erfüllen habe, sah er es an, das, was dieser in ihn gelegt, auszubilden, die Bestimmung, zu welcher er ihn berufen, zu erfüllen. „Gott und die Natur" schreibt er an einen Freund „haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerey und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer, oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehr habe ich nichts vor, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter, und wenn es seyn

könnte, auf's höchste zu treiben. Es ist bey allem diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren größeren Glückes angesehen. — Die Liebe zu den Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, den mir gethanen Aufschlag Gehör zu geben." Diesem ihm von Gott gegebenen Berufe ganz zu leben, ihm mit aller Kraft seiner Seele sich zu widmen, schien ihm die wahre Gottesverehrung zu sein, und in diesem höchsten Sinne hat er mit wahrhafter Frömmigkeit seine Aufgabe stets gefaßt, er, der von sich sagte: „Da ich weiter in Betrachtung der Kunst zu gehen suchte, schien mir die Schönheit zu winken, vielleicht eben die Schönheit, die den großen Künstlern erschien und sich fühlen, begreifen und bilden ließ: denn in ihren Werken habe ich dieselben zu erkennen gesuchet und gewünschet. Ich aber schlug mein Auge nieder vor dieser Einbildung, wie diejenigen, denen der Höchste gegenwärtig erschienen war, weil ich diesen in jener zu erblicken glaubete." Seiner religiösen Ueberzeugung galt die Confession nicht als das Wesentliche, der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen, der Finger des Allmächtigen aber, die erste Spur seines Wirkens in uns, sei das ewige Gesetz, dem jeder, aller Widersetzlichkeit ohnerachtet, folgen müsse. „Gott kann kein Mensch betriegen," schrieb er, und er war sich bewußt, dem Rufe Gottes zu folgen. Allein, so laut diese Stimme in ihm ertönte, so kann es doch keine Verwunderung erregen, wenn er, der auf sich allein verwiesen war, in schwachen Stunden zweifelhaft wurde an sich selbst. Aber wir finden keine Spur von Zweifel oder Unruhe mehr in ihm, nachdem er ganz der Betrachtung der Kunst hingegeben durch die That die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen, daß er hier seinen wahren Beruf erfülle, von da an war alles

klar in ihm, und der Uebertritt erschien ihm stets nur als der nothwendige Schritt zur Erreichung dieses Ziels. Er blieb sich auch darin treu, daß er nie einen ihm fremden Eifer für die Kirche bezeigte, zu welcher er übergetreten war; das ihm gemachte Ansinnen, die katholische Kirche als die allein wahre zu verherrlichen, wies er entschieden zurück und machte die Gebräuche derselben nur mit, soweit es nothwendig war; er fuhr fort, wie er als Protestant gethan, Gott auf seine Weise zu dienen. Wir wissen durch ihn selbst, daß er sich ein hannöversches Gesangbuch nach Rom senden ließ, um an den wohlbekannten Kernliedern sich zu erbauen. Früh Morgens pflegte er dieselben zu singen, und verwies auf ihre tröstende Kraft auch einen theuren Freund bei einem Unglück, das die Macht der Philosophie nicht allein zu bewältigen vermöge. So ist es begreiflich, daß ihn, der als Protestant für einen Freigeist verrufen war, als Katholiken später ein größere Gefahr bringender Verdacht traf. Denn unbekümmert um den Streit der Confessionen, die ihm nur die äußeren Grenzen des Landes zu bezeichnen schienen, in welchem er lebte, war er der Ueberzeugung, daß sein einfacher und wahrhafter Glaube, sein redliches Streben nach Vervollkommnung ihn Gott wohlgefällig machten. Es waren aber die äußeren Verhältnisse, welche am meisten Zweifel und Unruhe in ihm hervorriefen. Er fühlte wohl, daß es schwer, ja unmöglich sein würde, die Zuversicht, welche ihn in Hinsicht seines wahren Berufs erfüllte, auch andern, selbst Freunden und Wohlthätern mitzutheilen, und konnte sich nicht verhehlen, daß sie den Uebertritt mißbilligen und schief beurtheilen würden. Die Dankbarkeit, welche Winckelmann „beständig für seine höchste Pflicht gehalten," und welche er in der That in einer seltenen Weise empfand

und bewahrte, so daß sie allein den Adel seiner Seele zu erweisen im Stande wäre, — sie war es, welche ihm hier die schwersten Zweifel erregte. Denn als eine Undankbarkeit gegen die, welche sich um ihn verdient gemacht hatten, glaubte er eine Handlung ansehen zu müssen, welche er vor mannigfacher Mißdeutung selbst kaum schützen zu können glaubte. Er hat es selbst ausgesprochen, daß er bei Lebzeiten seiner Eltern sich nie zum Uebertritt würde entschlossen haben, weil er ihrer Liebe jedes Opfer zu bringen sich für verpflichtet halte, nun aber siegte über alle Zweifel die stets wachsende Zuversicht auf die innere Stimme, welche ihn auf die Kunst hinwies. Konnte er sich nicht verhehlen, daß man, wie fast bei jedem Religionswechsel, auch bei ihm Mißtrauen in die Uneigennützigkeit und Lauterkeit der Beweggründe setzen werde, so beruhigte er sich mit dem Bewußtsein seiner reinen Gesinnung, wie er denn auch in der That keinen äußern Gewinn durch seinen Uebertritt erlangt hat. Wohl erkannte er, daß an dem Manne vor Allem Treue geschätzt und geachtet wird, und daß man den Wechsel der Confession als einen Treubruch zu betrachten sich berechtigt hält, allein er sagte sich und durfte sich sagen, daß er die wahre Treue gegen sich selbst durch diesen Schritt nicht verrathe. Denn fassen wir alles zusammen, so hat Winckelmann, als er zur katholischen Kirche übertrat, nicht seine Ueberzeugung und seinen Glauben für äußere Zwecke zum Opfer gebracht, sondern er hat für das, was ihm als das Höchste und Heiligste erschien, für das, wozu er nach seiner redlichsten Ueberzeugung sich von Gott berufen hielt, nicht ohne Kampf und Entsagung hingegeben, was ihm als das weniger Wesentliche hinter jenem zurücktrat.

Am 1. October 1754 verließ Winckelmann Nöthenitz

und die Dienste des Grafen Bünau, und begab sich nach Dresden *), um sich dort durch eingehende Studien in den Bibliotheken und Sammlungen für den Aufenthalt in Italien näher vorzubereiten. Auf der Brühl'schen Bibliothek, wo er den Beamten als unersättlicher Leser unendliche Arbeit machte, lernte er Heyne kennen, der dort eine ähnliche Stellung einnahm, wie Winckelmann sie in Nöthenitz verlassen hatte, ohne daß beide Männer sich innerlich nahe traten **). Eigentliche Anregung und Förderung fand Winckelmann in einem Kreise eifriger Künstler und Kunstfreunde, durch deren Verkehr er auf seine eigentliche Lebensbahn gewiesen wurde. Christian Ludwig von Hagedorn, als Sammler und Kenner von Gemälden weithin angesehen, ein Mann von feinem Sinn und nicht gewöhnlicher Bildung für die Kunst, von unermüdlichem Eifer, dieselbe practisch zu fördern, und nicht blos ein Gönner, sondern ein warmer Freund derjenigen, in welchen er echtes Streben und glückliche Anlage für die Kunst erkannte, wußte auch Winckelmann zu würdigen und ist ihm während seines ganzen Lebens treu geblieben, wie er denn auch

*) Winckelmann schreibt den 19. December 1754 an Berendis (Weimarisches Herder-Album, S. 455): „Den 1. October ging ich nach Dreßden und bezog ein Zimmer nebst Kammer, Vorzimmer a 6 Thlr. Monatlich. Zu Anfang dieses Monats bin ich zu Hrn. Oesern gezogen, welcher mir eine Stube vorn an der Gaße überlaßen hat, für 2 Thlr. 12 gr. Monatl., aber ohne Kammer. — Mein Logis ist in der Frauen Gaße in Ritschels Hause, bei den Herrn Maler Oeser, 4 Treppen hoch."

**) Heeren, Chr. G. Heyne, S. 44. Später schreibt Winckelmann an Heyne (Briefe, II., S. 333): „Zum Beschluß muß ich Ihnen sagen, daß ich bin, wie Sie mich gekannt haben, meiner Niedrigkeit bewußt (σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος) und erkenne, daß das, was Sie mir geben, weit über mir ist."

darauf bedacht war, ihn von Rom wieder nach Dresden als Aufseher der Antiken-Sammlung zu berufen*). Lippert, der als Glasergeselle angefangen, sich selbst zum Zeichenmeister und Porzellanmaler ausgebildet hatte, und sein langes thätiges Leben als Professor der Antike in Dresden beschloß, hatte zwar den Eigensinn der meisten Autodidakten und eine gründliche Abneigung gegen alle Buchgelehrten, die er nicht als Kunstgelehrte anerkennen konnte, aber den redlichsten Eifer für das Studium der alten Kunst, um welches er sich durch seine Dactyliothek wesentliche Verdienste erworben hat, und faßte eine herzliche Zuneigung für Winckelmann, dessen Redlichkeit und Unabhängigkeitsgefühl ihn anzog. Den eigentlich bestimmenden Einfluß aber übte auf ihn der Maler und Bildhauer Oeser. Wir können zwar Oeser als Künstler nicht den hohen Rang einräumen, welchen ihm auch die besten seiner Zeitgenossen freiwillig zugestanden, wie denn auch Winckelmann ihn, den „Maler der Empfindungen", mit dem griechischen Maler Aristides vergleicht**). Allein es ist nicht zu bezweifeln, daß er durch seine bedeutende und anregende Persönlichkeit auf empfängliche Naturen zu wirken in un-

*) Wießner, Die Academie der bildenden Künste zu Dresden, S. 22.

**) Daß Winckelmann später Oeser unbefangen beurtheilte, zeigt seine Aeußerung gegen Füeßli (Briefe II., S. 183): „Oeser ist ein Mann von dem größten Talente zur Kunst, aber er ist faul, und es ist kein öffentlich Werk von demselben vorhanden. Seiner Zeichnung fehlt eine strenge Richtigkeit der Alten, und sein Colorit ist nicht reif genug; es ist ein Rubensscher Pinsel, aber dessen Zeichnung ist viel edler. Es ist ein Mann, der einen großen fertigen Verstand hat, und so viel man außer Italien wissen kann, weiß."

gemeinem Grade befähigt war. Mit nicht gewöhnlichem Talent für die Kunst verband er scharfe Beobachtungsgabe, welche von einem klaren Verstand und eindringender Kritik geleitet wurde. Die Energie seines Charakters, seine practische Klugheit, welcher die Gewandtheit lebendiger Rede zu Gebote stand, sicherten ihm einen Einfluß, der um so wirksamer war, da er sich durch tüchtige Studien in den Besitz einer ausgebreiteten Bildung gesetzt hatte. Für ihn war ein Mann von Winckelmann's Gelehrsamkeit und brennendem Eifer für die lebendige Erfassung der Kunst ein wahrer Schatz, und mit der Wärme uneigennützigster Freundschaft bot er Alles auf, um Winckelmann's äußere Lage zu erleichtern und ihn in dem Studium der Kunst zu fördern. Nachdem Winckelmann zu ihm in's Haus gezogen war, pflegte er jeden Morgen „sub auspiciis Oeseri“ zu zeichnen. Und wenn auch „der große Maler“ an ihm verdorben war, so lernte er doch so viel, daß er später zeichnen konnte, was er entfernt von Rom fand, wenn er keinen Maler bei sich hatte, und sich rühmen durfte, ein „entscheidender Richter über die Zeichnung“ zu sein *). Weit mehr wirkte aber Oeser durch die fortgesetzten gemeinsamen Unterhaltungen über Kunst und Kunstwerke, welche sich vorwiegend an die Betrachtung der Meisterwerke in der Dresdener Gallerie anschlossen. Denn diese waren es, welchen auch Winckelmann ganz vorzugsweise sein Studium zugewendet hatte. Die Antiken-Sammlung war bei ihrer damaligen „getheilten und kläglichen Aufstellung im großen Garten“ eigentlich gar nicht sichtbar

*) Unter den Vignetten des Sendschreibens von den herkulanischen Entdeckungen steht: Johannes Winckelmann del., allein dies ist, wie Winckelmann schreibt (Briefe III, S. 28) eine unverdiente Ehre, welche der Verleger Walther ihm zugedacht hatte.

und konnte als ein nützliches Studienmittel noch nicht gelten*); Winckelmann hat dieselbe im December 1754 zum ersten Mal gesehen**). Aus solchen Unterredungen ging, auf die ausdrückliche Veranlassung Oeser's ***), Winckelmann's erste, im Jahre 1755 veröffentlichte Schrift hervor: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Mochten auch die Ansichten Oeser's und der ihm nahestehenden Kunstfreunde in dieser Schrift wiederklingen, indem Winckelmann sich zum Organ derselben machte, gab er ihnen, vermöge seiner eigenthümlichen Auffassung und selbständigen Gelehrsamkeit eine Durchbildung und einen formalen Ausdruck, welcher diese kleine Schrift zu einer ganz neuen Erscheinung von überraschender Kraft und Kühnheit machte. Es war eine Kriegserklärung gegen den verbildeten französischen Geschmack in der Kunst, die Künstler wurden hingewiesen auf das Studium der alten Kunstwerke, welche sie unmittelbar zur schönen Natur führen würden. Das Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe sowohl in Stellung als Ausdruck, welche das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke sei, wurde hier zuerst vernommen. Mit Absicht hatte Winckelmann eine Fülle von einzelnen Zügen, auffallenden, selbst paradoxen Urtheilen ausgestreut, um das Interesse der Leser zu reizen. Ja er verschmähte den Kunstgriff nicht, im folgenden Jahr ein Sendschreiben, das diese Gedanken kritisirte und eine Erläute-

*) Wießner, Die Academie der bildenden Künste zu Dresden, S. 22.

**) Weimar. Herder-Album S. 57.

***) Die Vignetten zu dieser Schrift sind von Oeser gezeichnet und radirt.

rung derselben anonym, wie seine erste Schrift, zu veröffentlichen. Winckelmann erhielt die Erlaubniß, seine Schrift dem Churfürsten zu widmen und überreichte ihm dieselbe in einer Audienz, zu welcher ihn der Pater Rauch einführte. Nach kurzer Unterredung erkannte der Churfürst, was Winckelmann Noth thue, und erklärte, „dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen." Die Folge war eine Pension von 200 Thalern, welche Winckelmann durch den Pater Rauch ausgezahlt wurde; auch hat Winckelmann dieselbe nicht als eine Freigebigkeit des Hofes, sondern des Pater Rauch angesehen. Dieser Freigebigkeit begab sich zwar Winckelmann im Jahre 1758 freiwillig mit der Erklärung, auch seinen Antheil an dem Elende seines Vaterlandes haben und mit seinen Brüdern leiden und darben zu wollen, aber der würdige Mann, von dem Winckelmann nie anders als von seinem größten und einzigen Wohlthäter mit der höchsten Verehrung spricht, ließ ihm auch später wenigstens die Hälfte der Unterstützung zukommen.

Sobald ihm diese Pension gesichert war, machte sich Winckelmann auf die lang vorbereitete Reise und langte, ohne unterwegs einen längeren Aufenthalt gemacht zu haben, am 18. November 1755 in Rom an.*)

*) Am 13. December 1786 schrieb Goethe von Rom (Riemer, Mittheilungen, II. 230): „Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe, die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich sie zu lesen angefangen! Vor einunddreißig Jahren in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich hierher; ihm war es auch so deutsch Ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber das Andenken dieses Mannes auf diesem Platz! — Eine Stelle freute mich besonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit einem Phlegma suchen, sonst wird man für einen Franzosen gehalten. In Rom,

Und hier offenbarte es sich schnell, wofür ihn die Natur bestimmt hatte. Er war zwar mit dem Bewußtsein seiner Stärke im Griechischen nach Rom gekommen und dachte durch Leistungen auf diesem Gebiet sich Ansehen und Stellung zu verschaffen, allein die zu verschiedenen Zeiten darauf gerichteten Pläne blieben unausgeführt*); in dieser Welt von Kunstwerken entschied es sich auf der Stelle, daß die Kunst es sei, für die er leben und wirken sollte. Die Fülle der Kunstwerke in Rom ist so groß, daß sie fast auf jeden zuerst überwältigend, ja niederschlagend wirkt; der unerschöpfliche Reichthum, die unübersehbare Mannigfaltigkeit droht den überraschten Sinn zu verwirren und zu betäuben, und ruft vor allen das lähmende Gefühl der Schwäche und Unzulänglichkeit der eigenen Kraft dieser Masse gegenüber hervor. Nicht so Winckelmann; er, den sein ganzes Leben im Studirzimmer zum Buchgelehrten bestimmt zu haben schien, schüttelte freudig den Staub der Bibliothek von seinen Füßen und athmete frei auf unter den Schöpfungen der Kunst, die der Traum seiner Jugend gewesen

---

glaub' ich, ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft." Das Gesagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehen, und gewiß: man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe, wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu Etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann."

*) Anfangs suchte er „griechische Manuscripte zu finden, um den Großsprechern damit in Rom das Maul zu stopfen" und dachte an eine Herausgabe ungedruckter Reden des Libanius, und noch im Jahre 1765 arbeitete er an einer philologischen Schrift Conjectanea in Graecorum et auctores et monumenta, in welchen Schriften, Inschriften und Denkmäler erklärt und verbessert werden sollten.

waren. Der Druck langer, trüber Jahre schien nur die Spannkraft seiner Seele erhöhet zu haben, welche nun von jeder Bürde befreit, im Anschauen des Schönen erst wahrhaft zu leben begann. Mit kühner Zuversicht stürzte er sich in das Meer dieser neuen Erscheinungen, und ließ, seiner Kraft sich wohl bewußt, die Wogen über sich hinbrausen, die ihn neugestärkt und erfrischt in den sichern Hafen trugen. Zwölf Jahre hat er hier mit unablässigem Bemühen der Kunst gedient und mit treuer Liebe sich ihr hingegeben; nichts konnte ihn in seinem Streben irre machen, ohne rechts noch links zu sehen schritt er gerade auf das einmal gefaßte Ziel zu. Um dieses zu erreichen, mußte er frei und unabhängig sein. Zwar war seine Lage kaum gesichert, die geringe Pension reichte auch für seine mäßigen Bedürfnisse nicht aus, allein er zog selbst lästige Erwerbsquellen, wie das Herumführen vornehmer und reicher Fremden, wie sehr es seine Geduld auch in Anspruch nahm, einer Stellung vor, die ihn in eine dauernde Abhängigkeit versetzt haben würde. Deshalb konnte er sich nicht entschließen, eine geistliche Pfründe, selbst nicht das einträgliche Kanonikat an der Rotonda anzunehmen, und auch eine Stelle an der vatikanischen Bibliothek gab er auf, weil er die edelste Zeit dort gar zu unwürdig verlieren mußte. Noch weniger mochte er es ertragen, sich von den Großen Roms abhängig zu machen. Als ihm der Cardinal Archinto für eine Zeitlang eine Wohnung in seinem Palast einräumte, übernahm er es dagegen, ohne Entgelt die große Bibliothek desselben zu ordnen, und so war er es vielmehr, der den Cardinal sich verpflichtete. In ein näheres Verhältniß persönlicher Freundschaft trat er zu dem gelehrten Cardinal Passionei (gestorben 1762), dessen große Bibliothek ganz zu seiner Verfügung stand, und zu dem

„großen Cardinal Spinelli, dessen Tod (1763) der größte Verlust für ihn in Italien war.“ Winckelmann gehörte zu den wenigen Auserwählten, mit welchen er die Landluft außer Rom genoß, und durfte diese Gunst um so höher anschlagen, da Spinelli der erklärte Feind des Cardinals Albani war, an welchen Winckelmann durch das Band der herzlichsten Dankbarkeit und Freundschaft gefesselt war. Cardinal Alessandro Albani war ein leidenschaftlicher Kunstfreund und Sammler. Er hatte sich in dem unausgesetzten Verkehr eines langen Lebens mit alten Kunstwerken eine so große praktische Erfahrung und Kenntniß erworben, daß er in manchen Fragen eine Autorität für Künstler und Gelehrte geworden war. In Winckelmann fand er nicht allein die gründliche wissenschaftliche Bildung, welche ihm abging, sondern auch die menschlichen Eigenschaften, durch welche er sich angezogen fühlte. Er faßte zu ihm eine wahrhaft väterliche Neigung, und Winckelmann fand dadurch, daß er in das nächste persönliche Verhältniß zu ihm trat, seine Unabhängigkeit in keiner Weise verletzt. Die Dankbarkeit, welche er ihm zollte, war seiner Seele ein Bedürfniß. Sie konnte ihn um so weniger bedrücken, da er sich sagen durfte, daß er den Cardinal sich nicht minder verpflichtete. In der That wurde Winckelmann diesem unentbehrlich. Alle Unternehmungen, welche Albani's Kunstliebe hervorrief, standen unter seiner Leitung. Er beaufsichtigte die Bauten, Ausgrabungen und Ankäufe von Kunstwerken; es erschien Winckelmann mitunter so, als baue und kaufe der Cardinal nur für ihn, wie denn auch dieser den vollen Werth dessen, was er erwarb und besaß, nur in dem Gebrauch fand, welchen Winckelmann davon für die Wissenschaft machte. Noch heute ist die Villa Albani, ihre gemeinsame Schöpfung, durch ihre Kunst-

schätze, wie durch die Erinnerung an Winckelmann eine geheiligte Stätte, welche der Freund der alten Kunst nur mit Ehrfurcht betritt. Der Verkehr, welchen die hohen Würdenträger der Kirche damals namentlich mit Gelehrten unterhielten, war leicht und frei, und Winckelmann empfand es doppelt behaglich nach dem Druck, welchen seine untergeordnete Stellung in Deutschland auf ihn geübt hatte, zwanglos und hochgeehrt in einer Gesellschaft zu verkehren, welche dem Range wie der Bildung nach den höchsten Platz einnahm. Wenn er diesen Vorzug seiner geselligen Stellung alten Freunden gegenüber mit lebhafter Genugthuung preist und es an scharfen Seitenblicken auf die Verhältnisse in Deutschland nicht fehlen läßt, das ihm in Rom mehr und mehr als das Land der Vorurtheile und der Pedanterie erschien, so werden wir das jetzt begreiflicher und verzeihlicher finden, als manche seiner Zeitgenossen *). Denn er blieb stets dabei der einfache Mann, der von Jugend auf an Entbehrungen gewöhnt, keine Bedürfnisse kannte, keine Ansprüche auf Lebensgenuß machte; er war froh, sich selbst Diener und Magd zu sein, und fühlte sich wohl und behaglich in jenem leichten Leben, welches der Süden seinen glücklichen Bewohnern gewährt. Mochte er auch im Unmuth auf seine Heimath schelten, so blieb er doch nicht nur seinem Sinn und Charakter nach ein echter Deut-

---

*) Moses Mendelssohn schreibt an Herder (aus Herder's Nachlaß II S. 227): „Auch der Aufsatz über Winckelmann hat meinen völligen Beifall; aber ich muß es Ihnen gestehen, Winckelmann selbst nicht. Ich kann ihm das nicht vergeben, daß er sich auf den Umgang mit Cardinälen so kindisch viel zu Gute that, und auf jeden deutschen Professor mit solcher schnöden Verachtung herabsah. Wo blieb da die Empfindung des Sittlicherhabenen, die ihm doch sonst nicht fremd zu sein schien?"

scher, sondern hing mit warmem Patriotismus an seinem Vaterlande. Wiederholt kamen von Deutschland Anträge, um ihn wieder dahin zurückzuziehen; in Kassel (1761), in Dresden (1761, 1764), in Wien (1763) und Berlin (1765) suchte man ihn als Aufseher der Antikensammlungen und als Lehrer zu gewinnen, und jedesmal zog er solche Anerbietungen in ernstliche Erwägung, allein jedesmal fiel die Entscheidung schließlich doch zu Gunsten Roms aus.

So wandte er denn seine ganze Kraft auf das Studium der alten Kunstwerke, mit rastlosem Eifer und unermüdlichem Fleiß war er bestrebt, die unendliche Masse von allen Seiten zu durchdringen und zu bewältigen, nichts war so groß, so gewaltig, daß er davor zurückgebebt wäre, nichts so klein, das er nicht sorgsam beachtet hätte. Jeder Tag brachte neue Bereicherung seiner Kenntnisse und Anschauungen, und mit der Arbeit wuchs die Kraft und Frische des Geistes, die Klarheit und Schärfe des Blicks, fortwährend boten sich neue Gesichtspunkte dar, drängten sich neue Ideen auf. Hatte er bei diesen Studien von den römischen Gelehrten und Antiquaren keine sonderliche Förderung zu erfahren, so war es auch hier der Verkehr mit Künstlern, dem er desto mehr zu danken hatte. Bald nach seiner Ankunft in Rom nahm ihn ein dänischer Künstler, Wiedewelt, in seine Wohnung auf, den er später an die muntern und freundschaftlichen Unterhaltungen Morgens am Kamin erinnerte, wobei Winckelmann das Geschäft des Theekochens übernommen hatte. Von der größten Wichtigkeit aber wurde ihm die Empfehlung, welche er von dem Hofmaler Dietrich an Raphael Mengs erhalten hatte, worin dieser ihn bat, Winckelmann als seinen besten Freund anzusehen. Mengs war bereits durch die Dresdener Schrift

auf Winckelmann aufmerksam geworden, und in kurzer Zeit war zwischen ihnen eine Freundschaft geschlossen, welche auf gemeinsamen Anschauungen und Studien begründet, durch gemeinsames Arbeiten gepflegt, auch vorübergehende Störungen überdauert hat. Es war eine eigenthümliche Gunst des Geschicks, daß Winckelmann wie in Dresden in Oeser, so in Rom in Mengs einen Künstler fand, der, wenn er auch als Maler von seinen Zeitgenossen, Winckelmann nicht ausgeschlossen, überschätzt wurde, mit seinem Talent eine ungewöhnliche geistige Bildung verband. Mengs war durch die Erziehung seines Vaters zur Nachbildung der Antiken angehalten, und seine zur Reflexion geneigte Natur hatte ihn auf ein zusammenhängendes Studium derselben geführt, um von dem Wesen und der Entwicklung der alten Kunst sich Rechenschaft geben zu können. Hatte er dabei wesentlich Gesichtspunkte verfolgt, welche ihm seine eigenen technischen Erfahrungen als Künstler darboten, so fand er nun in Winckelmann die klare Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Cultur und Kunst des Alterthums und die philosophische Betrachtung des Wesens der Kunst und der Schönheit, welche Winckelmann Plato, „seinem alten Freund, mit dem er seit seiner Ankunft in Rom fast allein gesprochen," verdankte. Sie wurden nicht müde in stets erneuerter Betrachtung der Kunstwerke und in stets wiederholten Gesprächen ihre Anschauung zu klären, und die Verwandtschaft ihrer Betrachtungsweise ist eine so große geworden, daß es in mancher Hinsicht schwer ist zu bestimmen, wie weit ein Einfluß des Einen auf den Andern anzunehmen sei. Unter solchen Umgebungen und Einflüssen wurde mancher Plan gefaßt, manches Werk begonnen, bis Winckelmann endlich in der Kunstgeschichte das ausführte, was als dunkle

Ahnung schon früh seine Seele bewegte, und nun stets klarer und klarer hervortretend, ihn mit immer größerer Macht, alles Andere zurückdrängend, unwiderstehlich ergriff. In ihr schuf er ein Werk, das seinen Namen unsterblich gemacht, und seine Zeit weit überragend einen unberechenbaren Einfluß auf die gesammte geistige Bildung der Nachwelt gewonnen hat. Um aber dieses Werk richtig zu würdigen, wollen wir einen kurzen Blick werfen auf den Zustand der Kunstbetrachtung und Forschung, wie Winckelmann ihn vorfand.

Als Italien aus langem Winterschlafe erwachte und das aufblühende Studium des Alterthums Europa eine neue Cultur versprach, sah man sich in Rom vergebens nach den Schätzen der Kunst um, mit welchen die Weltherrscherin sich einst geschmückt hatte. Was nicht nach Byzanz geschleppt worden, was der Zerstörungswuth der Barbaren entgangen war, lag in der Erde begraben; der Florentiner Poggio, der emsig allen Spuren des Alterthums nachging, konnte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Rom nur fünf Statuen auffinden. Allein die regere Theilnahme für das Alterthum richtete bald den Sinn auch auf die Ueberreste der alten Kunst, und willig gab nun der mütterliche Schooß der Erde das für bessere Zeiten Aufbewahrte zurück; auch hier übten die Mediceer den edelsten Einfluß, und hochgebildete Päpste standen ihnen nicht nach in dem Eifer, Schätze zu heben, welche sie als rechtmäßiges Erbe ansehen durften. Anfangs ging diese Theilnahme für die alten Kunstwerke hauptsächlich von dem Wunsche aus, die Gesichtsbildung berühmter Männer des Alterthums kennen zu lernen, und bezog sich demgemäß zunächst auf Büsten, Münzen und Gemmen. Indessen wich doch diese beschränkte Richtung bald einer allseitigen Liebe und Verehrung der classischen Kunst-

werke, deren Besitz man nun mit großem Eifer und Kostenaufwand erstrebte. Vor Allem waren es die großen Künstler, deren herrliche Leistungen eine neue Blüthe der Kunst hervorriefen, welche den unschätzbaren Werth der alten Kunstwerke, die sie zu eigener Vervollkommnung zu nutzen verstanden, laut kund machten und priesen. Hat man nicht sogar erzählt, daß Raphael neu entdeckte antike Gemälde copirt und dann wieder verschüttet habe, damit man nicht erfahre, wem er Belehrung und Anregung verdanke? Vielmehr verkünden seine begeisterten Aeußerungen und seine Werke unverhohlen, mit welchem Eifer, mit welcher Liebe er die Vorbilder antiker Kunst studirte. Und Michael Angelo, der stolzeste Künstler seiner Zeit, der sich aber nicht würdig achtete, den Laokoon zu ergänzen; Benvenuto Cellini, der von sich wahrlich nicht gering dachte, mit welcher staunenden Ehrfurcht, mit welcher hingebenden Bewunderung reden sie von den Meisterwerken der alten Kunst als ihren großen unerreichten Mustern und Vorbildern. Doch dieses goldene Zeitalter, da man in jugendlicher Begeisterung die Schönheit alter Kunst wie Literatur zu erfassen, nachbildend und schaffend sich zu eigen zu machen und zu genießen strebte, machte nur zu schnell dem bleiernen der Geschmacklosigkeit und Pedanterie Platz. An die Stelle wahrer Kunstliebe trat bald leere Eitelkeit und Prunksucht. Die Antiken füllten die Prachtsäle und Villen der Reichen und Vornehmen wie ein Geräth des Luxus und der Mode, ihr Besitz war nicht mehr ein Maßstab geistiger Bildung, sondern des Reichthums. Und nun da sie nicht mehr dem Kunstkenner Freude und Genuß sein, sondern der Eitelkeit als Zierrath und Putz dienen sollten, griff ein neues Uebel immer mehr und mehr um sich, die Restauration. Kunstwerke,

die für den Meister Gegenstand ehrfurchtsvoller Scheu waren, verfielen dem stümpernden Meißel ebenso leichtfertiger als unwissender Ergänzer; das zärtliche Auge, das die verstümmelten Gliedmaßen eines Torso beleidigten, welcher den Künstler vor Bewunderung verstummen machte, glitt unempfindlich über die glatten Fugen widernatürlicher Verbildungen der zusammengeflickten Statuen hinweg. Die letzte Spur aber von wahrem Gefühl und rechtem Verständniß des Schönen tilgte eine verwirrte Gelehrsamkeit hinweg, welche im Dienste eigener oder fremder Eitelkeit suchte, ohne zu finden, erklärte, ohne zu verstehen, urtheilte, ohne zu unterscheiden. Nicht die Schönheit, nicht die künstlerische Bedeutung gab in den Augen dieser Exegeten einem Kunstwerk seinen Werth, sondern die antiquarische Merkwürdigkeit, welche eine willkommene Gelegenheit bot, die Schleusen ungründlicher Belesenheit zu öffnen. Quellenmäßige Kunde der griechischen Literatur und des griechischen Alterthums schwand immer mehr und mehr, nur aus trüben und abgeleiteten Bächen schöpfte man eine oberflächliche Kenntniß, und auch um römische Sprache und Denkmäler kümmerte man sich nur, soweit man in ihnen die Stützpunkte des vaterländischen Ruhmes suchte. Dieses in immer kleineren Kreisen sich beschränkende Begehren, den Geburtsort, die Familie, das väterliche Haus in den Nebel eines alterthümlichen Ruhms zu hüllen, in Verbindung mit einer nur das Kleinlichste beachtenden Alterthumsforschung öffnete der haltungslosesten Träumerei, wie einer kindischen Kleinigkeitskrämerei Thür und Thor. Während man es eines wahren Gelehrten für unwürdig achtete, sich um die Kunst als solche zu kümmern, wurden Schuhe und Schnallen, Ringe und Kränze der Alten mit Emsigkeit erforscht; die Beschäftigung mit der Kunst, die vor Allen den Geist des

Menschen zu läutern und über das Richtige zu erheben fähig ist, wurde zu einem geisttödtenden Handwerk, — Antiquar und Pedant wurden gleichbedeutend. Die angebliche Gründlichkeit einer so untergeordneten Thätigkeit war nur Scheinwerk, denn wie der Sinn für das Schöne, Edle, Bedeutende abgestumpft war, so hatte die Unkunde des Griechischen, das Bestreben jedes Monument aus der römischen Geschichte zu deuten, die Erklärung der Kunstwerke in eine bodenlose Verwirrung gebracht, und auch die Anstrengung weniger ihre Zeit überragenden Geister vermochten nicht das Dunkel zu erhellen, das auf's Neue die Werke des Alterthums umnachtete.

Aus diesem Chaos rief Winckelmann eine neue Welt ins Leben. Er hatte aus dem reinen Quell griechischer Poesie die echte Kunde griechischen Geistes und Sinnes geschöpft, hatte andächtigen Sinnes auf ihre geheime Lehre gehorcht, und trat geweiht vor die Gebilde ihrer Kunst. Er brachte ihnen entgegen, was sich aus Büchern nicht erlernen läßt, das lebendige Gefühl, die warme Begeisterung für das Schöne, den künstlerischen Sinn, der in der Kunst die Kunst erschaut. Und die hohen Götterbilder, die so lange geschwiegen, offenbarten sich ihm auf's Neue, wie sie dem Homer, dem Phidias erschienen waren, und thaten ihm kund ihre geheimnißvolle Herrlichkeit und öffneten auch ihm die Lippen, daß er als ein erleuchteter Seher sie verkündige vor allem Volk. Wie im Märchen die schöne Jungfrau durch einen bösen Zauber in Todesschlaf versenkt und mit grimmigen Ungeheuern umgeben wird, die Jedermann den Zugang versperren, bis der rechte Ritter kommt und das Wort spricht, welches den Zauber löst, daß alles Blendwerk verschwindet, und die Schöne erwacht zu neuem Leben und sein wird in holder Liebe, — so erweckte Winckel-

mann die Kunst aus dem Zauberschlafe, der sie befangen gehalten, daß vor der erstaunten Welt ihre Schönheit in neuem Glanze aufging. Wie klingt es so einfach und war doch etwas so Großes, daß er erkannte und aussprach: die Kunst der Alten muß in ihrem Wesen als Kunst aufgefaßt, als das nothwendige Bestreben verstanden werden, die höchsten Vorstellungen des menschlichen Geistes in die höchste Schönheit der körperlichen Form gefaßt darzustellen, jedes einzelne Kunstwerk ist nur als ein Glied dieser fortlaufenden Kette von künstlerischen Bestrebungen anzusehen und in diesem Sinne zu würdigen.

Es ist interessant zu verfolgen, wie dieser Gedanke immer klarer und völliger in ihm ausgebildet wurde. Indem er sich zunächst der ganzen Fülle des unermeßlichen Stoffs zu bemeistern suchte, und sich auf die mannigfachste Weise angeregt fühlte, entstanden nach und nach verschiedene Pläne, deren einer den andern verdrängte, so wie sich seine Aufmerksamkeit auf neue Punkte richtete. Wiederum tritt uns hier die merkwürdige Erscheinung entgegen, daß Winckelmann, so ungenügend vorbereitet auf seine große Aufgabe er nach Rom gekommen war, sofort die Aufgaben erkannte, welche er sich zu stellen habe, Aufgaben, welche die gelehrte Forschung seiner Zeit weder gefaßt noch eingeleitet hatte. Es sind die größten und schönsten Werke der alten Kunst, welche ihn durch ihre Schönheit und Bedeutung fesseln, so daß er sie zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen machte, während die antiquarische Gelehrsamkeit gerade aus ihnen am wenigsten Nutzen zu ziehen wußte. Es sind die Fragen über das Wesen der Schönheit, über den Charakter der alten Kunst, über ihre stufenweise Entwicklung, deren Beantwortung ihm als die Grundlage einer wahren

Kenntniß der alten Kunst unmittelbar einleuchtete. Schon im Anfang 1756 hatte er mit Mengs den Plan zu einem großen Werke entworfen: Von dem Geschmack der griechischen Künstler, von dem er voraussah, daß es ihn auf Jahre beschäftigen würde, da ein großer Theil der griechischen Literatur für diesen Zweck durchzuarbeiten war. Der andere Theil seiner Vorbereitung war das genaue Studium der Bildwerke. Den Anfang machte er (1756) mit den Statuen im Belvedere und suchte sich selbst Rechenschaft zu geben, indem er Beschreibungen derselben entwarf, in denen er, den Künstlern nacheifernd, den Eindruck ihrer Werke in einer wahrhaft dichterischen Darstellung vollkommen wiederzugeben bemüht war. Er zog sich von der Gesellschaft zurück, um sich dem einsamsten Nachdenken zu überlassen, um in seinen Beschreibungen den höchsten Stil „einer Erhebung über alles was menschlich ist" zu erreichen und der strengen Anforderung „nur Originalgedanken auszusprechen" vollständig zu genügen. Ueber die poetische Beschreibung des Torso von Apollonius hatte er fast ganzer drei Monate gedacht. Bei dieser Arbeit mußte es sich ihm aufdrängen, wie viel Unheil die gewissenlose Restauration der antiken Kunstwerke geschaffen habe. Und so unternahm er zunächst ein Werk Von der Ergänzung der Statuen und anderer Werke des Alterthums. Im November 1756 konnte er dasselbe druckfertig dem Verleger anbieten; allein kaum war diese Schrift vollendet, so fing er an, sie von Neuem umzuschmelzen; nach der guten Aufnahme seiner ersten Schrift glaubte er sich vorstellen zu müssen, daß er „vor den Augen aller Welt und von einer unberührten Sache schreibe, wozu seine Ansicht allein nicht hinlänglich sei". Indem sich seine Studien ausdehnten und die ver-

schiedenen Sammlungen Roms ihm immer vertrauter wurden, erweiterten sich auch seine Pläne. Wir finden ihn 1757 mit dem Gedanken beschäftigt, die Hauptsammlungen und Villen Roms zu beschreiben, um so das Material für die Kenntniß der Kunstwerke zu sammeln und festzustellen*). Unter diesen Versuchen und Anläufen bildete sich ihm die Vorstellung von dem, was hauptsächlich Noth sei, immer klarer aus. Im Frühjahr 1757 meldet er dem Grafen Bünau, daß er zunächst damit umgehe, „ein kleines Werkchen an's Licht treten zu lassen, nämlich einen Versuch zu einer Geschichte der Kunst." Und nun ließ ihn dieser Gedanke nicht mehr los. Die Ausführung desselben führte ihn in immer weiter gehende Studien der Literatur und der Kunst, die ihn von dem Hauptgegenstande fort zu selbständiger Bearbeitung einzelner Partien aufforderten. So waren es die griechischen Münzen, welche ihn besonders anzogen, deren Erklärung in einem gelehrten lateinischen Werke ihn längere Zeit ernstlich beschäftigte (1760—1762). Das gründliche Eingehen auf Stil und Form der Darstellung mußte ihn naturgemäß auch auf die Erforschung der dargestellten Gegenstände und des Inhalts der Kunstwerke führen. So sehen wir, daß er schon im Frühjahr 1761 an einer Erklä-

*) Von solchen Plänen hielt er nur den einer ausführlichen Beschreibung der Villa Albani auch später noch fest. Sie sollte nach seinen Aeußerungen im Jahre 1761 in drei Abtheilungen zerfallen, deren erste einen Begriff von der Villa, ihren Gebäuden und deren Auszierung geben würde; die zweite einen kurzen Inbegriff der Lehre von der Kunst des Alterthums, durch die Werke dieser Villa bestimmt und erläutert; die dritte die der Schönheit oder Vorstellung wegen merkwürdigsten Monumente besprechen. Im Jahre 1765 erklärte er, aus Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, dem Publikum eine Beschreibung der Villa schuldig zu sein, zu welcher die Zeichnungen bereits gemacht seien.

rung schwerer Punkte in der Mythologie und in den Alterthümern in italienischer Sprache arbeitet, welche der Cardinal Albani auf seine Kosten drucken lassen wollte, aus der später die Monumenti inediti hervorgingen. Näher trat er seinem Hauptgegenstande, als er im Frühjahr 1761 eine lateinische Schrift Von der Kunst vor den Zeiten des Phidias entwarf, die im folgenden Jahre als zum Drucke fertig bezeichnet wird.

Von allen diesen Schriften, welche durch die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte angeregt wurden, ist keine einzige vollendet. Als Vorbereitungen für sein großes Hauptwerk dürfen uns aber auch die Schriften gelten, welche wesentlich unter dem Einfluß günstiger äußerer Umstände zur Ausführung gelangten, während er noch mit der Kunstgeschichte beschäftigt war. Unter diesen nehmen einen wichtigen Platz seine Berichte über die herculanischen Entdeckungen ein. Die Aufgrabung von Herculanum und Pompeji, welcher unsere Kenntniß von der Kunst und dem Leben der Alten vielfache, durch Reichthum und Anschaulichkeit gleich wichtige Aufschlüsse verdankt, war, obgleich schon seit längerer Zeit begonnen und von dem lebhaftesten Interesse der Gebildeten begleitet, doch für die Wissenschaft nur in geringem Maße fruchtbar geworden. Winckelmann erkannte sehr bald, welchen Gewinn ihm den römischen Museen gegenüber die Kenntniß der Kunstschätze von so eigenthümlicher Art, wie sie damals das Museum von Portici vereinigte, gewähren müßte, und eine Reise nach Neapel war der Gegenstand seiner sehnlichen Wünsche. Sie in einer Weise auszuführen, daß sie ihm wirklichen Nutzen gewährte, wurde ihm erst im Februar 1758 möglich, als eifrige Freunde, Wille in Paris und Füeßli in Zürich, eine Unterstützung für

ihn zusammenbrachten. Trotz der lästigen Beschränkungen, durch welche die kleinliche Eifersucht der neapolitanischen Gelehrten zu verhindern suchte, daß der Schatz, welchen sie als ihnen geschenkt ansahen, von Andern gehoben werde, gelang es Winckelmann mit Genauigkeit zu beobachten und zuerst aus den neu entdeckten Kunstwerken wissenschaftliche Resultate zu gewinnen. Nach einem Aufenthalt von drittehalb Monaten heimgekehrt schrieb er, auf Veranlassung des königlichen Leibarztes Bianconi in Dresden, eine Reihe von Briefen, welche bestimmt waren, dem Churprinzen und dessen Gemahlin Antonia Walpurgis vorgelesen zu werden, und die erst später gedruckt sind. Im Januar 1762 machte Winckelmann in Gesellschaft des Grafen Brühl eine zweite Reise nach Neapel, von deren Resultaten das Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen (Dresden 1762) Bericht erstattete. Zum drittenmal besuchte Winckelmann in Gesellschaft Heinrich Füeßli's Neapel im Mai 1764; auch von dieser legte er Rechenschaft ab in den Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen (Dresden 1764). Als er dann zum letzten Mal im September 1767 in Neapel sich aufhielt, faßte er den Plan, die dort zu den verschiedenen Zeiten gemachten Beobachtungen in einem einzigen Werke zusammenzufassen, das er französisch schreiben wollte. Dies ist nicht zur Ausführung gekommen *). Der Reiz, welchen diese auf jeden empfänglichen so eindringlich wirkenden Zeugnisse eines

*) Auch über die Entdeckungen, welche seit seinem Aufenthalt in Rom gemacht waren, hatte er 1761 ähnliche Berichte niederzuschreiben angefangen. Später dachte er daran, römische Briefe zu schreiben, vornehmlich von Sachen, die zur Kunst gehörten, welche er an seine Freunde richten wollte (1763).

wieder lebendig gewordenen Alterthums ausüben, mußte auf Winckelmann um so stärker wirken, als ihm hier eine von seiner römischen ganz verschiedene Kunstwelt entgegentrat. Wichtige Richtungen der Kunstübung, wie die Malerei und der Erzguß, waren hier zuerst und hier allein in einer Reihe von Werken vertreten, deren Zahl und Bedeutung eine Kenntniß und Würdigung möglich machten. Dazu kam der Vortheil, daß alle an einem Orte gefunden, ein gewisses Ganze ausmachten und, nach einer Seite wenigstens rücksichtlich der Zeit bestimmt, der historischen Betrachtung feste Anhaltspunkte gewährten. Rechnet man dazu die Unmittelbarkeit der Anschauung, welche hier von dem gesammten Detail dessen, was das tägliche Leben der Alten bedurfte, sich darbot, und die gesteigerte Anregung, welche die bei jedem Besuch zunehmende Fülle neuer Entdeckungen gewährte, so wird es vollkommen begreiflich, daß für Winckelmann jeder Aufenthalt in Neapel eine frische Quelle fruchtbarer Belehrung wurde, die ihn veranlaßte, manches Kapitel der werdenden Kunstgeschichte immer wieder von Neuem zu gestalten.

Durch eine eigenthümliche Gunst des Geschickes wurde Winckelmann die Gelegenheit geboten, nach einer ganz andern Seite eingehende Detailstudien zu machen. Unter den verschiedenen Sammlungen, welche Baron Stosch mit Geschick und Ausdauer zusammengebracht hatte, befand sich auch eine Sammlung von antiken geschnittenen Steinen, die in Hinsicht der Anzahl, Schönheit und Bedeutung der Gemmen, zu den ersten gezählt werden durfte, und nachdem sie von Friedrich dem Großen angekauft war (1765), der Berliner Sammlung ihren hohen Rang verlieh. Als der Besitzer in Florenz gestorben war, forderte sein Erbe, Muzzell Stosch, den ihm

bereits befreundeten Winckelmann auf, ein erklärendes Verzeichniß dieser Sammlung zu schreiben. Im August 1758 nahm er dieses Anerbieten an und brachte dreiviertel Jahr unter angenehmen Verhältnissen in Florenz mit dem genauesten Studium dieser Sammlung zu, als dessen Ergebniß die gelehrte Beschreibung derselben 1760 erschien*). Wenn unter allen Umständen die genaue Beschäftigung mit einer bedeutenderen Sammlung von Kunstwerken einer Gattung für den Forscher von großem Nutzen ist, weil nach der einen Seite die Gleichartigkeit der technischen und stilistischen Voraussetzungen eine feste Grundlage für die Methode bietet und durch Concentration den Blick schärft, auf der andern Seite die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche zur Darstellung gebracht werden, den Gesichtskreis erweitert, während sie ihn in bestimmten Grenzen festhält, so war für Winckelmann die Untersuchung dieser großen Gemmensammlung um so wichtiger, als sich hierfür in Rom keine ähnliche Gelegenheit bot. Grade diese kleinen Kunstwerke bieten die schwierigsten Probleme für

*) Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch dediée à son Eminence Monseigneur le Cardinal Alexandre Albani par M. l'Abbé Winckelmann Bibliothécaire de son Eminence. A Florence MDCCLX. 4 (596 Seiten außer Vorrede und Register). Der Titel Abbe, damals für Gelehrte gewöhnlich, veranlaßte vielfach die Meinung, daß Winckelmann Geistlicher sei. Darüber schrieb er am 30. März 1765: „Die Ehrenworte bleiben künftig weg, zumahl mir dieselben nicht zukommen: denn der Abt ist nur eine Bezeichnung eines Menschen, welcher kein Weltlicher ist. Im übrigen bin ich kein Geistlicher, auch nicht gesonnen es zu werden, daher ich ein Canonicat ausgeschlagen. Ich könnte alle Stunden heirathen. Wir sind hier ganz und gar nicht Titelmäßig, und wenn ich noch mehr wäre, als ich bin, so heiße ich il Sig$^{re.}$ Giovanni".

Kritik und Erklärung dar, und während sie durch den weitesten Kreis von Vorstellungen der verschiedensten Art Phantasie und Geist fortwährend in Anspruch nehmen, stehen sie in der engsten Verbindung mit den feinsten Fragen der Kunstgeschichte und der Erforschung des künstlerischen Ausdrucks. Eine Sammlung wie die Stoschische im Zusammenhang gründlich durcharbeiten hieß daher in der That einen vollständigen Cursus der Archäologie auf einen bestimmten Kreis von Monumenten angewendet durchmachen.*)

Diese Reisen nach Neapel und Florenz sind die einzigen, welche Winckelmann von Rom aus machte. Er hatte damals (1758) den ernsten Plan einer Reise nach Griechenland gefaßt, die er als sicher bevorstehend mehrfach ankündigte, ohne sie unternehmen zu können. Aber er gab den Gedanken nie auf. Zwar als im Jahre 1767 Baron Riedesel zu einer gemeinsamen Reise nach Griechenland und dem Orient aufforderte, mußte er darauf verzichten, sich ihm anzuschließen; allein noch bei der Rückreise nach Deutschland war es sein Lieblingsgedanke, endlich die Mittel zu beschaffen, nach Griechenland zu gelangen und in Olympia Ausgrabungen zu veranstalten. Auch weniger umfassende Pläne auszuführen, das Königreich Neapel zu Fuß zu durchwandern, nach Sicilien mit einem Zeichner zu gehen, um dort die merkwürdigsten Monumente aufnehmen zu lassen, war ihm nicht vergönnt.

Ein neues wichtiges Gebiet der alten Kunst betrat Winckelmann in den Anmerkungen über die Baukunst der

*) Im Jahre 1762 hatte Winckelmann noch ein Sendschreiben an Mengs vor, dessen vornehmster Inhalt eine Kritik über Natter's Werk vom Steinschneiden sein sollte, wozu er Ursache und Materie zu haben glaubte.

Alten. Er glaubte Nichts gemacht zu haben, was so ordentlich und zugleich nützlich sei, und ließ zwei Kupfer dazu auf seine Kosten stechen; um diesen Aufwand zu machen, hatte er es sich „aus dem Maul entzogen." Kaum war die Handschrift zum Druck abgesandt, fand er so viele Zusätze und Berichtigungen, daß er sofort an eine zweite Bearbeitung ging. In dieser gefiel ihm 1762 das Werkchen fast vor Allem, was er gemacht hatte. Wenn diese Schrift gleich gegen die großartigen Entdeckungen, welche von Stuart an auf dem Boden Griechenlands selbst die Kenntniß der griechischen Architektur befördert haben, als weniger erheblich zurücktritt, so legt sie doch auch Zeugniß ab von dem eigensten Zuge der Winckelmann-schen Anschauung, indem er auch hier auf die griechische Kunst zurückging und die vergessenen Tempel von Paestum in ihrer Bedeutung zur Geltung brachte.*)

Sieht man von einigen kleineren Abhandlungen ab, welche einzelne Fragen über Kunst besprachen, so haben wir den Kreis der Schriften, welche als die Vorbereitung zur Kunstgeschichte gelten können, durchmustert. Finden wir ihn gleich thätig, von den verschiedensten Seiten her jegliches Material der Kunstgeschichte zu durchforschen, das seinem Zwecke dienen konnte, so dürfen wir um so weniger vergessen, daß er sich nie in unwesentlichen Nebendingen verlor, daß die Hauptwerke der Kunst, zu denen ihn sogleich sein richtiger Sinn für das Schöne geführt hatte, der eigentliche Gegenstand seiner Betrachtung waren und blieben. Diese anzuschauen, unter einander und

*) Im Jahre 1762 gaben ihm die Mittheilungen von Riedesel Veranlassung zu Anmerkungen über die alten Tempel zu Girgenti in Sicilien.

mit einander zu vergleichen, konnte er nicht müde werden; ihre Schönheit erfüllte ihn mit einer Begeisterung, welche jene wahrhaft dichterischen Beschreibungen hervorrief, deren Klarheit und Wärme noch heute die sicherste Gewähr für die Wahrheit und Gediegenheit seines künstlerischen Gefühls geben. Das allmählige Wachsen und Reifen der Kunstgeschichte können wir durch die ganze Reihe von Jahren, die bis zu ihrer Vollendung verflossen, in Winckelmann's Briefen verfolgen. Als Winckelmann den Gedanken derselben festgefaßt hatte (1757), beschloß er neben dem Studium der alten Bildwerke die griechische Literatur im Zusammenhang nach diesem Gesichtspunkt durchzumachen. So eifrig war er bei dieser Arbeit, deren Umfang er sich nicht verhehlen konnte, daß er am Ausgang des Jahres hoffte, sie im nächsten Frühjahr in den Druck zu geben, und im Februar 1758 theilte er seinem Freunde Behrendis den Grundplan und den Anfang der Ausarbeitung mit.*) In der That schickte er von Florenz aus den ersten Theil der Schrift unvollkommen, wie sie damals war, zum Druck ab, war aber

*) Briefe I. p. 256:

Versuch einer Geschichte der Kunst im Alterthum, sonderlich unter den Griechen.

Erster Theil.

Von dem Wachsthum und Fall der Kunst durch sich selbst.

Cap. I. Vom Ursprung der Kunst.

Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Nothwendigen angefangen, nachdem sucht man die Schönheit, und endlich folgte das Ueberflüssige: dieses sind die drei vornehmsten Stufen der Kunst. Die ältesten Nachrichten lehren uns, daß die ersten Figuren vorgestellet, was ein Mensch ist, nicht wie er uns erscheinet; den Umkreis desselben, nicht dessen Ansicht: dieses war das Nothwendige. Von der Einfalt der Gestalt ging man zur Un-

froh, als der Buchhändler Schwierigkeiten machte, daß er sich seine Schrift wiederschicken lassen konnte, die er nun vollständig umwarf. Daher hatte im Herbst 1759 dieser erste Theil seiner Schrift schon wieder eine ganz andere Gestalt gewonnen, und er setzte sich bei der Verhandlung mit dem Verleger die Frist von einem Jahr. Bis dahin, meinte er, läuft viel Wasser ab. Im nächsten Frühjahr hatte er denn auch zu berichten, daß es mit seiner Geschichte der Kunst noch weitläuftig aussehe: er bestrebe sich in strenger Ordnung systematisch zu handeln, was keine leichte Arbeit sei. Da auch die Kenntnisse bei einem Menschen, welcher auf einen Punkt allein sein Denken, Lesen und Suchen gerichtet habe, in einem Jahre ungemein zunehmen, so seien auch immer viele Aenderungen zu machen. Aber er hatte die Zuversicht, daß es seinen künftigen Lesern lieb sein werde, daß er so lange daran gekünstelt habe. Noch im Anfang 1761 fand er, daß er bei dieser wichtigen Unternehmung, systematisch und historisch zugleich von der

tersuchung der Verhältnisse, wodurch die Großheit in die Kunst kam, und endlich gelangte man stufenweise zur höchsten Schönheit. Nachdem alle Theile derselben vereinigt waren und man auf ihre Ausschmückung gedachte, fiel man in das Ueberflüssige und Gekünstelte, und dieses wurde so weit getrieben, bis sich die Großheit der Kunst unter den Zierrathen derselben verlohr, und zuletzt ging die Kunst selbst in die Vergessenheit rc.

In eben dieser Ordnung fange ich von neuem beim Nothwendigen an und gebe bis zur Schönheit rc.

Cap. II. Von der Kunst unter den Egyptiern. III. Unter den Etruriern. IV. Unter den Griechen.

Zweiter Theil.

Vom Wachsthum und Fall der Kunst durch äußere Umstände rc.

Der Erste Theil ist also blos theoretisch.

Kunst des Alterthums zu schreiben, wie mit einem Fuß von Blei gehe, glaubte aber doch, im Laufe des Sommers sein Werk bis Michaelis zum Druck fertig zu machen. Allein jetzt veranlaßten die Beobachtungen und Entdeckungen auf der Reise nach Neapel wiederum große Aenderungen und erst durch diese hielt er sich in den Stand gesetzt, das Capitel von der griechischen Kunst zu endigen. „Mir fehlt die Zeit," klagt er im März 1762, „und ich habe nur eine Hand, da andere Schriftsteller wenigstens zum Abschreiben Hülfe haben, dieses macht mir meine Arbeit sehr schwer. Wie oft habe ich die Geschichte der Kunst abgeschrieben und wie viele Stöße von ersten Entwürfen." Im Frühjahr wurden von neuem die ersten Hefte des ausgearbeiteten Werkes nach Dresden zum Druck geschickt, allein im Februar 1763 war erst ein halber Bogen zur Probe gedruckt. Der Verleger hoffte es zwar bis zur Michaelismesse liefern zu können, allein erst im Jahre 1764 erschien Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums in zwei Quartbänden. Winckelmann war höchst unzufrieden, daß diese Arbeit über zwei Jahre aus seinen Händen gewesen war, in welcher Zeit dieselbe so ansehnlich hätte vermehrt und verbessert werden können. Nachdem sie aber wirklich erschienen war, beschloß er sofort Anmerkungen über dieselbe zu entwerfen, in welchen alle Berichtigungen und Zusätze zu einem selbständigen Ganzen verarbeitet werden sollten. Als er sich im Jahr 1766 an diese Arbeit machte, war er entschlossen, alle Kräfte an dieselbe zu setzen, da es seine letzte deutsche Schrift sein sollte; er hoffte aber auch, daß es das Beste sein werde, was er je gemacht habe, denn er hatte an vier Jahre auf diese Arbeit gedacht und nach und nach seine Gedanken zu derselben angemerkt. Kaum waren die Anmerkungen über die Ge-

schichte der Kunst des Alterthums (Dresden 1767) erschienen, so ging Winckelmann schon allen Ernstes an eine völlig neue Umarbeitung der Kunstgeschichte. Er dachte daran, sie in französischer Sprache erscheinen zu lassen, und wollte anfangs selbst die Uebersetzung machen, allein er erkannte, daß ihm dazu Zeit und Lust mangeln würde, und sah sich deshalb ernstlich nach einem tüchtigen Uebersetzer um, den er in Berlin zu finden hoffte. Während dessen war er unablässig mit derselben beschäftigt und zwar mit großem Vergnügen, weil ihm däuchte, daß es etwas Vollkommnes werden könne. Im Februar 1768 lag die ganz umgeschmolzene und ansehnlich vermehrte Geschichte der Kunst zur Uebersetzung fertig vor ihm. „Ich schlage das Buch zuweilen nur auf," schreibt er, „um fröhlich zu sein, denn ich bin völlig mit mir zufrieden. Ich verstand noch nicht zu schreiben, da ich mich an dieselbe machte, die Gedanken sind noch nicht gekettet genug; es fehlet der Uebergang von vielen in diejenigen, die folgen, worin die größte Kunst bestehet. Die Beweise haben nicht alle mögliche Stärke, und ich hätte hier und da noch mit mehrerem Feuer schreiben können." Allein auch so hörte er nicht mit Verbessern und Nachtragen auf und das letzte, was er vor seiner Ermordung geschrieben hat, waren Erinnerungen für den künftigen Herausgeber der Geschichte der Kunst, deren zweite Ausgabe durch die Akademie in Wien 1776 nicht ohne Willkür besorgt wurde.

In diesem Werke ist nun, wie schon bemerkt, zuerst der Begriff der Kunst auf eine würdige Weise gefaßt, und die Schönheit als das letzte Ziel derselben bezeichnet. „Lange," sagt er im Gefühl seiner Unzulänglichkeit gegenüber einem großen Geheimnisse der Natur, „lange, aber zu spät, habe ich der Schönheit nachgedacht, und in dem schönsten und reifen Feuer

der Jahre ist mir ihr Wesen dunkel geblieben, daher ich nur unkräftig und ohne Geist von derselben reden kann; meine Bemühung kann indessen Andern der Antrieb zu gründlichern und von der Grazie begeisterten Lehren werden."*) Die höchste Schönheit, lehrt er, ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Diese vollkommene Schönheit ist eine, aber in ihrer Einheit mannigfaltig, sie ist nicht bezeichnend, sondern über jeden Ausdruck erhaben, wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, rein, ohne Farbe und ohne Geschmack ist. Diese vollkommene reine Schönheit aber ist über die menschliche Natur erhaben, welche den Leidenschaften unterworfen ist, daher die

*) Es ist interessant, Mengs Gedanken über die Schönheit zu vergleichen, welche „Herrn Johann Winckelmann gewidmet vom Verfasser", Zürich 1762, erschienen. Man erkennt deutlich, wie die übereinstimmende Grundanschauung, durch wechselseitige Gespräche gemeinsam ausgebildet, in Beiden doch einen individuell verschiedenen Charakter und Ausdruck erhält. Winckelmann schreibt darüber 1761 (Briefe II. S. 72 f.): „In Absicht der Erklärung des Begriffs der Schönheit haben Sie recht im Wunsche, aber Sie fordern zu viel; der Verfasser hat vermuthlich die Schwierigkeit eines handgreiflich klaren Begriffs, den Niemand hat geben können, eingesehen, und deswegen hat er denselben in ein erhabenes Bild gefasset, welches ich niemals ohne Rührung habe lesen können, und ich preise Gott, der solche Kraft zu denken in den Menschen geleget hat. In Absicht der Schönheit der Kunst gehe ich mit demselben auf's Lanzenbrechen, und ich will gerne wider eine solche Gegenpart verlieren: aber ich spanne alle Kräfte an gegen ihn zu bestehen. Im übrigen habe ich denselben niemals gemeistert, und mich geweigert, Hand an seine Arbeit zu legen."

Kunst in ihren Darstellungen des Ausdrucks nicht entrathen kann. Die höchste menschliche Schönheit findet sich aber in der Wirklichkeit nie vollkommen, sondern stets nur in einzelnen Theilen, der Künstler also, dessen letzte Aufgabe ihre Darstellung ist, muß diese einzelne oder individuelle Schönheit in ihren verschiedensten Erscheinungen beobachten und in sich aufnehmen, um nun durch eine freie Schöpfung seines Geistes die ideale Schönheit darzustellen, welche in der Natur nirgend existirt. So wie ein jeder Künstler diese Aufgabe je nach seinen Kräften zu lösen strebt, so sucht auch jedes Volk in den Werken seiner Kunst die Idee des Schönen seinem nationalen Charakter gemäß auszudrücken. Es ist die Aufgabe der Kunstgeschichte, nachzuweisen, wie ein jedes Volk im nothwendigen Zusammenhang mit seiner gesammten geistigen Entwicklung diese Aufgabe gelöst, und bis zu welcher Stufe der künstlerischen Bildung es gediehen ist, und da ergiebt sich bald, daß nur den Griechen verliehen war, die Schönheit in ihrer möglichsten Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit zu bilden, daß die Kunstentwicklung der übrigen Völker nur Vorstufen für die griechische Kunst sind. Daher begann er die Geschichte der Kunst bei den Aegyptern, welche sich über die Anfänge der Kunstbildung im Laufe vieler Jahrhunderte nicht haben erheben können, und betrachtete sodann die Kunst der Etrurier, welche als das älteste Volk in Europa die Kunst geübt haben, und besonderer Aufmerksamkeit würdig seien, da sie über die älteste Kunst der Griechen Auskunft zu geben vermögen. Und hier brachte er zuerst Licht in die unglaubliche Verwirrung, welche zumal auf diesem Gebiete der Kunstgeschichte herrschte, und bezeichnete den Weg, welcher durch spätere Forschungen zu immer genauerer Unterscheidung der griechischen und etruskischen Kunst geführt

hat. Bei den Griechen gelangte erst die Kunst zur Freiheit und zur naturgemäßen Entwicklung, in welcher Winckelmann vier verschiedene Stufen erkannte, des alten, des hohen, des schönen Stils, und der sinkenden Kunst, wie sie nach Rom verpflanzt wurde und dort in Barbarei erstarb. Nur die griechische Kunst hat die Fülle der mannigfaltigsten Idealbildungen geschaffen, deren Wesen und Bedeutung von ihm zuerst richtig gewürdigt und treffend geschildert wird. Diese Entwicklung der Kunst läßt sich aber nur begreifen und verstehen an und durch die Kunstwerke; ihre Würdigung, ihr Verständniß giebt den einzig richtigen und sichern Maßstab ab. Als unentbehrliche Hülfsmittel sind damit dann auch die Nachrichten zu verbinden, welche wir bei den Schriftstellern über Kunst und Kunstwerke finden, um so ein möglichst vollständiges Bild von dem allmähligen Wachsthum der Kunst zu gewinnen. Denn die Kunstgeschichte soll keine Geschichte der Künstler und ihrer Schicksale, sondern die Geschichte der Kunst und ihrer lebendigen Entwicklung sein. Wer mit künstlerischem Sinn, mit Aufmerksamkeit und Fleiß die Kunstwerke der Alten betrachtet, sie prüfend vergleicht, den lehren sie selbst ihre Geschichte und offenbaren ihm die Kennzeichen und Merkmale, welche das Wachsthum, die Blüthe und den Verfall der Kunst bezeichnen, sie lehren ihn den Unterschied der Stilarten kennen und den Spielraum ermessen, welcher innerhalb ihrer Grenzen der Individualität des Künstlers vergönnt ist. Die Ausbildung der Kunst bei einem Volk aber ist das höchste und letzte Resultat seiner ganzen Organisation und Bildung und kann vollständig nur im Zusammenhange mit allen Verhältnissen und Umständen begriffen werden, unter welchen es sich entwickelt hat. Es ist daher die Aufgabe der Kunstgeschichte, alle

diese verschiedenen Momente, den Einfluß der natürlichen Beschaffenheit des Landes und des Klima auf die geistige und körperliche Entwicklung des Volkes, die Gestaltung der politischen Verhältnisse, als die Grundlage der sittlichen und geistigen Ausbildung, den Zustand der Literatur in ihrem nothwendigen und innigen Zusammenhange mit der Entwicklung der Kunst zu berücksichtigen und zusammenzufassen.

Kann der Umstand, daß diese Ansichten jetzt allgemein gültig und geläufig sind, unsere Bewunderung vor dem Manne nicht schwächen, der sie zuerst als die wahren erkannt und zuerst sich die Aufgabe gestellt hat, sie in genauer Ausführung zu bewähren, so wird dieselbe nicht wenig gesteigert, wenn wir uns vergegenwärtigen, aus welchem Material der Kunstbetrachtung Winckelmann ein Gebäude der Kunstgeschichte aufführte, das in seinem Grundriß und seinen wesentlichen Theilen auch heute noch in voller Wahrheit besteht. Die Sammlungen Roms boten ihm in der kaum übersehbaren Fülle ihrer Monumente mit ganz geringen Ausnahmen nur die Ueberreste römischer Kunst. Sie zeigten ihm die griechische Kunst nur in dem Reflex der Nachahmung und Umbildung, welche dieselbe unter dem Einfluß der Cultur des Kaiserreichs erfahren hatte. Was die neapolitanischen Anschauungen in dieser Beziehung berichtigen und erweitern konnten, war wenig im Verhältniß zu dem überwältigenden Reichthum Roms. Echte Werke griechischer Künstler aus der älteren Zeit, wie aus der Zeit der Blüthe hat Winckelmann nur ganz vereinzelt sehen können. Wenn wir heute, angesichts der zahlreichen großen Entdeckungen in Griechenland und Asien, welche wahre Kenntniß griechischer Kunstwerke aus dem Zeitraum, in dem es eine wirklich griechische Kunst gab, erst unserm Jahrhundert ge-

währt haben, gestehen müssen, daß Winckelmann den Gang der griechischen Kunstgeschichte in ihren wesentlichen Zügen richtig vorgezeichnet habe, mit welchem Staunen stehen wir auch hier wieder vor dem Seherblick des Mannes, der aus dem Schattenleben der römischen Kunst die griechische in's Leben zu rufen vermochte.

Wie Winckelmann's Kunstgeschichte ein echtes Denkmal deutschen Geistes und deutschen Forschens ist, so nimmt sie auch als ein Denkmal deutscher Sprache in der Geschichte unserer Literatur einen ehrenvollen Platz ein. Zu einer Zeit, wo die deutsche Prosa nichts von Bedeutung aufzuweisen hatte, schuf er nach dem Vorbilde der Alten sich eine Sprache, welche durch Einfachheit und Strenge, bezeichnende Klarheit, Kraft und Würde und besonders eine „großartige Ruhe in der Begeisterung“ stets musterhaft bleiben wird. Welchen Einfluß er durch dieses Werk auf die deutsche Literatur gewonnen habe, ist hier nicht auszuführen, es genügt mit einem Wort daran zu erinnern, was die bedeutendsten Männer unserer Nation, was Lessing, Herder und Goethe ihm verdanken. Ueberhaupt war der Einfluß, welcher auf die Entwicklung der nächstfolgenden Zeit von ihm ausging, ein nicht zu berechnender. „Er ist als einer der Menschen anzusehen, welche im Felde der Kunst für den Geist ein neues Organ und ganz neue Betrachtungsweisen zu erschließen wußten.“ Es war nicht allein die Auffassung und Würdigung der bildenden Kunst, für welche er dem ausübenden Künstler, wie dem Kunstrichter eine neue Bahn gebrochen hat; er eröffnete eine Betrachtung des gesammten Alterthums, welche die neuere Alterthumsforschung zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung wesentlich angeregt hat, und in den wichtigsten Beziehungen die Grundlage unserer

heutigen Bildung geworden ist. Ja er hat dadurch, daß er die Kunst in ihr eigentliches Recht einsetzte, daß er „ihre Betrachtung den Gesichtspunkten gemeiner Zwecke und bloßer Naturnachahmung entriß" und auf das wahre Wesen derselben lenkte, daß er auf die Anerkennung des Geistigen in der künstlerischen Schöpfung drang, dem Streben des menschlichen Geistes eine neue Richtung gegeben. Dieses Verdienst Winckelmann's fand sogleich allgemeine und laute Anerkennung. Man fühlte, daß man durch ihn frei und reich geworden war, eine drückende Binde schien von Aller Augen genommen, das Wort war ausgesprochen, nach dem Jeder sich gesehnt, und das doch Keiner hatte finden können. Mit lebhafter Freude drängte man sich von allen Seiten in das wiedergewonnene Reich der Schönheit, Winckelmann's Namen war auf aller Lippen, seine Worte die Losung für Jeden, der die Kunst empfand oder zu empfinden vorgab. Nicht ihm fällt es zur Last, wenn nicht blos die Menge, die mit Worten statt wahrer Empfindung zufrieden ist, sondern selbst Männer, die es ernst mit der Kunst meinten, glaubten, es sei nun alles gethan und Winckelmann's Bestimmungen zur todten Formel erstarren ließen. Wie wenig haben sie den unermüdlichen Forschungstrieb und den ehrlichen Wahrheitssinn des trefflichen Mannes erkannt! Wenn gleich Einzelne lieber Mängel an ihm haben bemäkeln wollen, die zu verbessern Jedermanns Sache, als das anerkennen, was nur ihm zu leisten möglich war *), so ist doch allgemein, namentlich

*) Als ein charakteristisches Beispiel mag gelten, was Weiße an Klotz schreibt (Briefe deutscher Gelehrten an Klotz, I. S. 62): „Von Winckelmannen glaub ich nicht, daß Sie viel zu befürchten haben. Er giebt bei allen seinen Verdiensten Schwächen genug, wo man ihn angreifen kann, er nimmt aber überhaupt gern die stolze und verächtliche

seit Goethe's musterhafter Schilderung, seine Größe anerkannt, und nicht allein gelobt, sondern man darf behaupten, was nicht von allen gepriesenen Männern gesagt werden kann, daß Winckelmann stets die lebendigste Wirkung ausgeübt hat und fortwährend ausübt. Ist auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte das Einzelne vielfach anders gestaltet worden, hat auch die neuere Philosophie die Begriffe vom Schönen und von der Kunst schärfer und richtiger bestimmt, so haben die Männer, welche am eifrigsten die von ihm begonnenen Forschungen zu fördern bestrebt gewesen sind, auch am wärmsten „die herrliche Stiftung neuer Lehre und Erkenntniß durch Winckelmann gepriesen, der in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirge durch seine Zeit stand, und durch Sinn und Geist nicht dieser angehörte, sondern entweder dem Alterthum, oder der Zeit, deren Schöpfer er war, der gegenwärtigen." *) Noch ist der Mann nicht erfunden worden, der es unternommen hätte, eine Kunstgeschichte zu schreiben, wie Winckelmann, noch steht sie als das unerreichte Vorbild da, unübertroffen in ihrer Macht, den empfänglichen Sinn für das Schöne zu begeistern und zu weihen.

Diejenige Schrift, in welcher Winckelmann menschlicher

Miene gegen andere Gelehrte an, um seinen Ruhm hervorstechender zu machen: doch wollt ich Alles drauf wetten, daß er Sie nicht angreift." (S. 82): „Ich läugne nicht, daß ich eine kleine boshafte Freude habe, daß die kleinen deutschen Magisterchen, wie er die Gelehrten seiner Landsleute bisweilen verächtlich zu nennen pflegt, auch noch Einsicht und Geschmack genug haben, ihn zu beurtheilen: Ich sehe Ihrer Kritik mit Verlangen entgegen."

*) Schelling, Ueber das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur, S. 11.

Schwachheit seinen Tribut entrichtet hat, ist der **Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst**, welche 1766 ohne seinen Namen erschien, da er hoffte, kenntlich genug in der Schrift zu sein*). Er bekennt, daß er sich mit diesem Gegenstand schon beschäftigt habe, ehe er nach Italien ging, und ohne Frage hat auf die Wahl dieses Gegenstandes und

*) Die Schrift sollte Anfangs Mengs gewidmet werden, später wollte er sie der unter Hagedorn's Leitung neugestifteten Akademie der schönen Künste in Dresden zuschreiben, schließlich wurde sie der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen zugeeignet, welche ihn zu ihrem Mitgliede gemacht hatte. Das Denkschreiben an dieselbe, welches im Original vor mir liegt, lautet:

Regiae Scientiarum Societati, quae Goettingae floret, Illustri ejusdem Directori, singulisque Membris splendidissimis ευ διαγειν Jo. Winckelmann.

Totius vitae anteactae studiorumque meorum fructum percepisse mihi visus sum, Viri Illustres, ex quo die honorificentissimis titulis, quorum quidem parum in me agnosco, Regiae Scientiarum Societati a vobis adscriptus sum.

Ipsam mihi patriam, in cujus amore nemini unquam cedo, cariorem quodammodo reddidit indulgentia vestra et conatuum meorum liberalis aestimatio, novo hoc quo me obstrictum gaudeo gloriorque, communis in patriam amoris vinculo, ita ut pristino patriae juri restitutum me denuo profitear, et Vobiscum in illa praeclara Germaniae luce praesens conversari mihi videar. Semper quidem in votis fuit, ut si quid ad elegantiores artes illustrandas lucis mea qualicumque opera adferri possit, Patriae illud utilitati Civibusque meis potissimum dedicarem, nunc vero maxime in hoc stadio decurrenti, Viri Illustres, stimulum addidistis, unde pro virili adnitendum est, ut quae postea meditabor respondeant iis quae calculo Vestro non indigna judicavistis.

Vobis ego Vestraeque humanitati, qua me recepistis, submitto, quod publicae luci destinavi, Tentamen Allegoriae patria

seine Behandlung Oeser Einfluß geübt, der bekanntlich der Richtung jener Zeit auf das Allegorische stets mehr als billig zugethan war. Auch in Rom hatte Winckelmann über diese Arbeit fortwährend „gedacht und gemörtelt"; im Jahr 1759 war er bereits an der Ausarbeitung; da aber ein Freund von dieser Schrift nur eine sehr geringe und niedere Meinung faßte, so gab er derselben während der Villegiatur eine ganz neue Gestalt. Er hatte besonders die Künstler in's Auge gefaßt und wollte ihnen die Allegorie nützlich, brauchbar und leicht machen, welches nicht sowohl durch allgemeine Betrachtungen als Anzeige der besten Bilder geschehen müsse. Daß dieser Versuch nicht gelungen und sowohl in Ansehung der Erfindung als der Gelehrsamkeit Winckelmann's anderen Arbeiten nicht ebenbürtig sei, liegt zu Tage, und wurde auch von den Zeitgenossen sogleich erkannt und öffentlich ausgesprochen.

Neben den Vorbereitungen, welche Winckelmann für die Kunstgeschichte machte, gingen die Studien, welche auf die Erklärung der Kunstwerke gerichtet waren, wie es in der Natur der Sache lag, gleichmäßig fort. Wem es ernstlich drum zu thun war, in die geistige Bedeutung der Kunstwerke einzudringen, der konnte nicht verkennen, daß eine wirkliche Würdigung des Kunstwerks nur aus dem vollen Verständniß

---

sermone conscriptum; sacrum istud Nominibus Vestris esto, ut splendido isto titulo, instar Pindariei προϑυρου opusculo praefixo, decus sibi majus conciliet, et quasi publica auctoritate Vestroque adsensu munitum prodeat.

Devotum me Vestrae Societati addictumque tuemini, gratumque singulis, ubi ejus copia dabitur, praestiturum me confidite.

Romae, ex aedibus Albanis ad quatuor Fontes a. d. 30. Mart. 1765.

dessen, was der Künstler darzustellen beabsichtigte, hervorgehen konnte. Die grenzenlose Verkehrtheit und Willkür der Kunsterklärung damaliger Zeit zu beseitigen und Klarheit und Methode an ihre Stelle zu setzen, brachte Winckelmann zwei Erforderniße mit, welche den Antiquaren fast ganz abhanden gekommen waren, eine aus den Quellen geschöpfte Vertrautheit mit griechischen Dichtern und griechischer Mythologie. Wer mit dieser ausgerüstet unbefangenen Sinnes an die Kunstwerke herantrat, hatte die Schlüssel für das richtige Verständniß derselben in seiner Macht. Kein Wunder, wenn Winckelmann auf Schritt und Tritt schon bekannte und neu entdeckte Kunstwerke fand, für welche sich ihm neue Deutungen mit unzweifelhafter Gewißheit ergaben. Die Sammlungen, welche ursprünglich für eine kleine Schrift zur Erläuterung schwieriger Punkte der Mythologie angelegt waren, mehrten sich von Monat zu Monat. Cardinal Albani allein sorgte durch seine Ausgrabungen und Ankäufe, daß neue und interessante Monumente nicht ausgingen. Winckelmann sah ein, daß es ihm möglich sein würde, den ganzen Kreis von Vorstellungen, welchen die alte Kunst gebildet hat, in auserlesenen Belegen zu umspannen und an ihnen die Methode der richtigen Deutung nachzuweisen. Er sparte nicht Eifer noch Mühe, um wichtige neue Kunstwerke zu erlangen, und er darbte es sich vom Munde ab, um von den besten Künstlern genaue Zeichnungen und sorgfältige Kupferstiche herstellen zu lassen. In den späteren Jahren hielt er einen Zeichner nebst einem Kupferstecher in beständigem Solde und theilte Alles mit ihnen, wie es Gott bescherte. „Niemand," schreibt er, „hat sich nach meinem Tode etwas zu versprechen, denn ich gehe wie ein leichter Fußgänger mit fröhlichem Gesichte aus der Welt, und arm wie ich gekommen

bin." So gelang es ihm, dem vermögenslosen Gelehrten, das in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattete Prachtwerk seiner Monumenti antichi inediti (Rom 1767) herauszugeben, das Fundamentalwerk der archäologischen Hermeneutik und Kunstmythologie, noch heute ein unentbehrliches Hülfsmittel. Allerdings lassen die Zeichnungen, trotz der Sorgfalt, welche Winckelmann auf sie verwendete, an Genauigkeit des Einzelnen und an getreuer Wiedergabe des Stilistischen oft viel zu wünschen übrig und geben auch ihrerseits Zeugniß, daß jede Zeit in der Auffassung und Wiedergabe der Antiken in einer eigenthümlichen Weise gebunden und beschränkt ist, welche eine fortgeschrittenere Zeit leicht als fehlerhafte Manier erkennt. Dies hindert aber keineswegs anzuerkennen, daß sie für ihre Zeit Bedeutendes leisteten und es dadurch möglich gemacht haben, später höhere Anforderungen zu stellen und ihnen zu genügen. Daß sich in Winckelmann's Erklärungen einzelne Mißgriffe nicht gar selten finden, kann nicht überraschen, ja man muß zugestehen, daß er sich durch eine Neigung, Neues und Seltenes an's Tageslicht zu ziehen, zu Deutungen bestimmen ließ, die er selbst nicht hinreichend geprüft hatte, und daß das Vergnügen, welches er empfand, schwierige Stellen der Klassiker aus Monumenten zu erklären und damit den von ihm gering geschätzten Gelehrten jenseits der Alpen zu imponiren, ihn gelegentlich vergessen ließ, daß er auf diese Weise selbst der gelehrten Pedanterie ein Opfer brachte, welche er züchtigen wollte. Allein auch hier verschwinden solche Ausstellungen gegen das Verdienst, welches Winckelmann sich im Großen erwarb. Mit einem Schlage vernichtete er das Unwesen, welches die Erklärung der Kunstwerke fast ausschließlich auf die römische Geschichte gründete, und indem er mit klarem Blick erkannte, daß die alten

Kunstwerke mit wenigen, für jeden Fall zu begründenden Ausnahmen, nur Gegenstände der griechischen Sage und Poesie darstellten, steckte er die unverrückbaren Grenzen des Gebietes ab, auf welchem die archäologische Hermeneutik sich zu bewegen hat, und versetzte den Kunsterklärer in die Atmosphäre, in welcher eine gesunde Anschauung und Auffassung der alten Kunstwerke allein gedeihen kann. Dann aber richtete er den Blick von geringfügigen Kleinigkeiten, welche früher meistens das größte Interesse gefunden hatten, auf das Wesentliche und Bedeutende. Er lehrte die stumme aber ausdrucksvolle Sprache der Kunstwerke verstehen, er drang darauf, daß die letzte Aufgabe der Kunsterklärung sei, das Aufgehen des Inhalts in der künstlerischen Form des Schönen zu begreifen. In begeisterter und klarer Schilderung wies er nach, wie in den Gestalten der Götter und Heroen durch die mannigfaltigste Abwechslung im Geschlecht, Alter und Charakter die Ideen, welche den Geist der Griechen erfüllten, in einer dem Wesen der Kunst entsprechenden Weise vollständig und erschöpfend ihre Darstellung gefunden haben.

Ueber zwölf Jahre waren unter angestrengten Arbeiten verflossen und hatten Winckelmann in Rom eine zweite Heimath finden lassen, von welcher zu trennen er sich um so schwerer entschließen konnte, als er dort in einem ihm angenehmen freundschaftlichen Verkehr unabhängig lebte und sich eine Anerkennung errungen hatte, wie sie einem Fremden in Italien schwer zu Theil wird. Den glänzendsten Beweis derselben hatte er im Jahre 1763 erhalten, als ihm nach dem Tode von Venuti die für seine Studien wichtige und einflußreiche Stellung eines Oberaufsehers der Alterthümer in und um Rom vom Papste ertheilt wurde. Allein auch in Deutschland war sein Ruhm

allgemein verbreitet. Man wünschte den berühmten Landsmann an mehr als einem Orte zu besitzen, man wollte ihn wenigstens im Vaterlande wiedersehen. Winckelmann hatte mancherlei innere und äußere Schwierigkeiten zu überwinden, bis er endlich seiner eigenen Neigung und wiederholten dringenden Einladungen nachgeben und eine Reise nach Deutschland unternehmen konnte. Im Frühjahr 1768 trat er dieselbe mit seinem Freunde, dem nach Berlin berufenen Bildhauer Cavaceppi, an. Allein kaum hatte er den Boden von Deutschland betreten, als ihn eine unerklärliche Schwermuth und eine nicht zu bemeisternde Sehnsucht nach Italien befiel, so daß er schon in Regensburg umkehren wollte und nur mit Mühe bewogen werden konnte, nach Wien zu reisen. Weder die ehrenvolle Aufnahme, welche ihm hier zu Theil wurde, noch die Ueberredungsversuche seiner Freunde vermochten ihn zur Fortsetzung seiner Reise zu bewegen, er kehrte von hier nach Rom zurück. In Triest mußte er einige Tage auf eine Schiffsgelegenheit warten; in dem Wirthshaus, das er bewohnte, lernte er einen gewissen Arcangeli kennen, der sich durch zuvorkommende Höflichkeit und Gefälligkeit dem arglosen Winckelmann so zu empfehlen wußte, daß er ihm auch die goldenen Medaillen zeigte, mit welchen er in Wien beschenkt worden war. Diese reizten die Habsucht des Elenden, der schon früher wegen Diebstahl bestraft worden war, so daß er den Entschluß faßte, ihn zu ermorden und zu berauben. Am Morgen des 7. Juni trat er in Winckelmann's Zimmer, unter dem Vorwand, von ihm Abschied zu nehmen, und bat, die Medaillen noch einmal sehen zu dürfen; da jener sich bückte, um sie aus dem Koffer zu nehmen, warf er ihm eine Schlinge um den Hals. Vergebens setzte sich Winckelmann kräftig zur Wehre; während er mit dem

Mörder rang, erhielt er von diesem mehrere Dolchstiche. Die Wunden waren tödtlich, und noch am Nachmittage desselben Tages gab Winckelmann seinen Geist auf.

Dieser schreckliche Tod, der ihn vor der Zeit hinraffte, erhöhte die Theilnahme und Bewunderung, welche man allgemein für ihn hegte. Allein es hätte dieses furchtbaren Ereignisses nicht bedurft, um seinen Namen unsterblich zu machen. Je weiter sich das Studium der Wissenschaft ausbreitete, welche er begründet hat, desto größer und tiefer ist die Verehrung vor seinen Verdiensten geworden, und sein Name wird genannt werden, so lange man die Werke der alten Kunst bewundern wird. Im Pantheon, wo Raphael ruht, ließ ein dankbarer Freund seine Büste aufstellen, in Triest bezeichnet ein Denkmal, von begeisterten Verehrern errichtet, seine Grabstätte, in deren Nähe seit Kurzem ein Museum der alten Kunst zu seinem Andenken gestiftet worden ist, und in seiner Vaterstadt seine Bildsäule zu errichten, ist ein Verein vaterländischer Kunstfreunde eifrig bemüht *). Die Wissenschaft feiert an manchen Orten in dankbarer Erinnerung an seine Verdienste seinen Geburtstag, und auch unsere heutige Zusammenkunft ist, wenn Sie Ihre Theilnahme auch ferner gewähren, nur der Anfang einer jährlichen Feier dieses Tages **).

*) Bekanntlich ist seitdem Winckelmanns von Wichmann verfertigte Bronzestatue in Stendal errichtet worden.

**) Die Rede schloß mit den Worten: „Aber sollen wir uns beschränken, nur in Worten seiner zu gedenken? Wollen nicht auch wir ihm ein Denkmal stiften, das seiner würdig sei? Wer in seinem Geiste handelt, und den Sinn für Schönheit in sich und Andern pflegt, der setzt ihm das schönste Denkmal. Noch fehlt unserer Stadt eine Sammlung, die uns die Meisterwerke der alten Kunst, von denen wir alle wenigstens

gehört und gelesen haben, in Nachbildungen zeigte, eine Sammlung, die auch nur von mäßigem Umfang, eine Zierde der Stadt sein würde, und bald ein Schatz und Trost für jeden, dessen Sinn für die Wohlthat der Kunst offen ist. Eine solche Sammlung zu begründen, bedarf es nur des Entschlusses Vieler unter uns, eines Entschlusses, der würdig ist, wie ich denke, der Gefühle der Bewunderung und Verehrung vor dem großen Manne, welche uns heute hier versammelt haben. Lassen Sie uns seinen nächsten Geburtstag feiern im Angesicht jener Meisterwerke der Kunst, welche ihn zu seinem großen Werke begeisterten." Die Sammlungen, welche ein in Folge dieser Aufforderung zusammengetretener Verein veranstaltete, hatten so günstigen Erfolg, daß das jetzige Universitätsmuseum in Greifswald dadurch begründet werden konnte.

Die Bildnisse Winckelmann's*).

Ein Aufsatz W. Hemsen's (in Prutz's deutschem Museum 1854 N. 11, S.394 ff.), welcher das von Angelica Kauffmann gemalte Bildniß Winckelmann's in Erinnerung gebracht und als das einzige glaubwürdige Porträt bezeichnet hat, veranlaßt mich, eine Uebersicht dessen mitzutheilen, was über die verschiedenen Bildnisse Winckelmann's bekannt ist.

Das älteste Porträt würde das von Oeser sein, da es aus der Zeit von Winckelmann's Aufenthalt in Nöthenitz und Dresden bis zum Jahre 1755 herrühren müßte; allein es ist wohl sehr fraglich, ob das kleine Medaillon, das sich auf dem von Oeser entworfenen Titelkupfer zu Huber's Uebersetzung der Kunstgeschichte (Leipzig 1781)**) befindet, nicht aus dem Gedächtniß entworfen ist. Auf demselben fällt besonders die

*) Allg. Monatsschrift 1854, S. 428 ff. Diesem Aufsatz ist ein zweiter von Hemsen gefolgt (Prutz's deutsches Museum 1856 N. 24, S. 876 ff.).

**) Es ist nachgestochen vor dem ersten Theil von Fea's Uebersetzung der Kunstgeschichte (Rom 1783), und vor dem zweiten von Jansen's französischer Uebersetzung (Paris 1794).

Nase auf, welche ungleich mehr gebogen und spitzer ist, als auf den andern Bildern; übrigens ist es nicht bedeutend.

Das nächstfolgende ist das von Winckelmann in einem Briefe an Muzzell Stosch vom 22. Januar 1760 (Br. I. S. 430) erwähnte: „Mein Portrait macht itzo ein geschickter dänischer Maler, und ich glaube, es sei eines der besten, die gemacht sind." Fernow (Winckelmann's Werke I. S. XLIII) und Rosetti (il sepolcro di Winckelmann in Trieste S. 159) nennen diesen Maler Hals, von dem ich so wenig als von seinem Bild etwas Näheres anzugeben weiß.

Vor dem Herbst 1761 muß auch das Porträt von Raphael Mengs gemalt sein, da dieser damals schon nach Spanien abgereist war und erst nach Winckelmann's Tode wieder nach Rom zurückkam (1770). Mengs war einer der ersten, mit denen Winckelmann nach seiner Ankunft in Rom im November 1754 Bekanntschaft machte, welche sehr bald zu einer intimen Freundschaft, eine Zeitlang fast zu einem völligen Zusammenleben Beider führte. So auffallend es ist, daß Winckelmann in seinen Briefen, die von seinen Beziehungen zu Mengs so viel berichten, nirgends erwähnt, daß Mengs ihn gemalt habe, so ist die Thatsache doch gewiß. Das Porträt kam später in den Besitz eines Freundes von Mengs, des Ritters d'Azara, damals spanischen Gesandten in Rom, und befand sich im Jahre 1815 in der Sammlung der Fürstin Lubomirska in Wien; wohin dasselbe, nachdem diese zerstreut worden ist, gekommen sei, habe ich nicht erfahren. Es wurde zuerst nach einer von Salesa gemachten Kreidezeichnung für die von Jansen besorgte französische Uebersetzung der Kunstgeschichte (Paris 1794) gestochen. Dies ist ein flacher und unbedeutender Stich, welcher noch mehr verloren hat in

dem Kupferstich in punktirter Manier, welchen Morgenstern danach von C. Senff in Dorpat als Titelkupfer für seine Rede auf Winckelmann (Leipzig 1805) ausführen ließ. Der beste Kupferstich nach diesem Bild von Blot ist 1815 in Paris erschienen. Es ist ein Brustbild. Winckelmann ist in einem Rock mit übergeschlagenem Hemdkragen, der den Hals ganz frei läßt, und einem über der rechten Schulter liegenden Mantel dargestellt; in der Linken hält er die Ilias, er sieht, als habe er eben gelesen und überlege sich das Gelesene oder als wolle er darüber eine Aeußerung thun, etwas seitwärts über das Buch fort. Die Formen und Züge des Gesichts haben nichts eben Außerordentliches, die Nase ist ziemlich derb, der Mund geschlossen und nicht unbedeutend, die Stirn ist hoch, zum Theil durch das bereits dünner gewordene Haar; der Ausdruck der Augen ist mehr klug und klar, als lebhaft und feurig. Merkwürdig ist es, daß Fea, der dem zweiten Bande seiner Uebersetzung das von Mengs gemalte Bild des Ritters d'Azara vorsetzte, also jedenfalls auch dieses Porträt Winckelmann's kannte, doch dasselbe nicht stechen ließ, sondern das Maronsche; obgleich d'Azara das in seinem Besitz befindliche für das beste und ähnlichste erklärte und, weil alle anderen Bildnisse Winckelmann nicht gleich sähen, selbst die Zeichnung Jansen geschickt hatte, um sie stechen zu lassen (I. S. LXXV f.).

Zunächst wird die Zeichnung von Joh. Casanova zu nennen sein. Mit diesem verkehrte Winckelmann besonders, nachdem Mengs Rom verlassen hatte, und ließ von ihm meistens die Zeichnungen nach Antiken machen, welche er veröffentlichte. Er sollte auch das Porträt machen, welches für Herrn v. Berg bestimmt war, jenen jungen Liefländer, für den Winckel-

mann eine so schwärmerische Freundschaft gefaßt hatte. Er schreibt ihm am 22. März 1763 nach Paris (Br. II. S. 177): „Künftigen Posttag werde ich suchen Ihnen mein Profil von Casanova gezeichnet zu schicken: wenn es nicht mit dem Paquet des Hofes abgehen kann, werden Sie erlauben, den Brief an die Banquiers Torton & Bauer zu richten, wo Sie können nachfragen lassen." Allein in einem Briefe vom 21. Juni 1763 (Br. II. S. 196) heißt es wieder: „Casanova wird auf einige Tage zu mir herauskommen, da alsdann mein Profil für Sie gewiß soll gezeichnet werden;" und noch am 10. Februar 1764 (Br. II. S. 271): „Die Kupfer (der Monumenti inediti) sind zur Hälfte fertig geworden, weil Casanova mit aller Bequemlichkeit zu arbeiten liebt. Es wird ihm angenehm sein, Nachricht und Gruß von Ihnen zu bekommen, und wenn mein Bildniß wird gezeichnet und gestochen sein, soll Ihnen die Zeichnung bleiben." Im September 1764 ging Casanova nach Dresden als Professor an der Akademie; die Zeichnung muß vorher doch noch zu Stande gekommen sein, denn im Jahre 1766 erschien als Titelkupfer des dritten Bandes der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste ein Porträt Winckelmann's von Barth. Felin gestochen, mit der Unterschrift JOH. CASANOVA AD VIVVM DEL. Es ist in Form eines Medaillons und ganz so behandelt, als stelle es eine Sculptur dar. Es weicht sehr von allen übrigen Porträts ab, namentlich durch fleischige Derbheit und das volle krause Haar, so daß man wohl auf den Gedanken kommen kann, das Porträt sei erst nachher aus dem Gedächtniß gezeichnet oder etwas willkürlich stilisirt. Wiederholt ist dasselbe in der Titelvignette der Wiener Ausgabe der Kunstgeschichte, auch liegt dasselbe dem von Fischer ausgeführten Wand-

gemälde zu Grunde, welches sich in dem Bibliothekszimmer des Schlosses zu Wörlitz befindet *). Herr v. Berg hat dasselbe nie erhalten, denn am 20. Mai 1767 (Br. III. S. 161) schreibt ihm Winckelmann: „Mein Portrait, welches Sie von Casanova's Hand hoffeten, ist nach einem anderen Portrait von dem Künstler selbst geätzet; es wird aber dasselbe von einem der geschicktesten Kupferstecher, Herrn von Mecheln zu Basel, nach eben diesem Portrait, welches zu Zürich ist, gestochen, und wird ehestens erscheinen und zu haben sein."

Dies ist eben das Bild von Angelica Kauffmann, von welchem uns Winckelmann selbst wiederholt Nachricht giebt. Er schreibt am 18. Juli 1764 an Franke (Br. II. S. 309): „Mein Bildniß ist von einer seltenen Person, einer deutschen Malerinn, für einen Fremden gemacht. Sie ist sehr stark in Portraits in Oel und das meinige kostet 30 Zechini; es ist die halbe sitzende Figur. Sie hat dasselbe in Quarto geätzet, und ein anderer arbeitet es in schwarzer Kunst, um mir ein Geschenk mit der Kupferplatte zu machen. Das Mädchen, von welchem ich rede, ist zu Costnitz geboren, aber zeitig von ihrem Vater, der auch ein Maler ist, nach Italien geführet worden, daher sie welsch so gut als deutsch spricht; sie spricht aber dieses, als wenn sie in Sachsen geboren wäre. Auch spricht sie fertig französisch und englisch, daher sie alle Engländer, welche hierher kommen, malet. Sie kann schön heißen, und singet um die Wette mit unsern besten Virtuosen. Ihr

*) Dasselbe ist mit einer Anzahl Porträts von Dichtern und Gelehrten geschmückt, welche alle Fischer, ein von Herzog Leopold Friedrich Franz, dem Freunde Winckelmann's, viel beschäftigter Maler in Wandgemälden ausgeführt hat. Das Schloß ist 1773 eingeweiht, die Bilder sind auf keinen Fall viel später fertig geworden.

Name ist Angelika Kaufmannin.“ Man sieht, welchen Werth Winckelmann darauf legt, von dieser „seltenen Person“ gemalt worden zu sein. Das Bild war am 13. Juli 1764 beendigt worden, wie er noch an demselben Tage seinem Freunde Fueßli nach Zürich schreibt, auf dessen Bestellung und für den dasselbe gemalt worden war, wie Winckelmann später Stosch mittheilt den 15. August 1766 (Br. III. S. 60): „Fueßli ließ mich von der geschickten Hand eines deutschen schönen Mädchens zu Rom in Oel malen, und in der Gestalt in welcher Sie verlangen; die Malerin ätzte dasselbe selbst in Scheidewasser, aber es ist einer der ersten Versuche in dieser Art.“ Bei diesem sah es Matthisson im August 1787, und entwirft von demselben folgende Beschreibung (Erinnerungen III. S. 135 ff.): „Fueßli's (des Rathsherrn) Arbeitszimmer schmückt Winckelmann's Bildniß in Oel. Es ward im Jahre 1763 zu Rom von der damals einundzwanzigjährigen Angelica Kauffmann mit dem feurigen Jugendenthusiasmus kindlicher Freundschaft gemalt. Der Besitzer bürgt für die seelenvollste Aehnlichkeit und bedauert mit jedem unbefangenen Kunstkenner, daß Maron's höchst unähnliche Copie von unserem berühmten Landsmanne trotz ihrer geschmacklosen Pelzverbrämungen, die weniger an Italien als an Grönland erinnern, durch den Grabstichel eines Bause vervielfältigt, sich in die sämmtlichen Kupferstichcabinette von Europa einzuführen wußte. Angelica's Winckelmann ist, nach meiner individuellen Ueberzeugung, ein Meisterwerk durch Colorit, Stellung, Harmonie, Zeichnung und Kraft. Nach Fueßli's Bemerkung existiren aus jener Frühlingsepoche der bewunderten Angelica Bildnisse, die, ohne gerade den Charakter sklavischer Nachahmung an sich zu tragen, mit allen bekannten Bildnissen von Raphael Mengs um den

Vorzug streiten. Die Künstlerin radirte selber ein geistreiches Blatt nach ihrem Winckelmann, das aber nur in Freundeshände kam. Begeisterung flammt in den Augen des großen Mannes, der eben, als Offenbarungen des Genius, niedergeschrieben zu haben scheint: Götterverachtung thront auf der Stirne des Sonnengottes im Belvedere und über Laokoon's Auge schwimmt in trübem Dufte das Mitleid". Auch wurde im Morgenblatt 1808 N. 79, S. 316 aus einer Züricher Zeitung folgende Notiz über dieses Bild mitgetheilt*): „Ein Bildniß von Winckelmann (Kniestück mit zwei Händen), das Angelica (1763) in der Kraft ihrer blühendsten Jugend nach dem Leben malte, besitzt H. Fueßli in Zürich. Dasselbe zeichnet sich (ganz anders als das von Bause zwar sehr schön nach Maron gestochene, aber einer alten Frau ähnelnde Bild dieses berühmten Mannes) ebensosehr durch die rührendste Kenntlichkeit als durch eine Meisterhaftigkeit der ganzen Behandlung aus, die in den späteren Bildnissen sowohl als in den historischen Werken dieser vortrefflichen Frau nicht mehr ersichtlich war. Flüchtig von ihr selbst geätzt findet sich solches, doch selten, in den Cabineten der Liebhaber. Vor ein paar Jahren bot es der Besitzer einer berühmten deutschen Kunsthandlung nach einer getreuen Zeichnung zum Stechen an, die sich aber mit dem gegenwärtigen Geschmack ihrer patriotischen Landsleute an ganz andern Raritäten ungern genug entschuldigen mußte."

Das Bild befindet sich jetzt noch wohlbehalten in Zürich, früher im Besitze des Malers Zeller, eines Enkels von

*) Diese beiden Beschreibungen, sowie die noch zu erwähnende von Sturz sind von Hemsen angeführt.

Fueßli, gegenwärtig im Kunstgebäude. Es ist ein Kniestück, 69 Centim. breit und 95 Centim. hoch. Winckelmann sitzt im faltigen Schlafrock, ein Tuch locker umgeschlungen, so daß der Hals frei bleibt, an einem Tisch, über welchen ein rother Teppich gebreitet ist. Auf demselben liegt ein Basrelief mit den drei Grazien, und darauf ein aufgeschlagenes Buch, auf welches er beide Hände legt; er hält in der Rechten, deren kleiner Finger mit einem Siegelring versehen ist, eine Feder und sieht auch hier mit einer Wendung des Kopfes, die charakteristisch gewesen zu sein scheint, vor sich hin, als sinne er über einen Gedanken, der ihn lebhaft beschäftigt. Im Allgemeinen ist die Uebereinstimmung mit dem Bild von Mengs unverkennbar und spricht für die Aehnlichkeit beider; doch ist das Porträt der Kauffmann in den Formen — besonders in der Nase — und im Ausdruck feiner, geistreicher und unleugbar anziehender. Namentlich ist Energie des Geistes und Kraft des Willens hier unverkennbar wiedergegeben.

Eine in Oel ausgeführte Copie dieses Porträts befindet sich in Frankfurt a. M. in der Sammlung des Städel'schen Instituts; sie rührt noch aus der ursprünglichen Sammlung Städel's her und es ist weder bekannt, von wem sie gemacht ist, noch woher sie stammt. Sie läßt die lebendige Auffassung und gute Zeichnung des Originals nicht verkennen, allein das Gesicht namentlich ist doch im Ganzen roh und schwer in der Farbe. Eine zweite vortrefflich ausgeführte Copie dieses Gemäldes ist, ein Geschenk lieber Freunde, in meinem Besitz.

Wir haben schon aus Winckelmann's Nachrichten gesehen, daß Angelica Kauffmann sogleich selbst das Porträt ätzte. Darüber äußert sich auch H. P. Sturz im vierten Brief aus London (sämmtl. Schriften 1. Samml. Leipzig 1797, S. 37):

„Angelica hat mir ein angenehmes Geschenk mit ein paar radirten Blättern von ihrer Arbeit gemacht, die man in keinem Kupferladen findet. Unter diesen bin ich besonders mit unsers Winckelmann's Bildniß zufrieden; er sitzt mit der Feder in der Hand vor seinem Pult und untersucht oder umtastet vielmehr irgend ein Kunstwerk mit dem Flammenblick, welches in Apollo's Nase Götterverachtung und den Hercules im Torso fand." Durch die gütige Mittheilung des Herrn Oberbibliothekars Dr. Horner in Zürich liegt das ungemein seltene Blatt, das mit der Mischung von schwarzer Kunst und Radirung behandelt ist, welche damals beliebt war, in einem rothbraunen Abdruck vor mir. Es ist in kleinem Quart 7½ Zoll hoch und 6 Zoll breit, und hat die Ueberschrift

I. O. WINCKELMANN

Antiq. Pontif. et Prof. Graec. L. in Biblioth. Vatic.

Ferner steht darunter Angelica Kauffmann dipin. e inc. — in Roma anno 1764. In flüchtigen Zügen ist später in die nach England verkaufte Platte eingerissen Published Oct. 1st. 1780. Winckelmann hebt hervor, daß diese Radirung der erste Versuch der Kauffmann sei, und daraus ist wohl die außerordentliche Verschiedenheit zwischen dem Kopf der Radriung und des Oelgemäldes zu erklären, obgleich die technische Behandlung nichts weniger als ungeschickt ist. Kaum in der allgemeinen Bildung entsprechen sie sich, in den einzelnen Formen ist die größte Divergenz, so daß auf der Radirung alles schärfer, spitzer erscheint. Auch das Haar ist ganz verschieden behandelt, auf dem Gemälde ist es, wie auf dem von Mengs, ziemlich dünn und kurz geschnitten, in der Radirung voller und mehr lockig. Natürlich ist auch der Ausdruck sehr verschieden, auf dem radirten Blatt feuriger und schärfer. Man würde nicht ver-

muthen, daß beide Porträts von derselben Künstlerin herrühren, wäre es nicht so sicher bezeugt*).

Am 16. Juli 1764 (Br. II. S. 301) schreibt Winckelmann an Dr. Volckmann: „Wenn Herr Reiffstein auf mein schönes Portrait von der Mademoiselle Kauffmann geräth und es ätzt, könnte es dieser Schrift (über die Allegorie) vorgesetzt werden," und schon am 13. Juli 1764 (Br. II. S. 304) hatte er Fueßli mitgetheilt: „Mein Portrait ist heute geendigt. Die Künstlerin Angelica Kauffmann hat es angefangen in 4to zu ätzen, und Herr Reiffstein will das gleiche thun." Nach späteren Aeußerungen Winckelmann's führte er es wirklich aus, denn er schreibt am 18. Juli 1764 (Br. II. 309) an Franke, daß ein Anderer außer Angelica das Portrait in schwarzer Kunst arbeite, um ihm mit der Platte ein Geschenk zu machen, sowie am 26. Juli 1765 an Berendis (Br. II. S. 387): „Mein Portrait ist zwei verschiedene mal in Kupfer gestochen, und das eine ist von einem schönen Frauenzimmer geätzt." Beide Mal kann wohl nur Reiffstein gemeint sein, von dessen Radirung mir indessen sonst gar nichts bekannt ist.

Dasselbe gilt von dem Kupferstich nach dem Portrait der Kauffmann, von welchem Winckelmann an Stosch am 15. August 1766 (Br. III. S. 60) berichtet: „Dieses Portrait, welches zu Zürich ist, wird von einem geschickten Kupferstecher zu Basel förmlich gestochen; es ist derselbe ein begüterter Mann und reiset mit vieler Würdigkeit in Italien; jetzt ist er zu Rom, und wird in wenigen Tagen zurückgehen, und alsdann

*) Eine flüchtige, nicht wohl gelungene Radirung nach dem Blatte der Kauffmann von einer Leipziger Künstlerin befindet sich als Titelkupfer vor Fr. Knirims Harzmalerei der Alten (Leipzig 1839), eine andere rührt von d'Alton in Bonn her.

den Kopf vollends endigen, nachdem er das Leben gesehen hat. Er heißt von Mecheln.“ So schrieb er am 4. November an Franke (Br. III. S. 96): „Meinen Kupferstich sollen Sie von Basel aus mit Gelegenheit haben; ich werde es aber dem Werke (den Monumenti inediti) nicht vorsetzen;“ und noch am 20. Mai 1767 an Herrn v. Berg (Br. III. S. 161): „Mein Portrait, welches Sie von Casanovas Hand hoffeten, ist nach einem anderen Portrait von dem Künstler selbst geätzet; es wird aber dasselbe von einem der geschicktesten Kupferstecher, Herrn von Mecheln zu Basel, nach eben diesem Portrait, welches zu Zürich ist, gestochen, und wird ehestens erscheinen und zu haben sein.“ Fernow (Winckelmanns Werke I. S. XLIII) führt diesen Kupferstich von Mecheln's in Foliogröße an, und wahrscheinlich nur nach ihm Rosetti (sepolcro S. 160) eine riproduzione des Bildes der Kauffmann „eseguita in foglio grande a bellissimo intaglio dall' incisore Christiano Mecheln da Basilea;“ allein dennoch möchte ich bezweifeln, daß das Blatt existirt. Es ist in großen Sammlungen, z. B. in der Berliner, nicht vorhanden, sehr erfahrene Kunsthändler, wie Herr Rud. Weigel, eifrige Sammler haben es nie zu Gesicht bekommen; Fueßli, der eine große Sammlung von Künstlerporträts besaß, von welcher der Catalog noch vorhanden ist, hatte es nicht; es fehlt in dem Catalog des Mechel'schen Nachlasses. Aus allem dem möchte man schließen, daß Mechel seinen Kupferstich nicht beendigt hat.

Später ist das Porträt der Kauffmann für die französische Ausgabe der Briefe Winckelmann's (1781) von J. L. Zentner gestochen worden; dieses Blatt habe ich nicht gesehen. Ferner im zweiten Band der französischen Ausgabe von Lavater's Physiognomie (1783) pl. XLIII. S. 224 der Kopf.

Der sehr gerechtfertigte Wunsch nach einem neuen sorgfältigen Kupferstich dieses Gemäldes ist im Wesentlichen befriedigt durch den von Rudolf Rahn ausgeführten $14\frac{1}{2}$ Par. Zoll hohen und $10\frac{3}{4}$ breiten Stich, der mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet ist. Darin weicht er allerdings von dem in der Hauptsache getreu wiedergegebenen Original ab, daß die Umrisse etwas zu hart, und dadurch der Eindruck zu mager wird, was z. B. in der Modellirung der Nase und des Mundes hervortritt. Auch die Hände entsprechen nicht ganz der sorgfältigen Ausführung des Gemäldes.

Das letzte Bild Winckelmann's verdankte dem Wunsch seine Entstehung, welchen Muzell Stosch ausgesprochen hatte, ein Porträt seines Freundes zu besitzen. Darauf antwortet ihm Winckelmann 15. August 1766 (Br. III. S. 59): „Ich werde Ihnen suchen mein Portrait von eben demselben verfertigen zu lassen, welcher dieses würdigen Fürsten (von Dessau) Portrait in Lebensgröße machet, welches um die Hälfte des künftigen Monats abgehen wird und vermuthlich für die Braut bestimmt ist. – Von meinem Bildniß werde ich ehestens mehr Nachricht schreiben." Dies war Anton Maron, den Winckelmann schon früher als einen fleißigen Künstler lobt (Br. II. S. 293), und der sich später mit Mengs Schwester Therese, deren Wirthlichkeit Winckelmann rühmt (Br. II. S. 363), verheirathete *). Schon am 23. August 1766 ertheilte er nähere Auskunft (Br. III. S. 66): „Ich habe wegen meines Bildnisses geredet. Der Künstler, welcher ein Deutscher ist, und der einzige Schüler, der Mengs, seinem Meister, Ehre macht, fordert für die gewöhnliche Größe von 4 Palmen

*) Vergl. Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert S. 305 f. Maron war 1737 in Wien geboren und starb 1808 in Rom.

mit einer ausgeführten Hand der gemalten Person, 25 Zechini, welches sein gewöhnlicher Preis ist, aber zwischen uns, da wir genaue Freunde sind, würde der Preis nicht so hoch sein. Wollten Sie es aber etwas größer haben, um etwa allegorische Nebendinge anzubringen, sowie auf dem Portrait für den Schweizer ein Tisch war, auf welchem die 3 Grazien erhoben gearbeitet lagen: wird es ebenfalls nicht über dessen gewöhnlichen Preis gehen. Sie können aber versichert sein, alsdann ein Portrait zu haben, dergleichen Niemand vielleicht auf der Welt, außerdem Mengs machen kann. Ich erwarte darüber Ihre Antwort und zwar geradezu mit der Post." Stosch hatte sich dahin erklärt, daß er ein größeres, auch in allen Nebendingen ausgeführtes Gemälde wünsche, und so schrieb ihm Winckelmann am 7. März 1767 (Br. III. S. 130): „Morgen gedenk ich mein Bild für Sie anzufangen, und es wird, auch die Idee der Freundschaft bei Seite gesetzet, ein schönes Bildniß werden." Am 2. April 1767 konnte er schon Näheres berichten (Br. III. S. 136): „Der Kopf meines Bildnisses, welches ein Kniestück, aber in sitzender Figur ist, ist fertig, und der Maler, welcher hier der geschickteste ist, und folglich auch, Mengs ausgenommen, anderwärts sein kann, hat sich vorgesetzt, in demselben ein Bild der Freundschaft (die er selbst fühlt) und der Redlichkeit, wie er sagt, zu schildern. Um den Kopf wird ein seidenes Tuch, anstatt der Mütze, verloren gebunden gelegt. Die Bekleidung ist mein weißer russischer Wolfspelz mit Cramoisi überzogen, und auf die Parerga werden wir beide bei der Ausführung denken. Ich kann versichern, daß dieses Stück, wenn es auch nicht den beigelegten Werth von der Freundschaft bekäme, als ein schönes Portrait neben einem Van Dyk und Rigaud stehen kann."

Wir können in Winckelmann's Briefen an Stosch die Entstehungsgeschichte dieses Gemäldes verfolgen, das nur in langen Pausen vollendet wurde. „Die Arbeit an meinem Portrait," schreibt er am 9. Mai 1767 (Br. III. S. 152) „ist wegen überhäufter Arbeit des Malers unterbrochen; ich werde aber suchen, dasselbe diesen Monat, und ehe wir auf die Villa gehen, untermalen zu lassen." Am 27. Mai 1767 meldet er auch wirklich (Br. III. S. 163): „Der Kopf meines Bildnisses ist vergangenen Dienstag zum drittenmale ganz und gar übermalet; und es kann geschehen, daß derselbe die vierte letzte Hand bekömmt. Ein jeder rühmet die vollkommenste Aehnlichkeit, und Kunstverständige sagen, daß Mengs selbst zum Probestück nichts schöneres machen könne." Allein am 9. Sept 1767 heißt es wieder (Br. III. S. 238): „Mein Portrait wird allererst diesen Winter fertig. Der arme Mann hat nur eine Hand, die malen kann, und hundert Werke sind angefangen." Mittlerweile besuchte Winckelmann Neapel und rüstete sich, als er wieder in Rom war, ernsthaft auf die Reise nach Deutschland; „jedoch werde ich," schreibt er am 19. December 1767 (Br. III. S. 274) „vorher mein schönes Ebenbild abfertigen, wovon der Kopf nach meiner Rückkehr zum viertenmale übermalet worden. Es ist derselbe so wohl gerathen und so meisterhaft gearbeitet, daß viele Menschen hingehen, denselben zu sehen, und es sind sogar 4 bis 5 Copien bestellt, wozu ich dem Künstler aber keine Zeit lassen kann." Indessen verzögerte sich Winckelmann's Reise und mit derselben die Vollendung des Porträts. „Mein Bild," schreibt er 18. März 1768 (Br. III. S. 319) „wird nach Ostern geendigt werden. Herr Hamilton, der englische Minister zu Neapel, der größte Bilderkenner unter allen Lebenden, versichert, daß er niemals einen

schönern Kopf als den meinigen gesehen, und er hat recht, und die Kunst kennet keine höheren Gränzen." Endlich, bereits mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, schreibt er am 23. März 1768 (Br. III. S. 324): „Mein Bild wird allererst nach meiner Abreise von hier gehen können (vielleicht waren die Parerga noch nicht ganz vollendet); binnen der Zeit mag das Original die Stelle der schönen Copie vertreten, die wahrhaftig mit der Empfindung eines Freundes gemacht ist." Dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen; bekanntlich hat Winckelmann Stosch nicht wieder gesehen und erst nach seinem Tode kam das Bild in die Hände des letzteren.

Diese Zusammenstellung der Winckelmannschen Zeugnisse wird zunächst darthun, wie großen Werth er sowohl wie der Maler auf dieses Bild legten und wie sehr es von den Zeitgenossen bewundert wurde. Das Gemälde ist später — es ist nicht bekannt, wann und auf welche Weise, wahrscheinlich durch H. Meyer — nach Weimar gekommen, wo es bereits im Jahre 1808 sich befand*) und gegenwärtig in der Sammlung der Zeichenacademie aufbewahrt wird.

Es ist 3¹/₄ Fuß breit, 4¹/₂ Fuß hoch, Kniestück in Lebensgröße. Winckelmann sitzt an einem Tischchen, in einem rothen, mit weißem Pelz verbrämten Schlafrock, um den Kopf ein bräunliches Seidentuch turbanartig gewunden. Die Rechte, welche die Feder hält, ruhet, wie beim Schreiben innehaltend, auf der theilweise schon vollgeschriebenen Blattseite eines aufgeschlagenen Manuscripts in Folio, auf dessen beschriebener linker Seite die Zeichnung vom Brustbilde des Antinous in

*) Goethe erwähnt desselben in der 1805 erschienenen Schrift Winckelmann und sein Jahrhundert nicht.

Villa Albani liegt. Den linken Arm und die Hand bewegt er etwas von der Hüfte weg, wie beim Suchen eines Gedankens, den klaren Blick richtet er vor sich hinaus wie in heiterem Sinnen. Auf dem Tisch ist vor dem Manuscript das Schreibzeug, über der Rechten sind ein paar Bücher sichtbar, über den Büchern eine heroische Statuette — es ist nicht zu erkennen, ob eine bestimmte Antike —, über dieser ein Theil eines blauen Vorhangs. Auf der anderen Seite hinter dem linken Oberarm sieht man die Büste Homer's; vorn an der Tischwange steht

Antonius Maron fecit
Romae 1768.

Man sieht, daß Costüm und Bildwerk von Winckelmann bestimmt waren, um Stosch ein anschauliches Bild des Freundes zu geben, wie er ihn in seinem Hause bei der Arbeit zu finden gewohnt war. Den Wolfspelz hatte er von Deutschland mitgebracht, er ließ ihn im Winter den Ofen entbehren. Einen Theil dieser häuslichen Bekleidung bildet auch das um den Kopf geschlungene Tuch. Winckelmann trug damals, wie aus den Proceßacten gegen seinen Mörder Arcangeli hervorgeht (Br. III. S. 362) eine Perücke, welche er in seinem Zimmer abzulegen und, wie es in Italien sehr allgemein üblich ist, mit einer leichteren Kopfbedeckung zu vertauschen pflegte. Charakteristisch ist auch die in den Monumenti inediti Taf. 180 gestochene Zeichnung des Antinous, mit welcher er sich beschäftigt. Zur selbigen Zeit, als das Bild begonnen werden sollte, schrieb er an Stosch 7. März 1767 (Br. III. S. 128): „Ich komme aber allererst im April zu Stande, und eine von den Ursachen der Verzögerungen ist das schöne Brustbild des Antinous in der Villa des Cardinals, welches nach einer Zeichnung, die 6 Zechini gekostet, völlig mit dem Grabstichel gearbeitet

wird und kaum etwas über die Hälfte fertig wird." Es bezeichnet also die Zeit, wo er das große Werk der Monumenti inediti nach langer Arbeit und Anstrengung vollendet hatte, auf eine für seinen Freund, der an demselben unausgesetzt lebhaften Antheil genommen hat, bedeutsame Weise und drückt die Richtung seines Geistes und seiner Studien aus; ebenso die Büste Homer's, wie er auf dem Bilde von Mengs die Ilias in der Hand hält. Bemerkenswerth ist es, daß alle drei Bilder den Moment auffassen, wo er im Lesen oder Schreiben innehaltend, einen so eben angeregten Gedanken für sich lebhaft verfolgt und ausbildet, also die selbständige geistige Thätigkeit des Gelehrten oder Schriftstellers, die eigentliche Production anzudeuten suchen. Ohne Zweifel hat er das selbst so gewollt.

Obgleich das Maron'sche Bild auf den ersten Blick von den beiden andern ziemlich verschieden erscheint, so ist doch diese Verschiedenheit nicht so groß, daß man nicht dieselben Formen und Züge des Gesichts bei genauerer Vergleichung erkennen könnte. Am auffallendsten ist bei dem Maron'schen Bilde die Feinheit und Weichheit, welche auf eine minder kräftige Gesundheit schließen lassen könnte, von der wir aber sonst nichts wissen, so wie ja auch der Unterschied des Alters nicht so erheblich ist, um diesem einen bedeutenden Einfluß zuzuschreiben. Dieser Eindruck des Weichlichen wird allerdings durch die Tracht, besonders das Kopftuch, sehr verstärkt, und namentlich in den Kupferstichen. Es ist nämlich nie das ganze Bild gestochen worden, sondern immer der Abschnitt eines Brustbildes. Dadurch, daß Alles weggeblieben ist, was dem Porträt ein so individuell charakteristisches, fast genreartiges Gepräge giebt, wird nun die auffallende Tracht unverständlich und barock.

Gestochen ist das Porträt oft, von J. F. Bause in Leipzig im Jahre 1776, dessen trefflicher Stich oft wiederholt ist, z. B. von Carattoni in Rom vor Fea's drittem Theil der storia delle arti del disegno (1784). Hier tritt besonders der kluge und heitere Ausdruck hervor, weniger das Feine und Geistreiche. Der Kupferstich von H. Lips nach einer Zeichnung von H. Meyer, für die Dresdener Ausgabe der Werke Winckelmann's gearbeitet (1808), ist steif und matt und giebt das Original am wenigsten wieder. Auch das in der Größe des Originals gestochene Blatt von Müller entspricht demselben schon durch die Ausführung nicht. Bei weitem der trefflichste Stich ist der von L. Sichling in den bei Breitkopf und Härtel herausgegebenen Bildnissen berühmter Deutschen (1850), in welchem das Klare, Feine, allerdings auch das Weiche vorzüglich ausgedrückt ist.

Welches von den drei Porträts, die in Frage kommen, von Mengs, Angelica Kauffmann und Maron, unbedingt den Vorzug verdiene, ist jetzt nicht mehr auszumachen; es ist klar, daß das Maron'sche als das letzte, als ein mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführtes und von Winckelmann und seinen Zeitgenossen hochgepriesenes keine mindere Berechtigung hat, als die beiden anderen. Der Vorstellung, welche wir uns von einem Manne wie Winckelmann machen möchten, entsprechen sie alle nicht ganz, keines drückt die Hoheit und Kraft des Geistes, die Festigkeit und Energie des Willens, die Freiheit und den Adel des Charakters aus, welche wir an Winckelmann bewundern. Allein diese großen Eigenschaften sprachen sich in seinem Aeußern nicht aus. Fernow giebt folgende Beschreibung davon, welche wörtlich aus Huber's Vorrede zu seiner Uebersetzung der Kunstgeschichte (I. p. CXXXVII) entnommen

ist und sich daher wahrscheinlich auf die Mittheilungen Oeser's und Dresdener Freunde gründet.

„Winckelmann war von mittlerer Größe, ohne sich durch Wohlgestalt besonders auszuzeichnen. Er hatte eine niedrige Stirne, eine etwas gebogene spitze Nase und kleine schwarze, tiefliegende Augen, die auf den ersten Anblick seiner Physiognomie etwas Düsteres (un air plus sombre qu'ouvert) gaben; aber um seinen Mund, obgleich er etwas starke Lippen hatte, schwebte ein anmuthiger Zug. Wenn sein Gesicht durch ein interessantes Gespräch und durch frohe Laune belebt war, so war der Ausdruck desselben angenehm und harmonisch."

Gottfried Hermann.

Gedächtnißrede, im Auftrage der Universität gehalten am 28. Januar 1849 in der akademischen Aula zu Leipzig.

Im Auftrage der Universität trete ich vor Sie hin, um das Andenken Gottfried Hermann's zu feiern. Ich habe mich zu dieser schwierigen Aufgabe nicht gedrängt, aber ich habe es für meine Pflicht erachtet, mich derselben nicht zu entziehen, für eine Pflicht gegen die Universität, welcher ich meine Kräfte darzubringen schuldig bin, da wo sie es verlangt, für eine Pflicht gegen mich selbst, weil sie mir das Recht giebt, eine lange gehegte innige Dankbarkeit und Liebe auszusprechen. Auch glaubte ich diesen Auftrag übernehmen zu können, weil ich mir sagen mußte, daß eine erschöpfende Darstellung und Würdigung Hermann's an diesem Orte und zu dieser Zeit nicht erwartet werden könne. Ja, da ich nicht hoffen darf, vor Männern, welche den Verewigten zum großen Theil länger als ich gekannt haben, Neues und Unbekanntes vorzubringen, so werde ich meine Aufgabe als gelöst ansehen, wenn es mir gelingen sollte, in einfachen und treuen Umrissen ihnen die gewohnten und verehrten Züge vor die Seele zu rufen.

Johann Gottfried Jacob Hermann ward am 28. November 1772 in Leipzig geboren, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, ein Mann, der als brav und tüchtig allgemeine Achtung genoß, aber von wenig hervorragendem

Geist und Charakter. Seine Mutter, eine geborne **Plantier** aus **Halle**, gehörte einer aus Frankreich eingewanderten Familie an. Sie war ausgezeichnet durch eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, welche sie bis in das hohe Alter von neunzig Jahren mit einem bewundernswürdigen Gedächtniß gepaart sich frisch und elastisch erhielt, in ihrem ganzen Wesen bis auf die kleinsten Ausdrücke interessant und eigenthümlich, in ihren Aeußerungen rasch und heftig. Aber sie verband mit diesen Eigenschaften der Französin die echt deutschen eines tief warmen Gemüthes, strenger Sittlichkeit und eines festen, unbeugsamen Willens. Sie war es, welche auf die Erziehung des Sohnes, der in allen Grundzügen seines Wesens ihr so ähnlich war, wie er auch in seinem Aeußern ihr glich, den entschiedensten Einfluß übte.

Der Knabe war so schwach geboren, daß man Anfangs an seine Erhaltung zweifelte, und entwickelte sich bei zarter Gesundheit nur langsam, so daß er erst mit zwei Jahren gehen und sprechen konnte, und zwar eher französisch als deutsch; später hatte er eine bestimmte Abneigung gegen die französische Sprache. Bald offenbarte sich das feurige Temperament des Knaben in sprudelnder Lebendigkeit wie in Heftigkeit und Trotz, denen auch die strenge Zucht der nicht minder heftigen Mutter nicht gewachsen war, und sein erster Lehrer **Ritter**, ein gescheiter aber höchst wunderlicher und grillenhafter Mann, verstand weder ihn zu bändigen, noch die Lust am Lernen in ihm zu wecken. Er mochte von den Büchern nichts wissen, tummelte sich in wilden Knabenspielen herum, und war fest entschlossen, Soldat zu werden, womit denn freilich seine Eltern keineswegs einverstanden waren. So war er zwölf Jahre alt geworden, als er dem Manne anvertraut wurde, der, wie

Hermann stets mit herzlicher Dankbarkeit aussprach, ihn zu zügeln und zu gewinnen verstand, und ihn auf den Weg leitete, welchen er nicht wieder verlassen hat. Karl David Ilgen war ein Mann von kräftigem, gewaltigem Charakter, der in einer harten Schule der Entbehrung und Anstrengung gestählt war, von festem Willen, den er mit Bestimmtheit aussprach und mit unerbittlicher Strenge durchsetzte; seine hohe Gestalt und seine bedeutenden Gesichtszüge, die starktönende Stimme, das ernste, bestimmte Wesen — Alles trug dazu bei, ihm Ansehen und Respect zu verschaffen. Unbedingten Gehorsam und angestrengte Arbeit verlangte er von dem Knaben, der weder sich zu fügen geneigt war, noch bei den Büchern sitzen mochte; allein nach einigen vergeblichen Versuchen, sich den lästigen Anforderungen zu entziehen, erkannte dieser, daß er seinen Meister gefunden habe, und alsbald gab er sich nun dem Lehrer ganz hin. Ilgens strenge Gerechtigkeit und edle Gütmüthigkeit, die unbefangene Heiterkeit und harmlose Theilnahme an dem kindlichen Sinne, welche unter seinem Ernst verborgen war, gewannen ihm rasch das Vertrauen und die Liebe seines Schülers. Nicht minder verstand er es, die ganze Kraft und Lebhaftigkeit seines Geistes von dem bisherigen Spiel ab und dem Lernen zuzuwenden. Er selbst hatte eine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit mit auf die Universität gebracht, die er mehr seinen eigenen Studien als seinen Lehrern verdankte; er wußte die Lernbegierde seines Schülers zu reizen, der in neuen Schwierigkeiten stets einen Sporn zu neuer Anstrengung fand, und doch zu verhüten, daß seine Lebhaftigkeit nicht zur Flüchtigkeit wurde. Vieles war es nicht, das er mit ihm trieb; im Griechischen lasen sie in zwei Jahren (1784—1786) zwei Capitel aus Xenophons Memorabilien und vier Bücher der

Ilias. Vor allen Dingen mußte der Knabe selbst suchen und finden: eine Grammatik wurde nicht gebraucht, er selbst machte sich eine Grammatik der homerischen Sprache; sodann wurde Alles auf das Genaueste besprochen, von Allem Rechenschaft gefordert und die Gründe sorgfältig erwogen. Der Schüler, der seine ungeduldige Lebhaftigkeit unter der festen Hand seines Lehrers bemeistern mußte, vergalt es diesem, indem er nun auch seinerseits nicht müde wurde, ihn mit Fragen, Zweifeln und Bedenken zu bestürmen, so daß dieser alle Mühe anwenden mußte, um ihm gerecht zu werden. So bildete sich zwischen beiden ein lebhafter Verkehr, der über die Lehrstunden hinausging.

In späteren Jahren sprach er stets mit freudiger Begeisterung von dem Glücke, das er in diesem Unterricht gefunden, der die Grundlage einer treuen Freundschaft wurde, welche die Männer durch das ganze Leben verband, und von Hermann durch einen schönen Nachruf an Ilgen besiegelt wurde. Nach zwei Jahren war er so weit fortgeschritten, daß er die Universität beziehen konnte (1786); er besaß nicht nur im Griechischen und Lateinischen gründliche Kenntnisse, er hatte gelernt zu arbeiten, selbst zu denken und zu prüfen, und Schwierigkeiten wie Anstrengung nicht zu scheuen.

Nach dem Willen seines Vaters sollte er Jurisprudenz studiren und hörte auch die Vorlesungen dieses Faches, allein seine Neigung und Studien blieben den alten Sprachen zugewandt. Die ausschließliche Beschäftigung mit denselben gab damals nur unsichere Aussichten auf zureichende Versorgung, und mit nicht geringer Mühe wurde der Vater bewogen, seine Einwilligung zu geben, daß er der Jurisprudenz entsagte und sich ganz der Philologie widmete. Es war hauptsächlich Reiz,

durch dessen Verwendung dieses erreicht wurde; ihm war Hermann verwandt, und trat ihm dadurch so nahe, daß jener den entscheidenden Einfluß auf seine Ausbildung als Mensch und Gelehrten gewinnen konnte. Wie bedeutend Reiz war, das lehren uns nicht so sehr seine wenigen Schriften, als die ehrende Anerkennung seiner Freunde und Schüler. Vor der Reinheit und Tiefe seines Charakters und Wissens beugte sich selbst F. A. Wolf, zu anerkennender Bewunderung sonst nicht geneigt. Und Hermann, in dessen Charakter Pietät und die Freude an dankbarer Erinnerung derer, die er liebte, ein so hervortretender Zug ist, ward nicht müde, seine Verehrung gegen ihn auszusprechen, und hat ihm mehr als ein schönes Denkmal seiner Liebe gesetzt. Mit tiefer Rührung erkennen wir in dem Bilde, das er uns von seinem hochverehrten Lehrer entwirft, die Züge wieder, welche uns in ihm selbst so edel und schön erscheinen; wie Reiz die Richtung seiner Studien bestimmt, zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten die erste Anregung gegeben hat, so ist er auch für seine sittliche Ausbildung das segensreiche Vorbild gewesen. Wohl dürfen wir es als eine große Gunst des Geschickes preisen, daß ihm wieder ein Lehrer zu Theil wurde, dem er sich mit ganzer Seele hingeben konnte, der erkannte, was ihm in diesem Schüler gegeben war, und seine volle Liebe und Sorgfalt auf ihn wandte, der fähig war, den ganzen, ungetheilten Menschen zu erfassen und zu bilden. Denn das ist es ja, was Hermann zu einer wahrhaft großen Erscheinung macht, daß in ihm der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde gar nicht zu trennen sind, daß seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist, daß wir in jeder Aeußerung den ganzen, einigen Menschen,

den Mann im vollen Sinne des Wortes lieben und verehren müssen.

Friedrich Wolfgang Reiz war ein Mann von fleckenloser Reinheit und der edelsten Einfalt des Gemüthes, uneigennützig und aufopfernd, ohne alle Ansprüche und von der strengsten Wahrheitsliebe. Als Gelehrter war er ausgezeichnet durch die Genauigkeit und Präcision seines Wissens, das stets auf gründlicher Forschung und gewissenhafter Prüfung beruhte, die sich nicht mit empirischer Beobachtung genügte, sondern den Grund jeder Erscheinung zu erkennen bestrebt war. Seine Studien waren so weit umfassend, als im Einzelnen gründlich; nicht nur die Sprachen der Alten, in welchen er, wie man von ihm sagte, das ius de non appellando hatte, sondern auch ihre Geschichte, Alterthümer und bildende Kunst waren Gegenstände seiner Untersuchungen; auf Veranlassung der russischen Regierung bereitete er sich auf eine antiquarische Reise nach Griechenland vor, welche zu seinem Leidwesen dann unterblieb. Seine Vorlesungen, welche er mit der größten Gewissenhaftigkeit vorbereitete, waren durch einen wohldurchdachten, klaren Vortrag, der besonders im lateinischen Ausdruck ungemein treffend und präcis war, und durch die Methode musterhaft, welche mit gründlicher Bedächtigkeit Alles erwog, was zur Sache gehörte, aber Alles bei Seite ließ, was überflüssig war. Kurz, man kann mit Wahrheit sagen, daß Reiz Alles leistete, was ein klarer, scharfer Verstand, verbunden mit dem angestrengtesten Fleiß ohne eigentliche Genialität zu erreichen vermag. Er wurde Hermann's Lehrer, nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch im vertrauten häuslichen Verkehr; er war vorzugsweise geeignet, das rasch lodernde Feuer seines genialen Schülers nicht zu dämpfen, aber zu

mäßigen, und das in ihm auszubilden, was ohne einen solchen Einfluß vielleicht weniger entwickelt worden wäre. Denn allerdings war das reine und rückhaltslose Streben nach Wahrheit in Hermann's Natur ebenso tief begründet, als der Eifer des angestrengten Arbeitens und die Freude, Schwierigkeiten mit aller Anspannung seiner Kräfte zu überwinden; aber bei der außerordentlichen Schärfe seines Blicks, bei der Leichtigkeit, mit welcher er immer Neues fand, bei dem stürmischen Drang, welcher ihn rastlos vorwärts trieb, konnte nichts heilsamer sein, als der Einfluß eines Mannes, der seinen glänzenden und glücklichen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und an ihnen seine Freude hatte, aber ihn bei jedem Schritt festhielt, von Allem genaue Rechenschaft verlangte, wie er sie selbst zu geben wußte, und ihm so die Nothwendigkeit fest einprägte, bei jeder Untersuchung auch dem Einzelnen und Geringen die aufmerksamste Sorgfalt zuzuwenden. Das würde ihm, bei dem entschiedenen Widerwillen gegen Alles blos Empirische, der in Hermann's Natur lag, nicht gelungen sein, wenn er nicht, philosophisch gründlich gebildet, das Bedürfniß seines Schülers nach rationaler Erkenntniß in gleichem Maße befriedigt und ihn stets darauf hingeführt hätte, nicht nur die Sachen, sondern den Grund und innern Zusammenhang derselben als das eigentliche Ziel des Forschens zu betrachten. In seiner einfachen unbefangenen Weise verkehrte er mehr als Freund und Mitforscher, denn als Lehrer mit ihm, was seinen Einfluß auf den jugendlich strebenden Sinn nur erhöhte. Wie stark derselbe war, erkennen wir auch darin, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Aufgaben, welche Hermann sich vorgesetzt hatte, durch Reiz angeregt worden ist. Von der Metrik und Grammatik, den bedeutendsten Früchten der Reizischen Disciplin zu

schweigen, so wissen wir, daß er bei Reiz Vorlesungen über Aeschylus Agamemnon, Aristophanes Wolken, Aristoteles Poetik, Bion und Moschus, wie über Plautus Rudens hörte. So tief und nachhaltig übrigens der Einfluß war, den Reiz auf Hermann übte, so war doch seine eigenthümliche Anlage eine so bestimmte, er selbst hatte ein so sicheres Gefühl für das, wozu er berufen war, daß eine Einwirkung nur insoweit möglich war, als verwandte Elemente naturgemäß durch sie entwickelt wurden. Sowie Hermann in seinem Leben nie etwas versucht hat, das seinem innersten Wesen nicht gemäß gewesen wäre, und deshalb nie Zeit und Kraft nutzlos vergeudete, so ist er auch durch Reiz nicht zu den historisch-antiquarischen Studien geführt worden, die dieser mit Eifer betrieb, sondern nur auf dem Gebiet der alten Sprachen gab er sich ganz dem Einfluß des Lehrers hin, dem er aber an Frische und Tiefe der Empfindung für das geistige Leben und die Schönheit der Sprache und des Rhythmus, an genialer Freiheit und schöpferischer Kraft, an Allem, was sich nicht erlernen läßt, weit überlegen war. Uebrigens war Reiz der einzige, welchen man in Wahrheit seinen Lehrer nennen kann. Zwar hörte er noch andere Docenten, aber weder die beiden Ernesti, ziemlich mittelmäßige Exegeten, noch Chr. Dan. Beck, an dessen philologischer Gesellschaft er Theil nahm, durch seine mehr auf mannigfaltige Kenntnisse als scharfe Methode gerichteten Vorlesungen, konnten ihn wesentlich fördern. Ebenso wenig Befriedigung fand sein Trieb nach philosophischer Ausbildung in den Vorlesungen bei Cäsar und Platner. Durch Ilgen und Reiz war er gewöhnt scharf zu denken, jeder Sache selbst auf den Grund zu gehen und keine Auctorität als solche gelten zu lassen, ja er war so zum Skepticismus geneigt, daß er eine

Zeitlang jede Tradition als falsch betrachtete, und bei sich Alles aufbot das Gegentheil darzuthun, um auf diese Weise die Wahrheit frei von jedem Einfluß zu ermitteln. Platner's mäßiger Eklekticismus konnte ihm so wenig behagen, als der zierlich vornehme Vortrag, und doch besuchte er seine Vorlesungen und schrieb mit einem Eifer nach, daß es Platner, dem er aus häuslichem Umgange wohl bekannt war, selbst auffiel. Da ergab denn eine nähere Erkundigung, daß er nicht aufschrieb, was jener vortrug, sondern seine Widerlegung. Durch einen Zufall kamen ihm Kant's Schriften in die Hände, die er mit unsäglichem Eifer studirte; um sich ganz dieses Systems zu bemächtigen, faßte er den Entschluß, nach Jena zu Reinhold zu gehen, und führte ihn aus, nachdem er über seine Abhandlung de fundamento iuris puniendi am 17. Octbr. 1793 öffentlich disputirt hatte, — Magister war er bereits am 19. December 1790 geworden. Ein halbes Jahr lang beschäftigte er sich hier ausschließlich mit dem Studium der Kantischen Philosophie. Die Erwartung, welche er von Reinhold gehegt hatte, wurde nicht ganz befriedigt; sein Bestreben, das System zu popularisiren und allgemein faßlich zu machen, war nicht für eine Natur geeignet, die mit glühendem Eifer in die Tiefe zu dringen suchte und die Schwierigkeiten nicht sich wegräumen lassen, sondern selbst überwinden wollte. So war er auch hier zumeist auf sich selbst angewiesen, und kehrte als ein ausgebildeter, wenn gleich freier Anhänger der Kantischen Philosophie zurück, welche er anfangs in Vorlesungen über Kant's Kritik der Urtheilskraft (1795) und Logik (1798) vortrug, und die seiner wissenschaftlichen Darstellung der Metrik und Grammatik das eigenthümliche Gepräge aufdrückte.

Wie tief auch in Hermann's Natur das Bedürfniß lag, welches in der Kantischen Philosophie seine Befriedigung fand, wie sehr es auch für ihn eine innere Nothwendigkeit war, seine wissenschaftlichen Untersuchungen in derselben zu begründen, so dürfen wir doch unbefangener urtheilen und ohne Bedenken es aussprechen, daß das wesentliche und dauernde Verdienst derselben nicht in ihrer Abhängigkeit von dem Kantischen System beruht. Ja ich glaube, man darf behaupten, daß so entschieden und charakteristisch das logisch-rationale Element in Hermann's geistiger Organisation hervortrat, so gewiß er ein klarer, scharfer Denker war, doch das eigentliche systematische Philosophiren nicht in seiner Natur lag. Das geht auch daraus hervor, daß selbst in jenen Werken das philosophische System vielmehr die Form für die Untersuchungen darbietet, als die eigentliche Wurzel derselben bildet, und daß er selbst später mehr und mehr diese Form aufgab. Allein ich bin weit entfernt den bedeutenden Einfluß zu leugnen, welchen die ernste Beschäftigung mit der Philosophie auf seine ganze Ausbildung gehabt hat; nur umgebildet hat sie ihn nicht. Unleugbar ist jene logisch-rationale Anlage dadurch weiter gebildet und geklärt, und manche Ansicht, die in seinem Wesen begründet war zum festen Princip ausgebildet worden. Dahin gehört der scharfe Unterschied zwischen Denken und Fühlen, zwischen Wissen und Glauben, den er theoretisch und praktisch festhielt, indem er die Kunst des Nichtwissens pries, die sich stets klar mache, was man wissen könne und was nicht, und weshalb nicht. Das trat besonders in seinen theologischen Ansichten hervor, wo er als Philosoph wie als Philolog für die wissenschaftliche Forschung die volle Freiheit von jeder Auctorität in Anspruch nahm, und Unbefangenheit und Klarheit von ihr verlangte; aber weil er dem Glauben

keinen Einfluß auf die Wissenschaft zugestand, so erkannte er ihm auf seinem Gebiet die vollste Berechtigung zu, und wußte das Heilige heilig zu halten. Auch auf seine sittliche Ausbildung dürfen wir unbedenklich der Kantischen Philosophie eine bedeutende Wirkung zugestehen, wie sie dieselbe in ähnlicher Weise auf die edelsten Männer unseres Volks ausgeübt hat. An sich selbst die strengsten Anforderungen zu machen, sich der Pflicht mit vollkommener Selbstverleugnung unterzuordnen, das als Recht erkannte ohne Scheu zu bekennen und zu thun, war ihm zum sittlichen Grundsatz geworden; aber dieser Grundsatz ging aus seiner Natur hervor, darum übte er ihn ohne Zwang und Anstrengung und mit milder Schonung gegen Andere.

Obgleich Hermann mit dem angestrengtesten Eifer seinen wissenschaftlichen Studien oblag, die ihn ganz erfüllten, war er doch nichts weniger als ein Stubensitzer. Sein Behagen an tüchtiger Leibesübung fand in weiten Spaziergängen und Fußreisen und ganz besonders im Reiten Befriedigung, für welches er eine leidenschaftliche Vorliebe faßte. Seine Eltern hielten ihn für zu schwächlich, um ihm das Reiten zu gestatten, und hatten keinen geringen Schrecken, als er ihnen eines Tages zu einem Besuche bei seinem Großvater in Püchau zu Pferde folgte; der aber belobte ihn mit den Worten: „Das hast Du recht gemacht, mein Söhnchen!" Diese Vorliebe für die Pferde hat ihn bis in sein hohes Alter nicht verlassen; einem schönen Thiere zuzusehen wurde er so wenig müde als es zu loben, ja er entwarf charakteristische Zeichnungen von Pferden, während er sonst nie zeichnete, und zäumte mit eigener Hand die Pferde auf, welche er seinen Knaben zu Weihnachten bescheerte. Nicht zufrieden, ein kühner und gewandter Reiter zu sein, machte er

die ganze Schule durch und brachte es auch im Reiten zu vollkommener Meisterschaft. Mit einem Behagen, das er bei seinen Erfolgen in der Wissenschaft nicht bezeigte, erzählte er, wie er einst von einem Cavallerieofficier gefragt worden sei, ob er nicht bei der Reiterei gedient habe. Wie ernst und tüchtig er auch diese Beschäftigung auffaßte, geht daraus hervor, daß er nicht nur in seiner philosophischen Begründung der Künste dem Reiten einen Platz einräumte, sondern in späteren Jahren den Satz einer alten Reitschule lobte: „Wer da will ein guter Reiter werden, der muß vor allen Dingen ein braver Mann sein." Denn um gut zu Pferde zu sitzen, müsse man ein gutes Gewissen haben und in sich fest und ruhig sein; wie der alte Cato als erste Bedingung zur Tüchtigkeit in jedem Können und Wissen verlangte, daß man ein vir bonus sei. Seine ganze Erscheinung hatte dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; Haltung und Gang verriethen den Reiter, wie auch die Kleidung, besonders die Stiefeln und Sporen, welche er seit seinen Studentenjahren beständig trug. Damit hatte er freilich nicht weniger Anstoß gegeben, als da er nach seiner Magisterpromotion Zopf und Haarbeutel auf immer von sich that. „Denken Sie denn mit Ihren Sporen durch die Welt zu kommen?" fragte ihn einmal Platner, aber dergleichen irrte ihn nicht.

Mit Hermann war eine Anzahl lebhafter und talentvoller Studiengenossen eng verbunden, Ernst Platner, Heinroth, Clodius, Volckmann, Menzel, der einzige Duzbruder Hermann's. Meistens kamen sie im Bose'schen Garten zusammen, dort ging man, nicht selten in mondhellen Nächten, spazieren, es wurden Gedichte gemacht und kritisirt, mit großem Eifer disputirt, wo dann Hermann stets bereit war, zu oppo-

niren oder Paradoxen zu vertheidigen und des Wehrlosen und Unterdrückten sich kräftig anzunehmen. Die französische Revolution ließ es an Stoff zu lebhafter Unterhaltung nicht fehlen, wobei Hermann sich meistens als einen weniger enthusiastischen Verehrer der Republik zeigte, als mancher seiner Freunde. Dieser Kreis ist zum Theil zerstreut worden, zum Theil löſten sich die Bande; später ist Hermann mehr zu Jüngeren, namentlich Schülern, in freundschaftliche Verhältnisse getreten. Auch mit Frauen verkehrte er gern, und der feurige, geistvolle junge Mann war bei ihnen wohl gelitten, da er ihnen im Umgange mit anmuthiger Feinheit und echter Ritterlichkeit begegnete; bei näherer Bekanntschaft liebte er es sehr, sich mit ihnen zu necken, wo er ihnen denn in der unbefangensten Heiterkeit und mit harmloser Gutmüthigkeit lebhaft zusetzte. Auch über diesen leichteren Verkehr hinaus war er den Frauen ein ritterlicher Beschützer und flößte ihnen das Vertrauen ein, an ihm eine sichere Stütze zu finden, wodurch zu mehreren ein näheres freundschaftliches Verhältniß begründet wurde, an dem er mit aufrichtiger Treue hielt.

Nachdem Hermann aus Jena zurückgekehrt war, habilitirte er sich am 18. October 1794 durch Vertheidigung seiner Abhandlung de poeseos generibus und eröffnete im folgenden Jahr seine Vorlesungen über Kant's Kritik der Urtheilskraft und Sophokles Antigone. Seine Erfolge als Lehrer und Schriftsteller waren so entschieden, daß ihm schon 1797 eine außerordentliche Professur übertragen wurde, welche er am 28. März 1798, nachdem kurz zuvor sein Vater gestorben war (22. März), mit einer Rede auf Reiz öffentlich antrat. Sogleich bei seinem ersten Auftreten schlug er auf das Bestimmteste ausgeprägt die Richtung ein, welche er in der Wissenschaft

bis an sein Ende treu und fest eingehalten hat. Dieses Festhalten an sich selbst ging weder aus Beschränktheit noch aus Mangel an Beweglichkeit hervor; es war die Wirkung eines inneren Triebes, welche alle wahrhaft genialen Naturen mit unwiderstehlicher Macht auf das hinweist, was ihr wahrer Beruf ist. Nicht wenige können nur nach Kampf und Noth dieser innern Stimme Gehör geben, und oft ist dann ihre beste Kraft gebrochen; Hermann war darin glücklicher. Er war so ganz und gar gesund, in sich selbst so einig und klar, daß man mit Wahrheit sagen kann, er habe nie geschwankt. Im sittlichen wie im wissenschaftlichen Leben prüfte er gewissenhaft, aber ohne Grübeln, ohne Kampf, ohne Selbstentzweiung war er zu dem entschieden, was seiner Natur gemäß war; wenn etwas Fremdes sich ihm aufdrängte, wurde es rasch und ohne allen Zweifel beseitigt. Das Gebiet seiner wissenschaftlichen Leistungen war die Sprache. Sein Verdienst ist es, daß er die Sprache nicht als ein Aggregat äußerer Erscheinungen nach abstrakten Regeln geordnet, sondern als ein lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes aufgefaßt hat, das denselben nothwendigen Gesetzen folgt, welchen dieser unterthan ist, und nur aus diesen begriffen werden kann, daß er aber auch die künstlerische Freiheit und Schönheit der Sprache in gleichem Maße anerkannte und zur Klarheit brachte. Diese beiden Elemente der strengen Gesetzmäßigkeit des Gedankens und der freien künstlerischen Empfindung und Gestaltung, welche in der Sprache selbst untrennbar walten und schaffen, waren in Hermann's geistigem Wesen beide gleich scharf ausgeprägt, aber in vollkommenem Gleichgewicht miteinander brachten sie jene unwiderstehlich hinreißende Harmonie seines Wesens hervor. Dieses Verdienst sichert ihm nicht nur in seiner Wissenschaft

den ehrenvollsten Platz, es weist ihm auch in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes eine eigenthümliche und bedeutende Stellung an. Seitdem Winckelmann von der bildenden Kunst aus die geistige Auffassung des Alterthums eröffnete, haben die größten und edelsten Geister unseres Volks aus dieser Quelle geschöpft und die Ausbildung unserer Literatur steht in einem fortdauernden Wechselverhältniß zu der Erkenntniß des Alterthums. Hermann hat nicht, wie unsere großen Schriftsteller, unmittelbar auf die Fortbildung der Literatur eingewirkt, aber indem er die künstlerische Auffassung der Sprache, der Rhythmen, und dadurch der antiken Poesie, wie Winckelmann die der bildenden Kunst, erschloß, hat er mittelbar wesentlich zu dem großen Bau unserer Literatur mitgewirkt, und es ist ein glücklicher Gedanke, der ihm zwischen Lessing und Kant einen Platz anwies.

Hermann fand die Behandlung der alten Sprachen als eine rein empirische vor. Die holländischen und englischen Philologen, durch Fleiß und Sorgfalt, zum Theil auch durch Scharfsinn ausgezeichnet, waren nicht über einzelne Beobachtungen hinausgekommen, aus denen man Regeln abstrahirte, welche mechanisch angewandt wurden und in schwierigen Fällen meistens im Stich ließen. Die deutsche Philologie konnte sich theils von ihrer langen Abhängigkeit von der Theologie nicht ganz erholen, theils war sie, hauptsächlich durch Heyne's Einfluß, den sprachlichen Forschungen abgewandt. Hermann hatte gegen alles rein Empirische eine natürliche Abneigung und ließ ein auf diesem Wege gewonnenes Resultat zwar gelten, aber ungern und fast mit Widerstreben; er selbst schenkte sich die Mühe der genauesten Beobachtung, der sorgfältigsten Erforschung des Einzelnen nie, aber er legte gar keinen Werth dar-

auf, weil er das dadurch gewonnene factische Resultat nur als die Basis für die eigentlich allein wichtige Frage nach dem Grunde ansah. Wenn diese gelöst war, war ihm der vorbereitende Apparat gleichgültig. Was zum Zwecke nöthig war, theilte er mit, wo es erforderlich schien vollständig, übrigens hielt er sich alles fern, was Sammelei und Notizenkram war, und mit dem zu prunken, was nothwendige Vorbereitung der wissenschaftlichen Arbeit war, lag vollends nicht in seiner Art. Daher seine Schriften von der reichen Fülle, welche ehemals für das nothwendige Resultat gründlicher Gelehrsamkeit galt, sich durch die knappe Beschränkung auf das Nothwendige sehr unterschieden. Dies war dadurch gerechtfertigt, daß er stets der Sache selbst ohne alle Umschweife auf den Grund ging. Wie er nie eine Auctorität als solche anerkannte, so ließ er auch die Auctorität der aus Beispielen abstrahirten Regel nicht gelten, um so weniger, je zusammengesetzter sie war, je mehr Unterabtheilungen und Ausnahmen sie aufzählte. Das war ihm der sicherste Beweis, daß man noch nicht den wahren Grund erkannt habe, der immer einfach und klar sei. Daher war es stets seine Aufgabe, das Gesetz des Denkens aufzufinden, das die Spracherscheinungen in sich faßt, nothwendig wie das Gesetz der Natur und unverrückbar, aber eben dadurch die Grundbedingung der wahren Freiheit, die in der Anerkennung der nothwendigen Schranken beruht. Diese Auffassung ließ ihn nicht die Sprache als das Material zu philosophischen Abstractionen betrachten, sondern mitten in dem vollen Strome ihres reichen Lebens erkannte er die verborgenen Quellen. Das System der griechischen Sprachlehre, das er in der Schrift de emendanda ratione grammaticae graecae (1801) begründete, ist nicht vollendet; es ist möglich, daß die Aufforderung, die Schrift

des Viger de praecipuis graecae dictionis idiotismis zu bearbeiten (1802) dazu beigetragen hat, ihn von jener Aufgabe abzuziehen, und vielleicht haben die hier niedergelegten Bemerkungen für das richtige Studium der griechischen Sprache in weiten Kreisen mehr gewirkt, als es das philosophisch begründete System vermocht hätte.

Hermann's feines Gefühl und sicherer Takt für die Spracherscheinungen in ihren verschiedensten Nüancirungen, wie sie durch die Verschiedenartigkeit der Zeit, der Stilgattungen, der Individualität der Schriftsteller bedingt werden, wurde durch seine Weise zu studiren sehr gefördert. Einfach, wie seine ganze Natur und sein Wesen, war auch seine Methode. Vieles, Verschiedenartiges zu gleicher Zeit zu treiben war ihm nicht möglich, sondern Eins trieb er ganz. So las er auch nur einen Schriftsteller, meistens rasch, um immer den vollen Eindruck des Ganzen frisch auf sich wirken zu lassen, aber oft hintereinander, so daß er bei erneuerter Lectüre immer Anderes in's Auge faßte, um den Schriftsteller bis in seine feinsten Eigenthümlichkeiten klar und sicher zu erkennen. Dieses Verfahren stärkte auch sein von Natur treffliches Gedächtniß; in seinen Vorlesungen über Poetik führte er die Beispiele, oft lange Stellen, nicht blos aus alten Dichtern, meistens aus dem Gedächtniß an, und mit dem Homer war er so vertraut geworden, daß er glaubte, die Ilias mit Ausnahme des Katalogs und einzelner gleichgültiger Stellen, wo er sich in Formeln irren möge, aus dem Gedächtniß niederschreiben zu können. Auch legte er sich nie weitschichtige Adversarien und Collectaneen an; jede Untersuchung führte ihn wieder zu den Quellen zurück: deshalb machen seine Arbeiten nie den Eindruck des stückweise Zusammengesetzten, man fühlte in ihnen unmittelbar

den frischen Hauch des Alterthums, und mit Wahrheit konnte er von sich sagen, was er wisse, das habe er nicht durch mühselige Arbeit erworben.

Die entschiedene Richtung seines Talents und seiner Forschung auf die Sprache haben auch die Auffassung der Philologie bestimmt, der er stets gefolgt ist. Denn obwohl Reiz geschichtliche Forschungen in den Kreis seiner Studien zog, obwohl Heyne und Wolf das Gebiet der Philologie bedeutend erweitert hatten, so sah Hermann doch die sprachlichen Studien als den eigentlichen Mittelpunkt der Philologie an, sowohl weil in ihnen das einzige Mittel zur Erkenntniß des Alterthums geboten sei, als auch weil die Sprache das edelste Erzeugniß des menschlichen Geistes und in der Literatur der Alten der reichste und höchste Gewinn menschlicher Kunst erhalten sei. Daß auch andere Seiten des Alterthums der Forschung würdig seien, leugnete er nicht, aber theils sah er hier nur die Resultate der sprachlichen Forschung, theils wollte er den Unterschied zwischen Philologie und Geschichte gewahrt wissen. Jedesfalls war er im Recht, wenn er die Unterscheidung einer sprachlichen und sachlichen Philologie ebensowenig zugeben wollte, als daß die Beschäftigung mit historischen Gegenständen unzulängliche Kenntniß der Sprache und unmethodisches Verfahren rechtfertigen könne. Daß aber diejenigen Theile der Alterthumsforschung, welche mit sprachlichen Studien nicht unmittelbar zusammenhängen, von ihm selbst nur gelegentlich betrieben und in ihrem vollen selbständigen Werth nicht hinreichend anerkannt wurden, lag in der Eigenthümlichkeit seines Geistes begründet. Sein künstlerisches Talent und Interesse war auf die Sprache, namentlich auf die Poesie gerichtet, für andere Künste, die bildende und die Musik, war

er nicht ohne Empfänglichkeit, allein eine dauernde innere Theilnahme gewannen sie ihm nicht ab. Aehnlich verhielt er sich gegen die historische Forschung; er verkannte ihre Bedeutung nicht, hervorragende Leistungen, wie die Niebuhr'schen, studirte und verehrte er, allein es war nicht sein eigentliches Element, die logische Entwicklung in der Geschichte in ihren allgemeinen Zügen war es, die ihn anzog und befriedigte. So wie es dagegen eine sprachliche Erscheinung galt, bewährte sich in ihm ein feiner historischer Sinn. Bezeichnend ist dafür die Art, wie er an der Wolf'schen Frage über die Homerischen Gedichte, die ihn lebhaft in Anspruch nahm, sich betheiligte. Auf die historischen, vorbereitenden Untersuchungen, durch welche Wolf die Frage in Angriff genommen hatte, ließ er sich kaum ein. Dagegen faßte er sogleich die Hauptfrage nach den innern Gründen in's Auge, welche die Annahme verschiedener Dichter unterstützten, und machte wiederholt auf Widersprüche, auf Verschiedenheiten in der dichterischen Behandlung, im Sprachlichen und Metrischen aufmerksam, er als der einzige, der in diesem Sinne auf die Frage einging, in welchem sie jetzt Lachmann ihrer Lösung entgegengeführt hat. Es ist bekannt, daß er ähnliche Untersuchungen auch über die Homerischen Hymnen und den Hesiodus anstellte. Das schönste Denkmal derart aber ist die Abhandlung über den Orpheus, ein Muster scharfer Beobachtung und feinen Taktes, in welcher auf dem Wege metrischer und sprachlicher Forschung Resultate von unzweifelhafter Sicherheit für die Literaturgeschichte gewonnen sind. Nicht minder charakteristisch ist die Stellung, welche er zur Mythologie einnahm. Seine Ansichten über das Wesen und die Bedeutung des Mythos enthalten viel Wahres und Treffendes, aber es sind bestimmt rationale Vorstellungen über

die allgemeinsten Fragen der Mythologie, wobei der Phantasie fast gar kein Recht eingeräumt wird, und ohne auf die concrete historische Entwicklung näher einzugehen. Bei der Behandlung des Einzelnen tritt sofort die Sprache in den Vordergrund und das Hauptmittel für die Mythendeutung ist ihm die Etymologie; diese aber übt er mit einer Souveränität, daß man, abgesehen von dem wissenschaftlichen Resultat, namentlich an der genialen Kühnheit der lateinischen Nachbildungen den reinsten Genuß empfindet. Allerdings ist aber auch die Wichtigkeit der Etymologie für die Mythologie ebenso anerkannt, als es außer Frage steht, daß gerade hier der Forschung die verschiedensten Wege geöffnet sind.

Die Würdigung des Künstlerischen in der Sprache mußte ihn nothwendig auf dasjenige Element führen, welches künstlerischer Gestaltung vorzugsweise fähig ist, das rhythmische, und mit Recht ist er als Begründer der Metrik allgemein gekannt. Denn „allein Bentley," sagt er selbst, „der erste unter den Kritikern, verstand den Rhythmus der Alten so gut, wie ihre Sprache: aber, wie ein Dichter sagte er nur, was er fühlte, und überließ dies Gefühl Anderen zu entwickeln. Keiner that es: denn Keiner fühlte, wie Bentley." So ging selbst die Kenntniß der gewöhnlichen Metra fast ganz verloren, Bentley's Lehren galten für thörichte Einfälle. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte das regere Studium der griechischen Tragiker auch die Aufmerksamkeit auf die Metra derselben, aber wie in dramatischen Fragen, brachte man es nur zu einer empirischen Silbenzählerei und auch dies nur für die geläufigeren Maße. Selbst Reiz, dem Hermann auch die Anregung zu den metrischen Studien und die Erkenntniß und Verehrung für Bentley's großes Vorbild verdankt, stand noch

auf diesem Standpunkt, und Porson, als Kritiker durch Scharfsinn, Sorgfalt und Gründlichkeit hervorragend, kam in der Metrik, auf die er zuerst wieder das Studium lenkte, nicht über empirische Beobachtungen des Gewöhnlichen hinaus. Hermann war es, der mit genialer Kühnheit die Bahn brach. Er durchforschte das ganze Gebiet der alten Poesie und entdeckte auch in der scheinbaren Willkür der freien lyrischen Maße Ordnung und Gesetz. Unbekümmert um die Auctorität der alten Grammatiker drang er in das Wesen des Rhythmus ein und bestimmte aus dieser Einsicht die nothwendigen, allgemeinen Gesetze der Metrik. Gestützt auf die sorgfältigste und schärfste Beobachtung erklärte er die einzelnen Maße und ihren Gebrauch, ihre Verbindung zu größeren Gruppen, die in der strophischen Composition ihr höchstes Ziel erreicht, er wies die strenge Gesetzmäßigkeit und die geniale Freiheit in der metrischen Kunst der Alten nach, und verfolgte die Entwicklung derselben in ihren einzelnen Spuren. In allen wesentlichen Punkten stellte er gleich zu Anfang in der Schrift de metris (1796) mit sicherer Hand das ganze Gebäude fertig hin; im Einzelnen wurde er nicht müde, an dieser Aufgabe seines Lebens zu bessern und zu feilen. Auch praktisch führte er seine Ansichten gleich an der schwierigsten Aufgabe, an Pindar, durch. Heyne, der mit grammatischer und metrischer Kritik nicht eben vertraut war, ersuchte ihn, dieselbe am Pindar zu üben, und unter seiner kühnen und kunstgeübten Hand entwickelte sich aus dem, was man höchstens als eine Art von Streckversen angesehen hatte, die prachtvolle Gliederung der chorischen Lyrik (1798). Nicht minder neue Aufschlüsse gab er über die pindarische Sprache und bahnte der Kritik desselben, die er durch geniale Emendationen, wie Niemand außer ihm, gefördert

hat, den Weg, auf dem später Böckh fortgeschritten ist. Er hatte aber durch diese Leistung sogleich seine wissenschaftliche Stellung fest begründet; nicht nur die Fachgenossen freuten sich bewundernd der neuen Aufklärung, auch in weiteren Kreisen fanden diese Studien, besonders seit der deutschen Bearbeitung der Metrik (1799), Beachtung und Theilnahme. Bei dem allgemeinen Aufschwung der poetischen Thätigkeit machte sich damals das Streben geltend, auch in der Vollendung der Form sich den Mustern des Alterthums zu nähern; wie willkommen mußte ein Werk wie die Metrik sein. Besonders Goethe, der damals mit der Achilleis und der Helena beschäftigt war und genauer in das Wesen der antiken Versmaße einzudringen strebte, nahm den regsten Antheil daran, und als er bald darauf nach Leipzig kam (1800), trat er eines Abends unerwartet zu dem erstaunten Hermann in's Zimmer. In dem Gespräche, das sich über Verskunst zwischen ihnen entspann, forderte ihn endlich Goethe auf, eine deutsche Metrik zu schreiben, was Hermann mit dem Bemerken ablehnte, es sei Goethe's Aufgabe die deutsche Metrik zu schaffen. Die so angeknüpfte freundschaftliche Verbindung wurde sowohl durch Briefe als persönliche Begegnung, namentlich in Karlsbad, wo sie 1820 zusammentrafen, unterhalten. Wir wissen, wie hoch Goethe Hermann schätzte und mit welchem Interesse er wiederholt auf seine Forschungen einging; man kann leicht ermessen, welche Freude beide Männer von griechischer, in so mancher Beziehung einander nahe verwandter, Natur im persönlichen Verkehr empfunden haben.

Wie tief und wahr Hermann's Gefühl für die alten Sprachen war, und wie sehr man recht hat, es ein künstlerisches zu nennen, zeigt am besten die Art, wie er sie beherrschte

und selbst zur Darstellung brachte. Wer von Hermann einen Chorgesang oder eine pindarische Ode lesen hörte, der wurde ergriffen von der Begeisterung, Kraft und Klarheit seines Vortrags, in welchem sich die feinste Empfindung für das Schöne in den Rhythmen mit dem sichern Verständniß derselben durchdrang, so daß der Hörer, auch wenn er sich darüber keine Rechenschaft ablegen konnte, von dem Zauber dieser melodischen Sprache gefesselt und hingerissen wurde. Wenn dieses unmittelbar in Hermann's Persönlichkeit lag, so ist dagegen seine Meisterschaft in der lateinischen Sprache allgemein bekannt, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß ihn Niemand darin übertrifft, ja kaum Einer erreicht. Er redete und schrieb die lateinische Sprache nicht wie eine angelernte und fremde, sondern wie die eigene und angeborne, und wenn man zugiebt, daß sie so in Rom nie gesprochen worden ist — er ließ sich einzelne Nachlässigkeiten im Ausdruck entschlüpfen, die zu verbessern es keines Hermann bedarf, — so ist nicht minder gewiß, daß sie ebenso echt antik als der eigenthümliche Ausdruck seines Charakters, wahrhaft sein Stil ist. Wer auch nur einen Satz von ihm liest, dem wird Hermann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, ja der Ton seiner Stimme, seine Bewegung, der ganze Mann vor der Seele stehn. Was man von der römischen Sprache rühmt, männliche Kraft, Ernst und Würde, Klarheit und Deutlichkeit, Witz und Laune sind ebensoviel Eigenschaften Hermann's und in seiner Schreibart auf's Bestimmteste ausgeprägt. Vornehmlich zeichnet diese aber ein ebenso sicheres Gefühl für Tonfall und Wortstellung, als für die feinsten Schattirungen des Ausdrucks, je nach Verhältniß der Darstellung, aus, worin der sicherste Maßstab für die echte Empfindung des wahrhaft Lebendigen in der Sprache beruht. Das

zeigt sich namentlich in seinen Gedichten, die man in Wahrheit so nennen darf, und in denen Versmaß und Ausdrucksweise auf's Bewunderswürdigste mit einander, dem Gegenstande angemessen, harmoniren. Die wenigen griechischen Gedichte, welche er nur zum Spiel gemacht hat, wie die köstlichen Uebersetzungen aus Schiller's Wallenstein, beweisen hinlänglich, in welchem Grade er auch diese Sprache beherrschte. Er hatte die Muttersprache darüber nicht vernachlässigt; wiewohl er, wenn es Repräsentation galt, am liebsten lateinisch redete. Sein deutscher Stil ist zwar ungemein einfach und durchaus schmucklos, aber klar, präcis, kräftig und fernig. Er war keineswegs den alten Sprachen so einseitig zugethan, daß er gegen die neuern Dichter gleichgültig gewesen wäre. Vor allen verehrte er, wie sich erwarten läßt, Lessing, dann Goethe, der ihm als der einzige Grieche unter den Deutschen zu leben schien, und Schiller, der ihm in gewissen Beziehungen noch höher stand; Klopstock und Uz waren ihm noch aus jugendlichen Erinnerungen geläufig. Auch der altdeutschen Poesie hatte er, zunächst durch persönliche Verhältnisse angeregt, Aufmerksamkeit zugewendet. Der französischen, englischen und italienischen Sprache war er mächtig, von ihrer Literatur fesselten nur Shakespeare und Dante ihn dauernd. Bei dieser bestimmten Richtung auf die Poesie kann eine Neigung, die ihn außer seinen eigentlichen Studien lebhaft beschäftigte, fast Wunder nehmen, die für mathematische Aufgaben und vorzugsweise für schwierige und verwickelte Rechnungen. Nicht nur dahin gehörige Probleme aus dem Gebiete der alten Literatur suchte er mit Vorliebe zu lösen, sondern ganz selbständig stellte er für sich mit Eifer und Geschick große Rechnungen an, offenbar angezogen durch die Strenge und Sicherheit der mathematischen Methode.

Die sprachlichen und metrischen Studien Hermann's hatten allerdings ihr Ziel und ihre Befriedigung in sich, allein ihre praktische Bewährung fanden sie in der Behandlung der alten Schriftsteller, zu deren vollem Verständniß sie den Weg bahnen sollten. Hermann's Behandlung der alten Schriftsteller war vorwiegend kritisch. Nicht als ob er darin das ganze Geschäft des Philologen gesetzt hätte; er erkannte und sprach es aus, daß Kritik und Erklärung einander nothwendig ergänzen, von einander getrennt gar nicht gedacht werden können, und nur in enger Verbindung und Wechselwirkung zum vollkommenen Verständniß führen. Aber da er, namentlich in seinen Schriften, hauptsächlich dahin sein Augenmerk richtete, wo Schwierigkeiten zu heben, Hülfe und Heilung zu bringen war, so trat hier allerdings praktisch die Kritik in den Vordergrund. Nie aber hat er die Kritik um ihrer selbst willen geübt, eine Conjectur vorgebracht, weil sie scharfsinnig und scheinbar war oder mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit unterstützt werden konnte; das widerstand gleich sehr der Einfachheit und der Wahrheit seines Charakters. Auch darin unterschied er sich von der früher geltenden Weise der Philologen, denen es meist als die Hauptsache erschien, ihre Geschicklichkeit in der Technik und ihre Herrschaft über den gelehrten Apparat glänzend zu bewähren; waren jene Virtuosen, so bewährte Hermann sich auch hier als Künstler. Auch war seine Kritik im Wesentlichen eine künstlerische. Jene diplomatische Kritik, wie sie von J. Bekker und Lachmann ausgebildet worden ist, welche durch sorgfältige Vergleichung und Abschätzung der Handschriften die Tradition des Textes ermittelt und im engen Anschluß an dieselbe Schritt für Schritt sich dem Ursprünglichen zu nähern sucht, hat er nicht geübt. Zum Theil lag das aller-

dings in der Ueberlieferung der Schriftsteller, mit welchen er sich vorzugsweise beschäftigt hat, aber es widerstrebte auch seiner Natur. Ihm schien dabei dem Materiellen und Technischen zu viel eingeräumt; den Handschriften schenkte auch er sorgfältige Beachtung und Prüfung, aber sie galten ihm meist nur als das Handwerkszeug, mit dem der Kritiker in freier Kunstübung schaltet. Seine Kritik war divinatorisch; nachdem er durch scharfe, nüchterne Prüfung sich von der Verderbniß und ihrer Art überzeugt hatte, versetzte er sich an die Stelle des Schriftstellers und schuf ihm nach. Daher sind seine Vermuthungen oft kühn und gegen die Ueberlieferung gehalten, nicht wahrscheinlich, allein stets so beschaffen, daß der Schriftsteller so geschrieben haben könnte, daß man oft wünschen möchte, er habe so geschrieben; der ebenso genialen als unzweifelhaft sicheren Verbesserungen ist eine unzählbare Menge, und wie oft sind sie durch spätere Entdeckungen bestätigt worden. Kein Beispiel ist schlagender, als das des Plautus, an welchem er „den glänzendsten Triumph feierte, den eine über alle historische Bedingungen erhabene, eingeboren-geniale Divinationsgabe davontragen kann." Denn nicht nur, daß die scheinbar fest begründete Tradition desselben falsch und trüglich sei, hatte er mit sicherem Blick erkannt, sondern unbeirrt durch das täuschende Dunkel dieser Ueberlieferung hatte er das wahre Wesen der Sprache und Verskunst des Plautus erfaßt und zu ihrer Herstellung den richtigen Weg gewiesen; wie das Alles durch Rietschl's neue Entdeckungen bestätigt worden ist. Obgleich seine Studien sich über den gesammten Kreis der alten Schriftsteller erstreckten, so wandte er sich doch mit Vorliebe den Griechen und namentlich den Dichtern zu. Von diesen aber kann man mit Wahrheit sagen, daß die kritische

Behandlung derselben durch ihn begründet worden ist, und daß er im Einzelnen dieselben in einem Maße gefördert hat, wie kein anderer Philolog, man mag an die epischen, lyrischen oder dramatischen Dichter denken. Diese Vielseitigkeit tritt auch in seinen Schriften hervor; und doch war es nicht der eigentliche Trieb zu schriftstellern, der ihn bestimmte. Schriftstellerische Aufgaben, welche er sich selbst gestellt hatte, waren außer den Werken über Metrik und Grammatik eigentlich nur die Ausgaben des Aeschylus und Plautus — beide hat er nicht vollendet. Mit dem Plautus hatte ihn schon Reiz förmlich verlobt, und die Ausgabe des Trinummus (1800) konnte als Aufgebot gelten; später hat er dem jüngeren Bewerber seine Ansprüche abgetreten, nachdem er durch die Ausgabe der Bacchides (1845) gezeigt, daß die Jugendliebe noch frisch und kräftig geblieben sei. Am Aeschylus aber, der durch die Ausgabe der Eumeniden (1799) angekündigt, und, oft verheißen, stets erwartet wurde, hat er bis zu seinem Ende fort und fort gearbeitet und konnte sich kein Genüge thun, um dieser Arbeit seines Lebens die möglichste Vollendung zu geben. Wenige Tage vor seinem Tode legte er die Herausgabe seines Aeschylus als Vermächtniß in eine nahe verwandte Hand. Fast alle anderen Ausgaben sind aus äußeren Veranlassungen entstanden, welche meistens die Vorlesungen boten; zahlreiche Abhandlungen aber rief die oft sich wiederholende Pflicht hervor, im Namen der Universität Programme zu schreiben, welche ihn stets bereit fand, eine in sich abgeschlossene Untersuchung, musterhaft durch das methodische Verfahren und die anziehende Darstellung, als reife Frucht seiner unausgesetzten Studien mitzutheilen. Dieser gesellen sich noch Recensionen in großer Anzahl hinzu, zum großen Theil wider seine Neigung auf den Wunsch

von Schriftstellern verfaßt, die ihn um sein Urtheil baten, manche von nachhaltiger wissenschaftlicher Bedeutung, keine ohne eigenthümlichen Gehalt.

Bei dieser vielseitigen, lang dauernden literarischen Thätigkeit ist Hermann mit den meisten seiner Fachgenossen in Berührung gekommen; zum größten Theil waren diese Beziehungen wohlwollend freundschaftlich, nicht selten aber auch polemisch. Denn da Hermann, ebenso entschieden als lebhaft und offen, auch dem Disputiren nicht abgeneigt war, so sprach er sich über fremde Ansichten leicht und ohne Rückhalt aus, und vertheidigte seine Ueberzeugung mit Eifer. Das hat ihn in viele Streitigkeiten verwickelt, die zum Theil lange und mit Heftigkeit geführt worden sind. Ich bin so weit von der Anmaßung entfernt, mich zum Richter aufzuwerfen, als ich vergessene Fehden wieder erwecken möchte. Aber das darf und muß ich hier sagen, daß Hermann's Polemik stets nur der Sache und nie der Person gegolten hat. Er war in der Beurtheilung der Personen milde und schonend, wie ihn denn auch der heftigste Streit nie gemüthlich erbittert hat, aber er ließ die Nachsicht gegen die Personen nicht zur Schwäche in der Beurtheilung der Sache werden. Bei seinem entschieden ausgeprägten Wesen war es allerdings möglich, daß er eine ganz verschieden organisirte Natur nicht verstand und ihr so Unrecht that, aber das geschah, wenn es geschah, unbewußt. Er war vielmehr darin echt ritterlich, daß er seinen Gegner stets als ebenbürtig betrachtete, wodurch das Mißverhältniß freilich mitunter noch greller hervortrat. Rücksicht auf äußere Verhältnisse zu nehmen, wo es die Wissenschaft galt, kam ihn nie in den Sinn; daher ist auch der Ton seiner Polemik — offen, bestimmt, kräftig, wo er es nöthig fand strenge — sich stets gleich geblieben, und

nicht verschieden, da er als junger Mann gegen den gefeierten Porson auftrat, und da er selbst als hohe Auctorität galt. Als solche galt er freilich nur Anderen, ihm selbst wäre es nie eingefallen, sich für eine Auctorität zu halten; er strebte unablässig vorwärts, und das Ziel wahrer Gelehrsamkeit war ihm so hoch gestellt, daß er sich selbst den Gelehrten kaum beizählen mochte. Seine reine und strenge Wahrheitsliebe, die sich auch darin offenbarte, daß er, wie selten Gelehrte, bereit war, eine als irrig erkannte Meinung zurückzunehmen, hat ihn auch mit den meisten seiner literarischen Gegner versöhnt und befreundet. Porson, der über den kühnen Angriff ganz erstaunt, beißenden Spott und Hohn gegen die Schwächen seines Gegners richtete, dessen Genialität er nicht begriff, war über die ebenso würdige als feine Entgegnung Hermann's ganz betroffen und las sie kurz vor seinem Tode seinen Freunden mit freudigem Nachdruck vor. Auch Elmsley wurde aus seinem heftigen Gegner sein Freund, wie überhaupt die englischen Gelehrten, denen er durch seine Angriffe auf die unbedingt von ihnen als Auctoritäten verehrten Männer zu nahe getreten war, ihm später große Achtung und Freundschaft bewiesen; ja Samuel Parr vermachte ihm als dem ersten Kritiker seiner Zeit zum Zeichen seiner Verehrung nach englischer Sitte einen Trauerring. Auch mit seinen deutschen Gegnern ist ein wohlwollendes, freundliches Verhältniß nur auf Zeiten getrübt worden; eine Fehde, die der Tod geschlossen, hat Hermann selbst durch edle Anerkennung des Hingeschiedenen versöhnt.

Wer Hermann allein aus seinen Schriften kennen gelernt hat, der wird zwar von ihm ein bestimmtes und in den Hauptzügen gewiß richtiges Bild gewonnen haben, allein den vollen Eindruck gab erst seine Persönlichkeit. Das zeichnete eben

Hermann vor den meisten Gelehrten aus, daß er eine Persönlichkeit hatte, daß er eben so sehr der große Mensch als der große Gelehrte war. Deshalb war sein Einfluß als Lehrer so bedeutend und segensreich, deshalb hat er nicht blos Zuhörer, sondern Schüler gehabt. Dreierlei verlangte er vom Lehrer: daß er den Stoff für gelehrte Studien mittheile, daß er den Weg und die Methode durch Lehre und Beispiel zeige, und daß er seinen Schülern Liebe zur Wissenschaft einflöße. Auf die erste Forderung legte er am wenigsten Nachdruck, weil hier Jeder doch das Seinige sich selbst erwerben müsse; desto glänzender erfüllte er die beiden anderen. Er las über Metrik, Grammatik und andere philologische Disciplinen; aber wie in seinen Schriften, so legte er auch in seinen Vorlesungen das Hauptgewicht auf die Behandlung der Schriftsteller, und der Kreis derjenigen, über welche er las, ist außerordentlich groß: den Hauptstamm bildeten die Tragiker, Pindar und Homer. Wer nun etwa eine praktische Anwendung der Kritik mit grammatischen und metrischen Excursen erwartete, der fand sich getäuscht. Das Verständniß des Schriftstellers war das Ziel, auf das er graden Wegs ohne Umschweife zuging; nie sollte man den Schriftsteller selbst aus den Augen verlieren. Das mechanische Verständniß setzte er voraus, oder deutete es in schwierigen Fällen kurz an, hielt aber vor Allem darauf, daß man stets strenge dem Gedankengange des Schriftstellers folge und den eigenthümlichen Ausdruck desselben klar erkenne, und dies ging, ohne daß er viele Worte darüber machte, wie unvermerkt aus der ganzen Behandlungsart hervor. So schritt die Erklärung in einem Flusse fort, nur da, wo es nöthig war, hielt er an, um genaue Erläuterung oder Verbesserung einer schwierigen Stelle zu geben, und lehrte so durch die That,

stets nur auf die Sache zu sehen und das Beiwerk nicht zur Hauptsache zu machen. Wenn er dann eine schwierige Stelle ausführlich behandelte, war es ein wahrer Genuß zu sehen, mit welcher Klarheit und Schärfe er den Fehler aufdeckte, nachwies, was dem Zusammenhange gemäß gesagt sein müsse, und dann wie im Blitze das Richtige oder jedesfalls das Schöne und Passende fand, das Alles mit einer Lebhaftigkeit, Kraft und Eleganz des Vortrags, daß das Wort des alten Dichters auch von ihm galt:

Die rasche Peitho thronte auf den Lippen ihm;
ja er bezauberte den Hörer und allein
ließ er den Stachel in der Seele ihm zurück.

Und doch hatte die Verehrung seiner Schüler noch einen tieferen Grund, als in der Bewunderung für den Meister ihrer Kunst. Die frische, kerngesunde Natur, welche von nichts Gemachtem, Ergrübeltem noch Erkünsteltem wußte, die Hingebung und Begeisterung für die Sache, die reine Wahrheitsliebe, der sittliche Ernst, die der eigenen Größe unbewußte Einfachheit und Unbefangenheit, welche sich in Hermann's Wesen, in jeder Geberde und in jedem Worte treu und wahr aussprachen, gewannen über das jugendliche Gemüth eine unwiderstehliche Macht. Und wie jede bedeutende Erscheinung übte er diesen Einfluß, meist unbewußt, auf die verschiedensten Naturen; er hob den Zaghaften, mäßigte den Hastigen, spornte den Trägen, zwang den Flüchtigen sich zu sammeln, die Einheit und Klarheit seines sittlichen Wesens nöthigte Jeden, in sich selbst zurückzugehen und mit sich einig zu werden, um dem Muster des Lehrers auch in der Wissenschaft nachzustreben. Er hat seine Schüler nicht blos geschickt, sondern tüchtig gemacht, und wenn wir die Reihe der Männer überblicken, die aus seiner Schule

hervorgegangen Zierden der Wissenschaft geworden sind, wir werden keinen finden, der nicht, wie er, muthig und tapfer für Freiheit und Recht gekämpft hat. Wie hoch Hermann von seinen Schülern auch verehrt wurde, so stand er ihnen doch menschlich nahe. In seiner äußern Erscheinung schon sprach sich eine anmuthige Freundlichkeit aus, die Jeden gewann, denn man fühlte, sie war herzlich und wahr. Niemand, der bei ihm gehört hat, wird den freundlichen Gruß vergessen, mit dem er die Begrüßung der Zuhörer erwiderte, wenn er durch ihre Reihen raschen Ganges auf das Katheder zuschritt. Wer zu ihm kam, fand bei ihm immer Bereitwilligkeit zu hören und zu helfen, Wohlwollen und Theilnahme für jedes Anliegen, und es zeugt eben so sehr für Hermann's humane Gesinnung als für die Elasticität seines Geistes, daß er, der immer beschäftigt war, jeden Besuch annahm, dann im Stande war, mitten aus seiner Arbeit heraus dem Besuchenden volle Theilnahme zu schenken, und, sobald er ihn verlassen, ganz wieder in der Arbeit zu sein. Die Veranlassung, als Schüler ihm näher zu treten, gab meistens die Theilnahme an der von ihm geleiteten Gesellschaft. Gleich im Beginn seiner academischen Thätigkeit kündigte er Uebungen sowohl im lateinisch Schreiben und Disputiren (1795) als in der Behandlung der alten Schriftsteller an (1796). Sehr bald erwuchs hieraus eine Gesellschaft, welche sich Anfangs die philologische (1801), später die griechische nannte (1805), als welche sie eine über Deutschland hinausreichende Berühmtheit erlangt hat, und in der That die Pflanzschule deutscher Philologie geworden ist. Hier in unmittelbarer Berührung mit den Einzelnen wirkte die Persönlichkeit Hermann's in der ganzen Fülle ihrer Kraft und Liebenswürdigkeit. Er verlangte von den Mitgliedern Anstrengung und

Fleiß: sie sollten Etwas leisten, das eigenthümlich und bedeutend sei; deshalb ließ er ihnen volle Freiheit, sich aus sich selbst zu entwickeln, aber er überwachte sie mit Ernst und Liebe. Nie wollte er ihnen durch Auctorität imponiren, die man ihm nur um so bereitwilliger zugestand, je weniger er sie suchte und gebrauchte. Durch Lebendigkeit, Frische und Reinheit des Gemüthes wie des Geistes, auch als Greis noch ein Jüngling, hat er stets das Vertrauen und die Liebe der Jugend gewonnen, und Keiner, der ihn erkannt, hat je von ihm gelassen; seine Schüler sind ihm treue Freunde gewesen, und Anhänger hat er nie gewollt.

Hermann hatte für Leipzig, wo er geboren, erzogen und durch vielfache Verhältnisse festgewurzelt war, eine große Anhänglichkeit und hat es nie verlassen mögen. Nachdem er das Rectorat in Schulpforta (1802) und einen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte, wurde ihm 1803 die ordentliche Professur der Beredtsamkeit übertragen, mit welcher 1809 die der Poesie verbunden ward. Später schlug er noch einen Ruf an die eben gegründete Universität in Berlin aus, obwohl seine Lage in Leipzig allerdings anständig, aber keineswegs glänzend und seinem Ruhm und seiner Wirksamkeit entsprechend war. Gelehrte Ehrenbezeugungen hat sein langes Leben ihm in Fülle gebracht, Ehrendiplome von drei Facultäten und vielen gelehrten Gesellschaften; zahllose Bücher sind ihm gewidmet als Beweise dankbarer Verehrung von Schülern und Freunden. Ihren lebhaftesten und reichsten Ausdruck fand diese, als Hermann am 19. Dec. 1840 sein Magisterjubiläum feierte. Es war ein Fest, das nicht nur die Universität, sondern die Stadt beging, von allen Seiten, aus allen Kreisen wurden ihm Gaben und Glückwünsche dargebracht, ein glänzendes Festmahl ver-

einigte Hunderte theilnehmender Gäste, und was der Feier ihre eigenthümliche und schönste Bedeutung gab, sie galt nicht sowohl dem berühmten Gelehrten, als dem allgemein geliebten und verehrten Mann. Auch andere Auszeichnungen blieben nicht aus, nie von ihm gesucht, und nur soweit geschätzt, als sie eine Bedeutung haben konnten. Deshalb hat er sich nie mit einem Titel behaften lassen, weil er nichts scheinen wollte; seine Ordenszeichen legte er bei festlichen Gelegenheiten an. Wahre Freude hatte er an dem Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens, das ihm bei dessen Stiftung verliehen wurde (1816), weil er es mit Recht als ein Zeichen der persönlichen Huld des Königs ansah, die er durch aufrichtige auch in den Zeiten der Unterdrückung laut und furchtlos bekannte Verehrung verdient hatte. Wenn politische Ueberzeugung nur die ist, welche unter der Fahne der Partei dient und auf ihr Stichwort schwört, so hatte Hermann sie nicht; aber er besaß, dessen nicht immer die Partei sich rühmen kann, muthvolle Begeisterung für Licht und Freiheit, die sich nicht beirren ließ, und echt deutsche Vaterlandsliebe. Fern von aller Vielthuerei drängte er sich mit seiner politischen Ueberzeugung nicht vor, aber wo sein Amt ihn berief, wo seine Stellung ihn veranlaßte, da sprach er sie frei und offen, kräftig und entschieden aus, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst, ohne Furcht vor Gefahr. Er war ein treuer Sachse, aber über Sachsen ging ihm Deutschland, und mit Wärme hing er stets an der Hoffnung, den deutschen Kaiserthron wieder aufgerichtet zu sehen. Auch er begrüßte in dem Frühlingssturm des vorigen Jahres den Vorboten einer großen Zukunft für unser Vaterland, das Brausen der Windsbraut erschreckte ihn nicht. „Mag der Sturm“ sagte er „immer einige Hütten niederreißen: die wer-

den schon wieder aufgebaut; er reinigt die Luft.“ Und so folgte er den wechselvollen Ereignissen in einer Stimmung, welche manchen Jüngeren beschämen konnte. Als der Reichsverweser hier eintraf, war auch Hermann unter denen, welche ihn empfingen, und er nahm in der freudigsten Bewegung an dem schönen Feste Theil. Bei seiner Heimkehr waren die Seinigen nicht ohne Besorgniß, wie er die ermüdende Anstrengung ertragen habe; er aber rief ihnen begeistert zu: „Ich danke Gott, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen!“ und nachdem er ihnen ausführlich berichtet hatte, fügte er in tiefer Rührung und mit Thränen in den Augen hinzu: „Es war mir, als kehrten alte Zeiten wieder; die Fürsten redeten, als ob sie nur edle Männer und brave Deutsche wären.“ Sein kräftiger Sinn für Recht und Freiheit machte sich in allen Verhältnissen geltend, immer war er sie zu vertheidigen bereit, und jede Unterdrückung wurde von ihm bekämpft. In den Angelegenheiten der Universität, welcher er als Rector zweimal vorstand, wie der Facultät, stand er zu jedem kräftigen Beschluß für die Ehre und Würde derselben — es war nicht seine Schuld, daß Dahlmann nicht die Zierde Leipzigs geworden ist —, und die Rechte derselben hat er gegen jeden Ein- und Uebergriff tapfer gewahrt. In der Freiheit der academischen Studien sah er das Palladium wahrer Bildung, und mißbilligte jede lähmende Bevormundung, die nur die Mittelmäßigkeit fördert; so streng er gegen Unsittlichkeit und Rohheit war, so milde war er gegen Fehler der Jugend, und sah ihr lieber kecken Uebermuth als feige Schlaffheit nach; als sich der Alp der demagogischen Untersuchungen über unsere Universitäten lagerte, da hat er laut und nachdrücklich seine Stimme erhoben, wie ungerecht und unklug sie seien.

Das Leben Hermann's, obgleich es in eine vielbewegte Zeit fällt, ist durch keine merkwürdige Begebenheit, die ihn unmittelbar anging, ausgezeichnet; der ruhige und stille Gang desselben ist fast nur durch zwei Reisen in die Schweiz (1815 und 1825) und öftere, eine Reihe von Jahren hindurch ziemlich regelmäßig wiederholte Reisen nach Karlsbad, die meistens zu Pferde unternommen wurden, unterbrochen. Seine Zeit gehörte ihrem bei weitem größten Theile nach der wissenschaftlichen Arbeit; trotz seines feurigen Temperaments hatte er einen ausdauernden Fleiß, der um so mehr zu bewundern ist, da er sich durch mehr mechanische Arbeiten nur sehr ausnahmsweise abspannte, vielmehr immer die volle Thätigkeit seines Geistes angestrengt erhielt. Es war stehende Gewohnheit für ihn geworden, bis Mitternacht zu arbeiten, und wenn geselliger Verkehr die Zeit verkürzte, so pflegte er um so tiefer in die Nacht hinein zu arbeiten, und es kam wohl vor, daß er gar nicht zu Bette ging, ohne am andern Morgen ermüdet oder abgespannt zu sein. Er hatte aber die glückliche Eigenschaft, daß er die Arbeit nach Belieben abbrechen und sogleich Schlaf finden konnte, den dagegen gemüthliche Aufregung ihm ganz störte, so daß er Abends keinen Brief las oder schrieb. Desto mehr schrieb er deren bei Tage, denn er hatte es sich zum Gesetz gemacht, jeden Brief sofort zu beantworten, und er führte einen sehr ausgedehnten Briefwechsel. Diese Frische verdankte er zum großen Theil der regelmäßigen und lebhaften Bewegung, welche er sich durch Reiten und Gehen machte. Außerdem fand er Zerstreuung nur im geselligen Verkehr mit Freunden und im häuslichen Zusammenleben mit seiner Familie, an der er mit der vollen Liebe seines warmen Herzens hing.

Am 29. September 1803 feierte er seine Hochzeit mit

Wilhelmine Schwägrichen, der Tochter eines hiesigen Kaufmannes von strenger, ehrenfester Gesinnung. Ihr stilles, ruhiges Wesen, das seine aufbrausende Lebendigkeit und Heftigkeit mäßigte, ihre Einfachheit und vollkommene Anspruchslosigkeit konnte sie dem flüchtigeren Beobachter weniger bedeutend erscheinen lassen, als sie in der That war; den wohlthuenden Eindruck reiner Herzensgüte und Milde mußte sie auch auf diesen machen. Sie war von tiefem Gemüth, das sich nicht leicht aufschloß, von unbestechlich klarem Gefühl für Sittlichkeit, das in jedem Zuge ihres stets gleichen Wesens, selbst in ihrer ungemein festen und zierlichen Handschrift sich aussprach. Bei einer gewissen Scheu vor Fremden und vor äußerem Auftreten fand sie ihre Befriedigung in stiller, geräuschloser Wirksamkeit; streng in der Erfüllung ihrer Pflicht, glücklich in selbstvergessener Aufopferung lebte sie nur im Wohle Anderer. Hermann erkannte und würdigte das stille Verdienst der Frauen, das meist nur durch Opfer gewonnen und durch Entsagung belohnt wird. „Da hat man" sagte er zu einem vertrauten Freunde, „so viel Aufhebens von den Verdiensten gemacht, die ich haben soll; von den Verdiensten meiner Frau, die viel größer und schwerer erworben sind, ist keine Rede." Sie besaß nicht nur die zärtliche Liebe Hermann's, sondern auch sein Vertrauen und seine Hochachtung in vollem Maße. Mit aller Sorgfalt war sie bemüht, ihm das häusliche Leben ruhig und behaglich zu machen, und alle Sorgen desselben von ihm fern zu halten. Das war keine leichte Aufgabe, denn ihre Verhältnisse waren Anfangs beschränkt und die Kriegsjahre brachten immer neue Lasten, die kaum zu erschwingen waren. Und doch wußte sie es so einzurichten, daß das ihm unentbehrliche Reitpferd nie abgeschafft wurde, ohne daß er

ahnte, welche Einschränkungen und Entbehrungen sie sich deshalb auferlegte. Eine kräftige Stütze fand sie an seinem immer frischen Muth und Vertrauen, das von äußeren Sorgen nichts wußte; das Nothwendige werde sich schon finden, und was darüber sei, daran dürfe man sein Herz nicht hängen. Auch ward später, als er den größten Theil seines Vermögens verlor, seine Heiterkeit nicht auf eine Stunde getrübt. Freilich war Hermann von äußeren Bedürfnissen im höchsten Grade unabhängig, in sinnlichen Genüssen äußerst mäßig, obwohl er sie keineswegs verachtete; — so war ihm das Rauchen zur Gewohnheit geworden. Einfach wie sein ganzes Wesen, war seine Erscheinung und seine Umgebung. Der Schnitt seiner Kleidung war seit Jahren unverändert geblieben; von früh bis spät war er in Stiefeln und Sporen; sein Sitz war ein einfacher Rohrstuhl, erst in seinen letzten Tagen bediente er sich, nur auf Bitten der Seinigen, eines Lehnsessels. Er sah jede Bequemlichkeit in Wahrheit für eine Unbequemlichkeit an, und verachtete jegliche Verweichlichung; Unterstützung und Bedienung suchte er von sich zu halten, und wußte sich in mancherlei kleinen Verrichtungen oft auf originelle Weise, selbst zu helfen, nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit in Handarbeiten. Den Seinigen machte er die Sorge für ihn nur dadurch schwer, daß er sie nicht an sich kommen ließ, wo es geschah, mehr aus Freundlichkeit gegen ihre Dienstwilligkeit, als um seiner selbst willen. Sein inniges Einverständniß mit seiner Frau bewährte sich namentlich in dem Vertrauen, mit welchem er ihr die Erziehung der Kinder übergab. Er selbst gab sich mit seinen Kindern und Enkeln viel und gern ab, spielte mit ihnen und war auf ihre Freude und Unterhaltung bedacht, so daß sie, mochte er sie auch durch seine Lebhaftigkeit und Heftigkeit

oft erschrecken, unbefangen und vertraulich mit ihm verkehrten. Bei ihren sich wiederholenden Anforderungen war er äußerst geduldig, so oft sie ihn auch im Arbeiten störten, und ging immer bereitwillig auf ihre kleinen Interessen ein; in diesem Verkehr entfaltete sich seine ganze Milde und Güte. In die Erziehung der Kinder aber griff er selten ein. Er war der Ansicht, daß in einer durch Liebe und Pflichtgefühl begründeten Häuslichkeit in dem Verkehr mit sittlich gebildeten Menschen die wahre Kraft der Erziehung läge, welche in dem stillen Einfluß der mütterlichen Liebe am reinsten wirkt; jeden Eingriff in die Individualität hielt er für schädlich. Dies wahrhaft glückliche Familienleben ist von Schmerzensprüfungen nicht verschont geblieben. Zwei Söhne verlor Hermann, einen im zartesten Kindesalter, den zweiten durch einen plötzlichen Tod, während er studirte. Der härteste Schlag aber traf ihn durch den Verlust seiner Frau (1841), der ihn im Innersten so tief erschütterte, daß es eine Zeitlang schien, als sei seine Kraft gebrochen. Aber auch diesen Schmerz überwand der starke Mann, und fand nicht nur das Gleichgewicht in sich wieder, sondern die frühere Kraft und Frische kehrte ihm zurück.

In den geselligen Verhältnissen Hermann's verursachte der Tod seiner Frau allerdings eine Lücke, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. Ohne eigentliches Bedürfniß nach lebhaftem geselligen Verkehr stand Hermann mit Amtsgenossen und Freunden in weitem Kreise in vertraulichem Umgang, bei welchem sie oft Veranlasserin und Vermittlerin war. Er machte zwar sehr selten einen Besuch ohne bestimmte Veranlassung, schlug aber nie eine Einladung aus, und deren kamen viele. Denn er gab sich in Gesellschaft ganz derselben hin, war stets heiterer Stimmung, jeder Unterhaltung zu=

gänglich, an der er sich lebhaft betheiligte, und erzählte gern, lebendig und charakteristisch, mit manchem schlagenden Kraftwort, und überaus ausdrucksvollen, aber immer anmuthigen Mienen und Geberden. In allem Verkehr war er stets sich selbst gleich; unbefangen, ohne alle Prätension, gab er sich ganz einfach, so wie er war; um so tiefer war der Eindruck, den er zurückließ. Wer aber zu ihm kam mit dem Gedanken an den berühmten Mann, den konnte es wohl verlegen machen, daß so gar keine Gelegenheit war ihm zu huldigen, daß er in seiner echten Bescheidenheit und Demuth gar nicht ahnte, mit welchem Gefühl der Ehrfurcht man an ihn herantrat. So einfach er war, so feind war er aller Formlosigkeit; was Anstand und Höflichkeit verlangten, übte er mit einem gewissen Pflichtgefühl; in seiner äußeren Erscheinung mit Zierlichkeit und Anmuth, in Formen, die zum Theil an die Zeit seiner Jugend erinnerten, aber der lebendige Ausdruck des herzlichen Wohlwollens waren, das sein ganzes Wesen beseelte und sich in den edlen Zügen seines Gesichtes aussprach, das nur, wenn das Schlechte und Gemeine ihm nahe kam, einen vernichtenden Ausdruck der tiefsten Verachtung annehmen konnte.

Die ungetrübte Gesundheit seines Geistes, die innere Einheit seines Gemüthes übten über seinen von Natur zarten Körper eine Macht aus, die durch die Einfachheit und Mäßigkeit seines Lebens unterstützt wurde. Er ist selten ernsthaft krank gewesen, und körperliche Beschwerden, wie der ihn lange quälende Husten, überwand er durch Geduld und gestand ihnen keinen Einfluß auf seine Stimmung zu. Mitunter konnte er einer Neigung zu heroischen Selbstcuren nicht widerstehen, die er von seiner Mutter geerbt. So hatte er bei seinem Aufenthalt in Jena sich dadurch von einem furchtbaren Rheumatismus

befreit, daß er in einem wohlgeheizten Zimmer Anfangs mit unsäglichen Schmerzen Schritt vor Schritt, dann immer rascher, über zwölf Stunden ohne auszuruhen auf und ab ging. Bis in's hohe Greisenalter blieb er körperlich rüstig, wie geistig frisch, er war wohl milder, aber nicht schwächer geworden; der rasche Gang, die Lebhaftigkeit aller Bewegungen, die kräftige Stimme, das glänzende Auge, Alles zeugte von frischer Kraft, und ließ den Gedanken nicht wach werden, daß auch ihm sein Ziel gesetzt sei. Um so schmerzlicher war unsere Besorgniß, als ihn in den letzten Tagen des vergangenen Jahres ein Unwohlsein befiel, das bald ernstlich wurde und ein langes, schmerzenvolles Krankenlager befürchten lassen mußte, das Gott gnädig abgewendet hat. Er selbst erkannte die Nähe seines Todes sogleich mit klarem Blick und sah ihm mit heiterer Ruhe entgegen. Er war zu gesund, um das Leben nicht zu lieben, das für ihn einen so reichen und reinen Gehalt darbot, aber er war bereit es hinzugeben. Seine einzige Sorge war die, die der Seinigen zu erleichtern. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug er seine Leiden, die ihm bald den Schlaf gänzlich raubten; er ließ seine Umgebung nicht ahnen, wie schwer sie waren, seine Stimmung blieb stets die gleiche, heiter und klar, in jedem freieren Augenblick trat das geistige Interesse lebhaft hervor, bis zu seinem letzten Athemzuge ist er sich getreu geblieben. Immer war er darauf bedacht, die Pflege, welche die Seinigen ihm darboten, zu erleichtern, beklagte die Mühe, die er ihnen mache, und sprach ihnen für jeden Beweis ihrer Liebe seinen Dank aus. Wenn man vor dem letzten Tag Niemand glücklich nennen soll, so dürfen wir ihn in Wahrheit preisen, denn seine letzten Tage haben auf ein langes, reiches, edles Leben das Siegel der Vollendung gedrückt. Und auch

den Wunsch, der allein noch gestattet war, erfüllte das scheidende Jahr; am letzten Tage desselben nahm ihn der Tod sanft und schnell in seine Arme.

Mit Gottfried Hermann ist unserer Universität die Krone genommen worden, welche sie nie in der Weise wieder gewinnen wird. Uns aber bleibt der Segen, einen großen Mann in Wahrheit den Unsrigen zu nennen und in treuer, dankbarer Liebe sein Andenken heilig zu halten.

Ludwig Roß.

Erschien als Vorwort zu den von mir herausgegebenen „Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von L. Roß," Berlin 1863.

Die Persönlichkeit von Roß, sein Thun und Treiben in Griechenland unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen tritt uns in seinen von neuem zusammengestellten Berichten so klar und scharf entgegen, daß es nahe gelegt ist, eine Schilderung seines früheren und späteren Lebensganges an dieselben anzuschließen. Eine biographische Darstellung zu versuchen, die wenn auch in gedrängter Kürze doch auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machte, fühle ich mich nicht berechtigt.

Ich habe Roß zu spät kennen gelernt und ihm nicht nahe genug gelebt, um durch ihn selbst eine genügende Uebersicht zu gewinnen, und Mittheilungen Anderer standen mir nicht in einem Umfange zu Gebote, daß sie diesen Mangel hätten ersetzen können. Gesehen habe ich zwar Roß zuerst im Hause seiner Tante Simons in Kiel, in welchem ich als Knabe Zutritt hatte; er machte damals einen bestimmten Eindruck auf mich durch eine gewisse würdevolle Gemessenheit, die er auch bei großer Heiterkeit behauptete, und diese früheste Erinnerung wurde bei späteren Begegnungen oft wieder in mir wach. Nachher wurde sowohl in befreundeten Familien in Kiel als unter uns jungen Philologen, vor denen Nitzsch den ehemaligen Zögling seines Seminars gern und mit Befriedigung nannte, oft genug des

Landsmannes in Athen mit einem gewissen Stolze gedacht; bei seinen wiederholten Besuchen in Holstein sind wir durch Zufall nicht zusammengetroffen. Im Frühjahr 1847, bald nach meiner Uebersiedlung nach Leipzig, fand in Halle eine heitere gesellige Zusammenkunft der Professoren von Jena, Halle und Leipzig statt, und dort nahm mich Roß als speciellen Fachgenossen und speciellen Landsmann mit der größten Herzlichkeit auf. Er war kürzlich verheirathet und führte mich gleich zu seiner Frau in die noch nicht völlig eingerichtete Wohnung; beim Mittagsmahle mußte ich sein Gast sein, kurz er behandelte mich sogleich wie einen Freund. Und einen freundschaftlichen Verkehr haben wir seitdem stetig unterhalten; anfangs besuchte er mich noch einige Mal in Leipzig, aber ein paar Mal im Jahre mußte ich in seinem Hause Quartier nehmen, und Briefe und Laufzettel gingen ziemlich regelmäßig zwischen uns hin und her. Der verschiedene, nicht selten geradezu entgegengesetzte Standpunkt, den wir in gar manchen wissenschaftlichen wie politischen Fragen einnahmen, störte unser gutes Vernehmen nie; die unverhohlene Offenheit, mit der wir uns im Ernst und Scherz gegen einander aussprachen, verband uns nur fester mit einander. Im Bewußtsein dieses auf treuer Anhänglichkeit begründeten Verhältnisses darf ich wenigstens versuchen, da mir das Höhere zu unternehmen versagt ist, aus eigenen Erinnerungen und befreundeten Mittheilungen das Bild, welches dem Leser in Roß's eigenen Aufzeichnungen entgegentritt, durch einige Züge zu vervollständigen.

Die Familie, welcher Roß angehört, stammt aus dem nördlichen Schottland, und manche Züge in seinem Wesen und Charakter konnten wohl an diese Abstammung erinnern. Das Familienwappen zeigt, wie Roß erzählt, drei Paar zusammen-

gebundener Wasserschläuche (waterbutgets); nach der englischen Heraldik ein Beweis, daß die Vorfahren an einem Kreuzzuge Theil nahmen, wo einst, als das Heer am Verschmachten war, die Herren selbst auf ihren Pferden in zusammengebundenen Schläuchen Wasser herbeiführten. Der ältere Zweig existirt noch in Schottland, im Besitze schöner Güter; der Stammhalter, Horatio Roß, saß im Reformparlament.

Der Großvater unseres Roß war Arzt in der damals exterritorialen englischen Factorei in Hamburg und namentlich ein gesuchter Geburtshelfer. Er hatte dadurch eine gute Einnahme, aber bei seiner großen Gutmüthigkeit theilte er Fremden unverhältnißmäßig viel mit, so daß nach seinem Tode — er starb zu Anfang der neunziger Jahre als 63jähriger Mann — seine Wittwe, eine geborne Martens aus Hamburg, keinen leichten Stand hatte, zumal als die schweren Kriegszeiten kamen. Aber sie war eine tüchtige Frau, und grade in diesen Jahren der Noth hielt sie mehrere ihrer verheiratheten Töchter und deren Familien um sich versammelt. Ueberhaupt hielt die Familie fest zusammen, lebte in innigem und friedlichem Verkehr; im Gespräch waren Englisch und Plattdeutsch die gleichberechtigten Sprachen. Einer der Söhne, Herkules, heirathete eine reiche Engländerin aus der angesehenen Familie der Crawfords, kehrte nach einem längeren Aufenthalt in England nach Holstein zurück und ließ sich in Wellingbüttel nieder. Von diesem Onkel Herkules wurden die Kinder des minder begüterten Bruders wiederholt reichlich bedacht, nur Ludwig wurde stets von ihm übergangen, weil er gegen seinen Wunsch sich dem Gelehrtenstande widmete, welcher keine Aussicht auf große Einkünfte gewährte. Der praktische Mann hätte es lieber ge-

sehen, wenn der Neffe zu sicherer Unterstützung seiner zahlreichen Geschwister ein Handwerk ergriffen hätte.

Ludwigs Vater, Colin Roß, war Landmann und bewirthschaftete das kleine, aber zwischen Hügeln, Holzungen und Seen still und anmuthig gelegene Gütchen Altekoppel im Kirchspiel Bornhöved in Holstein. Aus einer glücklichen Ehe mit Juliane Auguste geb. Remin, welche erst vor wenigen Tagen durch seinen Tod gelöst worden ist, wurde ihm eine zahlreiche Schaar von Kindern geboren. Bei mäßigen Vermögens-Verhältnissen, in Zeiten, die zum Theil schwer auf den Landmann drückten, wuchsen sie in der ländlichen, für die Jugendjahre gedeihlichen Einfachheit des väterlichen Hauses mit einander heran. Die Erziehung war verständig und streng, die Kinder lernten früh, daß sie den Eltern gehorchen müßten, und damit gab sich das Uebrige von selbst. Viel Umstände mit pädagogischen Principien und Moralpredigen wurden nicht gemacht; die Mutter hielt mit einem Schatz treffender plattdeutscher Sprüchwörter Disciplin, welche, am rechten Platze angewendet, die beste pädagogische Wirkung übten und von den Kindern in dankbarem Gedächtniß behalten wurden. Klagen der Kinder über körperliche Schmerzen, über Entbehrungen und mancherlei kleine Leiden wurden in der Regel mit einem solchen Wort halb humoristisch beseitigt, und dadurch in der jugendlichen Seele die Kraft geweckt, sich selbst über allerlei Noth des Lebens hinwegzusetzen. Körperliche Züchtigung kam fast gar nicht vor, Einsperren in ein dunkles Kellerloch war die höchste Strafe für Widerspenstigkeit, und meistens genügte eine Hinweisung darauf, den Eigensinn zu brechen.

In einem so gesunden und kräftigen Familienleben verbrachte Ludwig — oder wie er in der Familie genannt wurde

Louis — seine Jugendjahre. Er war geboren am 22. Juli 1806, noch im alten deutschen Kaiserreich, wie er in späteren Jahren gern betonte, als der Gedanke eines neuen deutschen Kaiserreichs auch in ihm wieder lebendig geworden war.

Seine ersten bestimmten Erinnerungen hafteten an der russischen Einquartierung in den Jahren 1813 und 1814, von der auch Altekoppel nicht verschont blieb. Lebhaft war ihm im Gedächtniß geblieben, wie eines Tages, als die Familie beim Mittagsessen saß, ein Trupp der gefürchteten Kosacken herangeritten kam. Alles gerieth in Aufregung; während der Vater den ungebetenen Gästen entgegenging, raffte die Mutter das Silberzeug zusammen und hielt es in einer Serviette gebunden fest unter dem Arm. Diesmal kam man mit dem Schrecken davon, die Kosacken verlangten nur einen Trunk und ritten gleich weiter. Aber als man sich wieder zu Tisch setzen wollte, fehlte das Silberzeug; alles begab sich an's Suchen, bis sich fand, daß die Mutter es noch immer fest unter dem Arm hielt. Da hieß es denn lachend: „He söcht dat Peerd un sitt darup!“

Früh zeigte Ludwig Trieb zum Lernen und konnte im vierten Jahre fertig lesen. Nun fiel er über alles Gedruckte her, so daß man ihm die Bücher entzog; da fand man ihn im Pferdestall sitzend, wo er das Gesangbuch eines der Knechte aufgestöbert hatte, in dem er eifrig studirte.

Den ersten Unterricht mußte er sich bei dem Schullehrer in Wankendorf holen, und da der Rückweg an den kurzen Wintertagen bereits in die tiefe Dämmerung fiel, so bot er dem Knaben wenigstens eine gute Uebung, das Grauen zu bemeistern, das ihn auf den dunkeln Holzwegen überfiel. Wie es mit den Schullehrern damals noch bestellt sein konnte, davon giebt uns sein Fritz Rehr ein ergötzliches Bild; so arg war

es nun mit diesem Unterricht nicht, aber es trat doch eine große Verbesserung ein, als eine tüchtige Gouvernante in's Haus genommen wurde, deren verständiger Unterricht den ersten Grund zu Ludwig's künftiger gelehrten Bildung legte. Ein großer Kirschbaum auf dem Hofe wurde mit Vorliebe bestiegen, um in seinem Laub die Schulaufgaben zu lernen. Einstmals diente er dem Knaben auch zum Zufluchtsort, als in der Gegend mit großem Nachdruck der Untergang der Welt auf einen bestimmten Tag prophezeit wurde; auf dem Gipfel seines Lieblingsbaumes hoffte er alles Ernstes von der Zerstörung verschont zu bleiben.

Ludwig's Neigung wendete sich, wie es bei dem Leben auf dem Lande so natürlich ist, der Naturgeschichte zu, und mit dem allen Kindern angebornen Sammeltrieb legte er sich in seiner Stube ein kleines Naturalienkabinet an. Auch beabsichtigte er noch, als er die Universität bezog, Medicin zu studiren, was er aufgab, nachdem er auf der Anatomie bei der ersten Section ohnmächtig geworden war. Der freundschaftliche Verkehr mit einem eifrigen Ornithologen, dem Justitiarius Boie in Kiel, frischte dann die Jugendneigung wieder auf; er begleitete diesen auf einer ornithologischen Reise an die Westküste von Jütland und dachte eine Zeitlang daran, sich der Zoologie zu widmen, allein bald trat die Philologie in den Vordergrund, der er dann treu geblieben ist.

Eine wichtige Begebenheit seiner Knabenzeit war eine Reise, welche er in seinem zehnten Jahr mit dem Vater nach Lübeck machte. Reisen war damals in Holstein kein leichtes Unternehmen und erforderte große Vorbereitungen. Um nach Hamburg zu gelangen, wurden vier Pferde vorgespannt, nachdem frische Pferde schon auf die Hälfte Wegs vorausgeschickt waren, und mit solchen Vorkehrungen gebrauchte man dann doch

einen ganzen langen Tag, um bis nach Hamburg zu gelangen. Als später die erste Chaussee von Kiel nach Hamburg gebaut werden sollte, da hörte Roß die Landleute der Umgegend, welche bei seinem Vater aus- und eingingen, dies als ein unglückliches Unternehmen beklagen; man sei so lange auf den alten Wegen fortgekommen und ganz zufrieden gewesen, wozu nun Geld und Arbeit an überflüssige Neuerungen wenden? Von dieser holsteinischen Zähigkeit an alter Erfahrung und Ueberlieferung festzuhalten, hatte freilich auch Roß sein Theil mitbekommen, und in manchen wissenschaftlichen Fragen hat er später, wie mir scheint, wohl auch den alten Landweg der neuen Chaussee vorgezogen. In Lübeck erhielt er den ersten Eindruck eines Theaters; es wurden die Räuber gegeben, die ihn dergestalt überwältigten, daß er in ein lautes, nicht zu stillendes Weinen ausbrach, und der Vater es vorzog, mit ihm fortzugehen, um die Zuschauer nicht durch dies Schauspiel im Schauspiel zu stören.

Da der häusliche Unterricht für die Ausbildung des Knaben, der studiren wollte, nicht genügte, wurde in seinem zwölften Jahre beschlossen, ihn nach Kiel auf die Schule zu geben. Das war ein hartes Angehen für die Mutter, den Sohn von sich zu geben, der „in der großen Stadt" einsam und verlassen sein würde; tagelang weinte sie und klagte, daß sie ihn gewiß nie wiedersehen würde, bis der Vater sie durch energisches Apelliren an ihre Einsicht und die Erfahrung anderer Mütter, welche ihre Kinder vom Haus gegeben hatten, beruhigte. Ludwig blieb zwei Jahre in Kiel, fleißig und eifrig in seinen Schulstudien, übrigens ein bescheidener, ernster Knabe, den man überall gern leiden mochte. In seinem Wesen war er ruhig und still, konnte wohl heiter, in einzelnen Momenten

auch laut und ausgelassen sein, aber bald zog er sich in sich selbst zurück und war still für sich. Die Grundzüge dieses Wesens waren noch in späteren Jahren, wie sehr auch grade seine Lebensverhältnisse auf seine äußere Haltung eingewirkt hatten, nicht zu verkennen.

Im vierzehnten Jahre kam er nach Hause zurück, um in Bornhöved von dem dortigen Prediger Oertling — der im Lande wohl noch durch seine Versuche eine Flugmaschine zu erfinden und ähnliche Extravaganzen bekannt sein wird — confirmirt zu werden. Dann ging er nicht wieder nach Kiel, sondern man zog es vor, ihn auf die gelehrte Schule nach Plön zu schicken, die im Lande einen wohlverdienten Ruf genoß. Sie verdankte denselben den Leistungen eines Mannes, die unter allen Umständen außerordentlich, heutzutage gradezu unbegreiflich erscheinen, des Rectors Bremer, den man wohl mit Mich. Neander und ähnlichen Schulmännern vergleichen darf.

Die jetzt wohlbesetzte gelehrte Schule zu Plön hatte ehemals, ausgestattet durch die Breitenausche Stiftung, zwar vier Lehrer, aber der Rector allein ertheilte den gesammten eigentlich gelehrten Unterricht, während der Cantor, der Schreib- und Rechenmeister und der Pädagogus wesentlich nur Elementarunterricht gaben. In der Rectorklasse, die man Prima nannte, obgleich Secunda, Tertia, Quarta nicht existirten, waren alle Schüler vereinigt, die auf gelehrte Schulbildung Anspruch machten. Meistentheils gleichzeitig mußte derselbe Mann die Schüler der verschiedensten Bildungsstufen von Nepos bis Horaz, von Jacob's erstem Cursus bis zur Ilias unterrichten und beschäftigen. Während er sich in den fünf täglichen Hauptstunden hauptsächlich an die Vorgerückten wandte, die Schwächeren durch zweckmäßige Beschäftigung mitnahm, wurden

diese noch in besonderen Nebenstunden selbständig vorgenommen. Derselbe Mann ertheilte aber nicht blos im Griechischen und Lateinischen Unterricht, sondern auch in der hebräischen, französischen und englischen Sprache, in Religion, Mathematik, Geschichte, Geographie und Rhetorik. Daß er nicht alle diese Fächer gleich gründlich und umfassend, nicht in einer Weise, die den jetzigen Anforderungen genügen würde, treiben konnte, versteht sich von selbst; aber mit allem, was er trieb, nahm er es ernst. Er bereitete sich auf jede Stunde sorgfältig vor, so daß seine Schüler nie den Eindruck oberflächlicher Halbheit bekamen, wie er denn auch streng darauf hielt, daß sie durch häusliche Arbeit sich das Vorgetragene gründlich aneigneten. Bremer hatte im Jahre 1781 das Rectorat nach vollendetem Studium der Theologie übernommen; Philologen gab es damals an der Kieler Universität nicht, wohl aber philologisch geschulte Theologen. Gründliches grammatisches Erlernen der klassischen Sprachen, fleißige Uebung im lateinisch Schreiben war ihm Grundlage und Hauptsache des Schulunterrichts, aber er vernachlässigte bei der Lectüre Sinn und Geist der alten Schriftsteller keineswegs. Er übersetzte mit Geschmack, auch in metrischer Form; die Batrachomyomachie und Theophrast's Charaktere — die jetzt nicht leicht auf Schulen gelesen werden — erklärte er mit Humor, der durch eine ausdrucksvolle Mimik noch gehoben wurde. Die Hauptsache aber war, daß er eine tüchtige Persönlichkeit, eine wahrhaft pädagogische Natur war, ein ganzer Mann aus einem Stück, der nicht blos für die Schule und den Unterricht, sondern mit seinen Schülern lebte, und für die scheinbar arg zersplitterte Vielgeschäftigkeit dieser zahlreichen und mannigfach gearteten Umgebungen seiner Person einen

festen und sicheren Mittelpunkt darbot. Obgleich er die Disciplin streng handhabte, und zwar als absoluter Schulregent, ohne jede Beschränkung seines maßgebenden Willens, so übte doch nicht allein das Beispiel unerschütterlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, welches er den Schülern gab, sondern auch das zuverlässige Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit seines Wesens einen solchen Einfluß auf den jugendlichen Sinn, — der mit der Sicherheit eines gesunden Instinkts herausfühlt, wer es ehrlich meint und tüchtig ist zu fördern, — daß Anhänglichkeit und Dankbarkeit der Schüler ihm schon in seiner Wirksamkeit entgegenkamen und noch jetzt sein Andenken lebendig erhalten.

Bremer war so gesund und gut organisirt, daß er nach vierzigjähriger Amtsthätigkeit noch rüstig und frisch wirkte, als Roß auf die Schule kam. Dieser fand dort, was im elterlichen Hause so segensreich wirkte, eine kräftige Autorität, der sich die Jugend bereitwillig fügte, indem ohne viel Umstände und Raisonniren das Rechte gefordert und gethan wurde, und zugleich die Gelegenheit, tüchtig und mit eigener Anstrengung zu lernen, und Anregung, sich auf eigen Hand zu versuchen. Denn wenn auch bei solcher Beschränkung der Lehrkräfte gar manche Lücke im Wissen und Können bleiben mußte, so wurde dagegen der Schüler frühzeitig auf die eigene Kraft angewiesen, er mußte sich selbst zu rathen und zu helfen suchen, wobei ihm der verehrte Lehrer anregend und fördernd zur Seite stand. So brachte der Jüngling, in dem eigene Kraft steckte, eine tüchtig entwickelte Selbstthätigkeit von der Schule, die den Mangel einzelner Kenntnisse reichlich ersetzte. Das wußte auch Roß später seinem alten Lehrer Dank. Unter Ol. Kellermann's Papieren fand ich einen Brief von Roß, in dem er

seinen ehemaligen Schulgenossen fragt, was wohl ihr alter Bremer zu seinen Primanern sagen möge, von denen der eine in Rom, der andere in Athen epigraphische Studien treibe.

Im Jahre 1821 wurde die Schule in Plön reorganisirt und in dem neu angestellten Conrector Trede, der nun mit dem Rector den gelehrten Unterricht theilte, ein Lehrer gewonnen, der einen mehr modernen Standpunkt der Humanitätsstudien vertrat. Durch seine ausgesprochene Richtung auf allgemeine Durchbildung, durch seinen und regen Sinn für ästhetische Auffassung gewann er einen wohlthätigen und anregenden Einfluß namentlich auf die fähigeren Schüler, einen Einfluß, den auch Roß erfahren zu haben gern und dankbar anerkannte.

Plön, zwischen zwei Seen reizend gelegen, bietet dem für die Natur Empfänglichen einen angenehmen Aufenthalt. Damals hielt der unglückliche Herzog Peter von Oldenburg — derselbe, der eine kurze Zeit unter Herder's Leitung gereift war — noch auf dem Schlosse seinen Hof; das zog manche adeliche Familien nach Plön, wodurch der gesellige Verkehr einen von der Gewohnheit kleiner Städte etwas abweichenden Charakter erhielt, und auf die Schüler, welchen leicht Zutritt gewährt wurde, nicht ohne Einwirkung blieb. Roß benutzte die Schulferien zu wiederholten Fußreisen nach Hamburg, wo er seinen Onkel besuchte. Schon damals hatte er sich gewöhnt, regelmäßige Tagebücher zu führen, welche Zeugniß von seinem Bestreben ablegen, genau und scharf zu beobachten, sich von allem, was er sah und erfuhr, genau Rechenschaft zu geben, und es wohl geordnet und in der deutlichen und sauberen Handschrift, die er sich früh angeeignet hatte, aufzuzeichnen. Diese auch in den Studentenjahren stets festgehaltene Gewöhnung

war eine gute Vorbereitung auf die spätere Thätigkeit in Griechenland.

Im Jahre 1825 bezog er die Universität Kiel und hat auf derselben seine, nur durch Ferienreisen ins elterliche Haus und zu Verwandten unterbrochene Studienzeit zugebracht. Er war kein Duckmäuser und hat die Freiheit und den Frohsinn des Studentenlebens jugendlich genossen, vor dem Uebermaß hätte ihn, wenn nicht sein ernster Sinn und wissenschaftlicher Eifer ihn zurückgehalten hätten, die Einschränkung bewahrt, welche ihm seine Verhältnisse auferlegten. Die Jahre, während welcher er studirte, waren für den Landmann in Holstein sehr schwere, und der Vater, an welchen seine zahlreiche Familie nicht geringe Ansprüche machte, konnte dem Sohne die Mittel nicht immer so reichlich gewähren, als er wünschte. Seine Verlegenheiten und Sorgen — und es war eine Zeit, wo ihn Sorgen aller Art drängten — theilte er stets dem Sohne offen mit, den er fast wie einen Freund zu Rathe zu ziehen pflegte. So wohlthuend auch der Sohn dies Vertrauen empfand, so war es doch für das jugendliche Gemüth, das mit sich selbst zu kämpfen und zu ringen hatte, eine schwierige Aufgabe demselben zu entsprechen, um so schwieriger, als der Vater dann auch wieder das volle Gewicht der väterlichen Auctorität mit großem Nachdruck geltend machte. Roß klagte in jener Zeit, daß die Bevormundung des Vaters, gegen welchen seine Pietät eine eigentliche Opposition nicht aufkommen ließ, es ihm gar so schwer mache selbständig zu werden, und seinem Wesen eine Beimischung von Unentschiedenheit gebe, die ihm selbst unerträglich war. Nicht selten kann man es beobachten, wie Männer, welche nicht ohne Mühe sich von dem Druck einer wohlwollenden Auctorität befreien müssen,

dann um so fester sich in ihrer Eigenthümlichkeit zusammenfassen und abschließen.

Uebrigens lebte Roß in Kiel in einem angenehmen Familienverkehr; besonders verdankte er dem Hause seiner Tante Simons, deren Sohn er auch unterrichtete, sehr viel. Diese vortreffliche Frau, die schon durch ihre Erscheinung, die hohe Gestalt, das würdevolle Benehmen, wie den unverkennbaren Ausdruck von Tüchtigkeit und Wohlwollen Ehrfurcht und Vertrauen einzuflößen geeignet war, erzog recht eigentlich den Neffen für seinen geselligen Verkehr. Ihr verdankte er es, daß er in Athen in den diplomatischen Kreisen sich frei und ungehindert bewegen konnte, wie er denn später auch im gewöhnlichen Verkehr die Formen einer gewissen Courtoisie mit Behagen übte. Auch der Kiel eigenthümliche Vorzug eines leichten und ungezwungenen Verkehrs zwischen Studirenden und Docenten kam Roß zu Gute. Die vorzüglichen Männer, welche der kleinen Universität damals geistige Bedeutung verliehen, Dahlmann, Berger, Falck, Pfaff, Twesten, waren ihm nicht blos durch ihre Vorlesungen förderlich, sondern wirkten durch Umgang und Verkehr vielleicht nicht minder auf seine Ausbildung ein. Für seine philologischen Studien war er Anfangs, da Wachsmuth im Jahre 1825 Kiel verlassen hatte, auf Twesten und Dahlmann angewiesen. Twesten, in Heinrich's Schule gebildet, hatte interimistisch die Leitung des philologischen Seminars übernommen, und Dahlmann's Vorlesungen über Aristophanes, welche von vielen, nicht allein philologischen Zuhörern besucht wurden, mochten wohl Roß Veranlassung zu der eindringlichen Beschäftigung mit diesem Dichter gegeben haben, aus welcher später seine Doctordissertation hervorging. Als aber Nitzsch die erledigte Professur

1828 übernahm, wurde dieser natürlich der Lehrer, an den sich Roß vornehmlich anschloß.

Die Befriedigung, mit welcher Ritzsch uns Philologen einer jüngeren Generation gern auf die erste Zeit des philologischen Seminars als auf eine Blüthezeit und auf die damaligen Mitglieder als Muster eifriger Theilnahme und erfolgreicher Thätigkeit hinwies, kann Zeugniß ablegen von dem lebendigen Eifer, mit dem Lehrer und Schüler die Sache angriffen. Ritzsch, welcher von der Schule an die Universität versetzt war, hatte kein Hehl, daß ihm das neue Amt auch manche neue Aufgabe biete, in die er selbst sich erst hineinarbeiten müsse. Diese Offenherzigkeit gewann ihm ebenso sehr die Anhänglichkeit seiner Zuhörer, als die Energie, mit welcher er die Pflichten seines Amtes ganz zu erfüllen bestrebt war, und die sich vorzugsweise in der Leitung des Seminars concentrirte, an welchem so ziemlich alle Philologie Studirenden Theil nahmen. Ganz abgesehen von der Gelehrsamkeit, dem Geist und eigenthümlichen Vortrag, wodurch Ritzsch in seinen Vorlesungen bedeutenden Eindruck machte, kam in seiner Stellung zu den Seminaristen die tüchtige Persönlichkeit des zuverlässigen, pflichteifrigen, von Herzensgrund aus edlen Mannes, den wir unter uns unsern humanissimus zu nennen pflegten, zur vollen Geltung. Ihm waren die Uebungen des Seminars nicht blos ein Mittel formaler Bildung, es sollte dort um Wahrheit gestritten und gerungen werden, Jeder sollte sein Bestes von geistiger Kraft und Arbeit hergeben. Und so war er nicht allein voll Feuer und Eifer bei jeder Verhandlung, er nahm lebhaften Antheil an den Studien des Einzelnen, er war in jeder Weise bestrebt, zu sorgen, daß es wirklich ernstliche, zusammenhängende Studien waren, die man trieb.

Wenn er viel verlangte, scharf aufpaßte und es in keiner Weise seinen Schülern leicht machte, so fehlte es auch nie an solchen, denen das gerade recht war und die es ihm auch durch ihr Arbeiten wieder nicht leicht machten. So bildete sich ein Verhältniß aus, wie es zwischen Lehrer und Schüler sein soll. Denn Nitzsch hatte ein warmes Herz für alles, was seine Schüler anging, und war für ihr Wohlergehen eifrig besorgt und thätig. Wie mancher von ihnen, die noch in Schleswig-Holstein leben oder vertrieben sind, wie er vertrieben wurde aus dem Lande, dem er Segen gebracht, denkt dankbar daran, wie er mit väterlichem Ernst und väterlicher Liebe durch Rath und That hier auf dem rechten Wege erhalten, dort zur rechten Zeit geholfen hat.

So war auch dieser Lehrer, unter dem Roß seine Studienzeit beendigte, geeignet, die eigene Kraft und Tüchtigkeit zu wecken, wie es einer Natur, wie wir sie in Roß kennen, gemäß war. Daß dieser aber während der Universitätsjahre nach allen Seiten hin sich mit sich selbst in's Klare zu setzen und durchzubilden beflissen war, davon legt eine Reihe tagebuchartig niedergeschriebener Aufzeichnungen Zeugniß ab, die sich auf alles beziehen, was nur geistiges und gemüthliches Interesse darbieten konnte, in verschiedenen Formen, auch in poetischen mancherlei Art, alles klar, sauber, wohlgeordnet.

Nachdem er am 16. Mai 1829 promovirt war, ging er bald darauf nach Kopenhagen, wo er im Hause des Kaufmanns Gottschalck eine Hauslehrerstelle angenommen hatte. Der Aufenthalt in der großen Stadt bot ihm manches Neue, das er mit Lebhaftigkeit ergriff; namentlich gab ihm die Gemäldegalerie die erste Gelegenheit, bedeutende Kunstwerke zu be-

trachten. Der erste Eindruck war sehr groß; auch hier suchte er durch aufmerksame Beobachtungen, die er regelmäßig niederschrieb, sich über denselben aufzuklären und die Bewunderung auf das rechte Maß zurückzuführen. Ein unmittelbares, lebendiges Interesse hat er indessen für bildende Kunst, auch später für die alte Kunst eigentlich nicht gewonnen. Es war mir immer merkwürdig, daß er bei seinem langen Aufenthalt in Athen und der unausgesetzten Beschäftigung mit den Werken der griechischen Kunst doch im Wesentlichen nur das kulturhistorische Moment derselben in's Auge faßte, das eigentlich künstlerische aber nur wie ungern in den Kreis seiner wissenschaftlichen Betrachtungen zog. Zum großen Theil lag das gewiß in seiner tiefen Abneigung gegen alles Schwankende und Unsichere, das man nicht bis auf den letzten Grund sich und Anderen klar machen könne, welches er alles Ernstes von der wissenschaftlichen Erörterung auszuschließen bestrebt war. So leugnete er, daß aus stilistischen Merkmalen irgend welche chronologische Bestimmung gewonnen werden könnte, und wenn Mißgriffe von Archäologen faktisch widerlegt wurden, so empfand er darüber eine gewisse Schadenfreude, mit der er mich gern in freundschaftlicher Weise neckte. Nicht wenige archäologische Schriften waren denn auch nur zu sehr geeignet, ihn in seinem Mißtrauen gegen alle archäologische Forschung zu bestärken, die er im Grunde ungefähr so ansah, wie ein anderer philologischer Freund, der sie mit den Luftsprüngen der Equilibristen, die nur im glücklichen Fall noch mit einem Fuße feststehen, zu vergleichen liebt. Bei ursprünglichem lebendigem Kunstsinn wäre diese ablehnende Resignation wohl kaum denkbar gewesen.

Der wichtigste Erfolg, welchen der Aufenthalt in Kopen-

hagen für Roß hatte, war, daß er ein Reisestipendium erlangte. Die Liberalität, mit welcher die dänische Regierung jährlich eine Anzahl von Reisestipendien vertheilte, von denen einige auch auf Schleswig-Holsteiner fielen, ist von jeher mit Recht gepriesen. Unter der Regierung Friedrichs VI. hing die Vertheilung derselben lediglich von der Gunst des Ministers von Möfting ab, zu dem der Zutritt nicht ganz leicht zu erlangen war. Roß war bekannt geworden mit dem Canzleideputirten Conferenzrath Höpp, einem Mann von wissenschaftlicher Bildung und wissenschaftlichem Interesse, welcher von seinen Fähigkeiten und seinem Streben tüchtige Leistungen erwartete. Höpp's einflußreicher Fürsprache hatte Roß es vornehmlich zu danken, daß seine Bewerbung Berücksichtigung fand. Nunmehr begab er sich zunächst wieder nach Kiel, wo er im Sommer 1831 eine schon länger unternommene Arbeit, eine kurz gefaßte Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein beendigte und sich im Herbst auf die Wanderung begab, als deren Ziel Griechenland gleich von ihm in's Auge gefaßt war. Vorerst aber wollte er noch in Leipzig, namentlich unter Gottfried Hermann, Vorstudien für dieselbe machen; im Herbst desselben Jahres traf er dort ein. Bald verband ihn eine enge Freundschaft mit Funkhänel, Sauppe und Neukirch, welche am Ende ihrer Studienzeit stehend durch Alter und verwandte Studien ihm nahe traten. Während Roß vorzugsweise griechische Alterthümer trieb, war Funkhänel mit Demosthenes, Sauppe mit Isokrates und Plato, Neukirch ebenfalls mit Plato eifrig beschäftigt. Es fehlte also nie an Stoff zu philologischen Discussionen, die auf regelmäßigen Spaziergängen und in gemüthlichen Zusammenkünften, meistens auf Neukirch's Zimmer Abends bei einer Tasse Thee, mit Eifer ge-

führt wurden. Roß, der schon mit einem eigenen Buche nach Leipzig kam, imponirte den Freunden auch durch sein fertiges, gemessenes Wesen, das ihn älter erscheinen ließ, als er war, und ganz besonders durch seine Reisepläne, die ihnen in damaliger Zeit, namentlich unter den bedenklichen politischen Verhältnissen, zwar etwas abenteuerlich, aber noch ungleich mehr beneidenswerth erschienen. Bei jenen Disputationen, die sich natürlich hauptsächlich auf schwierige Stellen alter Schriftsteller bezogen, nahm Roß den Leipziger Philologen, die gern in Conjecturen ihr Glück versuchten, gegenüber eine eigenthümliche Stellung durch das entschiedene Mißtrauen ein, womit er jeder Vermuthung entgegentrat; der Verkehr wurde dadurch nur um so lebhafter und anregender. Um Ostern 1832 gedachte Roß Leipzig zu verlassen; am 17. April versammelte sich bei Sauppe, der ebenfalls fortging, in Lindenau noch einmal der ganze Freundeskreis, in Lust und Ernst wurde die Nacht hingebracht, an die sich Roß bei einem Besuch im Jahr 1842 mit lebhafter Freude erinnerte. Kurz darauf begleiteten Roß und Funkhänel Sauppe nach Langenbernsdorf bei Werdau im sächsischen Erzgebirge, wo dieser in einer befreundeten Familie die nächste Zeit zuzubringen gedachte; dort verlebten sie noch einen fröhlichen Tag zusammen. Sie hatten sich verabredet, zum Andenken an ihre gemeinsamen Studien drei Aufsätze zusammen drucken zu lassen; Sauppe wurde an der Vollendung gehindert und so erschien neben einer grammatischen Abhandlung Funkhänel's nur ein Aufsatz von Roß über eine Art der Abstimmung in den athenischen Gerichten, der noch mit seinen aristophanischen Studien in Verbindung stand. Später, als die Mitglieder der griechischen Gesellschaft zu Ehren Hermann's eine Sammlung von Abhandlungen veran-

stalteten, haben alle vier Genossen in derselben ihrem philologischen Zusammenleben in Leipzig ein dankbares Andenken gestiftet.

Von Roß's Ankunft in Griechenland, von der Stellung, welche er dort einnahm, von seinem dortigen Leben und seiner Wirksamkeit geben seine Erinnerungen sowie zahlreiche andere Schriften ein so lebendiges Bild, daß ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken darf. Es war begreiflich, daß die Regierung, sobald sie auf die Erhaltung und Erforschung der alten Denkmäler in Griechenland ihr Augenmerk richtete, einen jungen Gelehrten anstellte, der mit dem lebhaftesten Interesse Kenntnisse verband, welche man unter den Einheimischen nicht finden konnte. Anfangs zum Unterconservator der Alterthümer berufen, war er eine Zeitlang in Nauplia ansässig und dadurch auf die Erforschung des Peloponnes hingewiesen; im August 1834 wurde er nach Athen versetzt und noch im selbigen Jahr als Oberconservator angestellt. Von der Thätigkeit, welche er in dieser Stellung entwickelte, wird der unter seiner Leitung wieder aufgerichtete Niketempel ein schönes Denkmal für ferne Zeiten bleiben. Weniger glänzend, aber nicht minder bedeutend für die Wissenschaft waren die unter seiner Aufsicht so planmäßig geführten und der Forschung zugänglich gemachten Ausgrabungen, vor allem auf der Akropolis. Leider sah Roß sich veranlaßt, im Herbst 1836 diese Stellung aufzugeben, als seine Ansichten über das Recht der freien Benutzung von Alterthümern, welche Private auf eigenem Grund und Boden ausgegraben hatten, bei der Regierung Widerspruch fanden. Daß seine Ansicht in diesem wie in ähnlichen Fällen, die zu Differenzen führten, die richtige war, ist unbezweifelt; einige seiner Freunde wünschten, er möge mit Rücksicht auf die

schwierige Lage der Regierung nachgeben, um sich in seiner Wirksamkeit zu erhalten, allein ein Unterordnen seiner Ueberzeugung unter Zweckmäßigkeitsrücksichten war seiner Natur fremd. Nachdem er kaum ein Jahr lang als Privatmann seinen gelehrten Forschungen gelebt hatte, wurde ihm im Juni 1837 eine Professur an der Universität zu Athen übertragen, welche ihm einen neuen bedeutenden und segensreichen Wirkungskreis eröffnete. Roß gewann als Lehrer einen großen Einfluß zunächst durch seine unbestrittene Ueberlegenheit an philologischen Kenntnissen und wissenschaftlicher Methode, dann aber auch besonders dadurch, daß er, mit nicht gewöhnlichem Sprachtalent begabt, sich bald des Neugriechischen in einer Weise bemächtigt hatte, daß er als einer der besten Stilisten geschätzt wurde. Auch in dieser neuen Stellung fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, Griechenland nach allen Seiten immer wieder zu bereisen und zu durchforschen. Für das von ihm aufrichtig verehrte Königspaar, für vornehme und gelehrte Fremde war er durch seine Kunde der erwünschte und stets bereite Führer — wer hat während seiner Anwesenheit in Griechenland das klassische Land besucht, der nicht seine zuvorkommende und stets bereite Unterstützung zu rühmen hätte? Für ihn selbst brachte jeder Ausflug neuen Gewinn, und nie fehlte seinen Ferienreisen königliche Förderung. In seinen Reisewerken wie in zahlreichen kleineren Aufsätzen und Mittheilungen *) hat er die Resultate dieser fortgesetzten Untersuchungen, die sich über das griechische Festland und einen Theil der Inseln und Kleinasiens erstreckten,

*) Sie sind in der Einleitung zum zweiten Bande der archäologischen Aufsätze von Roß's treuem Freund K. Keil mit gewohnter Sorgfalt verzeichnet.

in anschaulicher und ansprechender Darstellung niedergelegt. Ein reicher Schatz von Nachrichten über alles, was das heutige Griechenland dem sorgsamen und kundigen Beobachter an Material für die Kenntniß des alten darbietet, ist hier zu bleibendem Gewinn für die Wissenschaft niedergelegt, und was denselben einen so hohen Werth verleiht, ist ihre Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit. Die durch frühzeitige Uebung ausgebildete Anlage zu scharfer und genauer Beobachtung, klarer Blick, besonnene Prüfung, nüchternes Urtheil, und vor allem unbestechlicher Wahrheitssinn vereinigten sich mit gründlicher Kenntniß der alten Sprache und Geschichte. Dadurch haben die Berichte von Roß über Ausgrabungen, Localitäten, Monumente u. s. w. die Bedeutung und Wichtigkeit von actenmäßigen Beweisstücken erlangt, auf welche man stets wird zurückkommen müssen. Nirgends sind vielleicht seine Verdienste augenfälliger als auf dem Gebiete der Epigraphik. Das für die gesammte Kenntniß des griechischen Alterthums so überaus wichtige Material der griechischen Inschriften ist, man mag auf Zahl, Umfang oder Wichtigkeit dieser Urkunden sehen, von keinem Einzelnen so erheblich vermehrt worden, als von Roß. Wenn aber bei Inschriften alles auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Abschriften ankommt, so kann auch in dieser Hinsicht Roß es mit den besten aufnehmen. Das Abschreiben von Inschriften, welches der oberflächlichen Beurtheilung als eine mechanische, nicht sonderlich schwierige Thätigkeit erscheinen mag, erfordert nicht allein scharfe und geübte Augen, sondern eine angespannte Aufmerksamkeit, bei welcher Beobachtung und Combination sich fortwährend controliren. Denn wer des Verständnisses nicht mächtig ist, der wird die Züge nicht erkennen, die er entziffern soll, und wieder-

um darf ein vorausgesetztes Verständniß das Auge nicht im Voraus gefangen nehmen. Umfangreiche, nur zum Theil wohlerhaltene Inschriften mit solcher Zuverlässigkeit abzuschreiben, wie Roß es gethan hat, ist eine Leistung, welche außer großer Beharrlichkeit in gleichem Maße Scharfsinn und Besonnenheit voraussetzt. Da er sehr wohl einsah, daß zu einer vollständigen Verwerthung der von ihm entdeckten Inschriften in Athen Hülfsmittel aller Art ihm fehlten, daß aber eine baldige Veröffentlichung im Interesse der Wissenschaft geboten sei, übte er eine sehr anzuerkennende Resignation, indem er das mühsam gewonnene Material deutschen Gelehrten zur Bearbeitung neidlos überließ. Im Bewußtsein dessen, was er selbst durch Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit leistete, war Roß sehr eingenommen gegen jeden Angriff auf die Glaubwürdigkeit anderer Epigraphiker und vertheidigte sogar die verlorene Partie solcher Fälscher wie Fourmont und Pasch van Krienen mit unermüdlichem Eifer. Weil diese Männer auch wirklich echte Inschriften gefunden und publicirt haben, weil Einzelnes bezweifelt worden ist, was sich später als unzweifelhaft richtig erwiesen hat, glaubte er Alles in Schutz nehmen zu dürfen, was sie vorgebracht haben. So großen Antheil daran auch seine Abneigung gegen Alles, was ihm wie Hyperkritik erschien, hatte, so glaube ich doch, daß der Gedanke, auch ihm könne solche Unbill widerfahren, nicht ohne Einfluß darauf geblieben sei. Wiederholt äußerte er im Scherz gegen mich, wie er sich wundere, daß noch keiner der zweifelnden Kritiker seinen Scharfsinn an ihm versucht und, da sich unter den von ihm bekannt gemachten Inschriften doch so manches Befremdliche, hergebrachten Ansichten Widersprechende befinde, die Echtheit auch nur einer einzigen angefochten habe. Meine Antwort,

daß eben dieser Umstand ihn doch davon überzeugen müsse, daß die Kritik bessere und sichere Argumente habe, als er ihr zugestehen wolle, schien ihn nicht ganz zufrieden zu stellen.

Die Stellung, welche Roß als Lehrer einnahm, die Verdienste, welche er sich um die Erforschung der Alterthümer erwarb, die vielfachen Beweise der Anerkennung, welche von außen kamen, mußten ihm in Griechenland ein hohes Ansehen verschaffen. Auch sonst war ihm das Leben in Athen angenehm. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß der gebildete Mann dort seinen Umgang hauptsächlich in den Kreisen des Hoflebens und der Diplomatie fand, die wiederum auf ein gewisses Interesse an der Erkenntniß des alten Griechenlands im neuen schon durch das Bedürfniß der Unterhaltung angewiesen waren. Zur Abwechselung von seinen gelehrten Studien und von seinen Reisen, die ihn in steter Berührung mit dem Volke erhielten, fühlte Roß sich durch diese Art des socialen Verkehrs, dessen Formen ihm zusagten, angenehm befriedigt. Er mußte sich daher in jeder Hinsicht und mit vollem Rechte verletzt und beschädigt fühlen, als die im September 1843 zum Ausbruch gekommene nationale Reaction gegen alle Fremden auch ihm das Verbleiben im Amte unmöglich machte. Durch die Vermittlung A. von Humboldt's wurde auf einen Bericht von Brandis über die ihm aus eigener Anschauung wohlbekannte erfolgreiche Thätigkeit, welche Roß in Athen geübt hatte, demselben eine Professur in Halle unter Bedingungen, welche ihn wenigstens äußerlich schadlos halten konnten, übertragen. Zugleich gewährte ihm „die Gnade eines die Kunst und Wissenschaft liebenden und befördernden Königs großmüthig auf zwei Jahre eine freie Stellung, um die begonnenen Reiseunternehmungen zu verfolgen und, soweit das bei der Un-

già [illegible] sin d'allora!

erschöpflichkeit des Gegenstandes möglich, zum Abschluß zu bringen."

Nachdem Roß von Griechenland aus zweimal, in den Jahren 1839 und 1842 die Heimath besucht hatte, kehrte er im Juli 1845 zu dauerndem Aufenthalt nach Deutschland zurück. Ein Gelehrter, der auch nur einige Jahre außerhalb Deutschland gelebt hat, wird bei seiner Heimkehr bald gewahr werden, wie er nicht allein mancherlei Lücken in seiner literarischen Kenntniß auszufüllen, sondern in mancher Beziehung sich in die ganze Art der Forschung wieder hineinzuarbeiten hat. Roß, der so lange Jahre der wissenschaftlichen Atmosphäre Deutschlands ganz entrückt gewesen war und unter den Eindrücken Griechenlands ganz isolirt für sich geforscht hatte, fand sich der in Deutschland allgemein gewordenen Auffassung und Behandlung der philologischen Aufgaben nicht blos entfremdet, sondern verfeindet. Er hatte in Griechenland die Ueberzeugung gewonnen, daß der Verkehr des Orients mit dem alten Griechenland viel umfangreicher, sein Einfluß auf dasselbe viel tiefer eingreifend gewesen, daß überhaupt die Cultur der alten Völker ungleich älter sei, als die herrschende Philologie annehme. Er fand, daß die allgemein geltend gewordene Anschauung von der ältesten Geschichte Griechenlands sich auf unbegründete Hypothesen, willkürliche Behandlung der alten Quellen und eine zerstörende Hyperkritik gründete, als deren Urheber er F. A. Wolf und Niebuhr anklagte. Es war wohl nicht zufällig, daß Nitzsch zu der Zeit, da Roß studirte, in lebhafter Polemik gegen Wolf und namentlich gegen dessen Ansicht vom Alter der Schreibekunst begriffen war, so daß dieser das Mißtrauen gegen dieselbe mit nach Griechenland brachte, wo ihn die epigraphischen Studien nothwendig darauf zurück-

führten. Wie weit er Niebuhr, welchen Nitzsch außerordentlich verehrte, gründlich studirt habe, kann ich nicht näher bestimmen, bis zu dem positiven und productiven Kern seines kritischen Verfahrens ist er wenigstens nicht durchgedrungen. Ein förmliches Manifest gegen die gesammte Richtung erließ er 1846 in der Vorrede seiner Hellenika. Von da an verfolgte er mit steigender Lebhaftigkeit die Auswüchse dieser verderblichen Wissenschaft, wo sie ihm störend entgegentraten in der Geschichte, Geographie, Mythologie, Archäologie, Epigraphik, zuletzt auch in der Sprachforschung. Bald angreifend, bald vertheidigend, immer mit gleicher Zuversicht und Rücksichtslosigkeit vorgehend, war er bald in einen lebhaften Kampf nach allen Seiten hin verwickelt, meist allein oder auch wohl mit Bundesgenossen, um die er nicht zu beneiden war. Oft erinnerte er mich in diesem Streit an J. H. Voß, durch sein zähes Festhalten, sein derbes Dreinschlagen, die Unbarmherzigkeit, mit welcher er immer wieder auf denselben wunden Fleck des Gegners schlug, auch durch die Verblendung, welche ihn nicht gewahren ließ, daß er die von ihm verrufene Kritik im Einzelnen doch wieder selbst übte, daß er bei allem Haß gegen das Systematisiren selbst Systeme auf Voraussetzungen gründete, die er so wenig beweisen konnte, als seine Gegner die ihrigen. Aber nie schob er seinem Gegner die wissenschaftliche Ueberzeugung in's Gewissen, nie schrieb er auf Rechnung des Charakters, was er für eine Schwäche des Geistes hielt, ehrliche Ueberzeugung setzte er voraus, wie er sich derselben bewußt war. Auch die Rücksichtslosigkeit, durch die er vielfach verletzte, war nicht als solche gemeint, sie erschien ihm als die natürliche Folge jedes Kampfes, und er war erstaunt, wenn Andere verletzte, was er selbst nicht übel nahm. Daher war es

ihm auch bei diesem Kriegführen ganz wohl, obgleich er fühlte, daß er nicht durchdringen würde. „Ich weiß ja," sagt er, „daß ich gegen den Strom schwimme, aber es muß auch solche Käuze geben." Es würde sich nicht ziemen, hier in der Kürze Fragen von solchem Umfang, solcher Bedeutung und Schwierigkeit abzuthun, für mich nicht geziemen, ein Urtheil abzugeben, der ich meinem verstorbenen Freunde gegenüber stets das Widerpart gehalten habe. Indessen darf man wohl aussprechen, daß, wie wünschenswerth eine Revision der jetzt geltenden Principien philologischer Forschung auch sein mag, sie mit den von Roß angewendeten Mitteln nicht durchzuführen ist.

Roß hatte von Anfang her lebhaftes Interesse für das neue Griechenland und guten Glauben an dessen gedeihliche Fortentwickelung gehabt; beides war durch das lange Leben unter den Griechen nur gestärkt worden. Auch die undankbare Behandlung, welche ihn veranlaßte Griechenland zu verlassen, hatte auf seine Gesinnung keinen Einfluß geübt; nie habe ich ihn darüber klagen hören, und seine Theilnahme für Griechenland und die Griechen blieb stets dieselbe. Aber er hatte dort nicht aufgehört, ein patriotischer Deutscher zu sein und nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lebhaft an allen politischen Fragen. Wie es seiner Natur gemäß war, zeigte er sich auch hier entschieden und hartnäckig. Die Einheit Deutschlands ging ihm über Alles, in der innern Politik würde ihm jetzt die Fortschrittspartei ohne Zweifel zu zahm sein. Daß er bei solchen Anschauungen doch für Oesterreich starke Sympathien hatte, erklärt sich wohl auch aus dem Aufenthalt in Athen. Dort hatte er fortwährend in naher freundschaftlicher Verbindung mit Prokesch von Osten gestanden, die auch später

unterhalten blieb, und die Vergleichung der Machtstellung Oesterreichs im Orient mit der preußischen, welche er oft hatte anstellen müssen, wirkte auch später bei ihm nach. Waren wir hier nicht immer einig, so harmonirten wir um so mehr in der Liebe zu unserem unglücklichen Geburtslande. Beim Ausbruch des Krieges 1848 eilte er gleich nach Holstein, um zu sehen, ob er dort nützlich sein könne, was leider damals seine Gesundheit schon unmöglich machte. Voll Dankbarkeit widmete er dann sein Buch über Kleinasien „dem fürstlichen Führer, dessen muthigem Entschlusse und rascher That das ewig ungetrennte Schleswig-Holstein dauernd verpflichtet ist.“ Er konnte damals freilich nicht wissen, wie schmachvoll der fürstliche Führer durch niedrige Verleumdung den denkwürdigen 24. März schänden würde. Roß war ein Holsteiner durch und durch; von den Tugenden und Schwächen des Stammes hatte er sein Theil bekommen, darum hing er unerschütterlich fest am Land und Volk, an seinen Sitten und Gebräuchen, an seiner Sprache. Mit welcher Freude begrüßte er den Quickborn von Klaus Groth, der uns Holsteinern gelehrt hat, daß auch unser Sein und Empfinden, unsere Sitte und Sprache poetisch ist, wenn nur der echte Dichter das rechte Wort findet. Als ich ihn einst besuchte, lag der Quickborn neben ihm; im Verlauf des Gesprächs fing er an, das schöne Gedicht

„Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wischt de Thran“

zu lesen; er konnte es nicht vollenden, Thränen erstickten die Stimme des Mannes, der eisenfest gegen jede Rührung zu sein schien.

Roß war in Halle freudig aufgenommen, man durfte mit Recht einen glänzenden Zuwachs der Lehrkräfte von seiner

eigenthümlichen philologischen Bildung erwarten. Seine akademische Wirksamkeit nahm einen günstigen, ihn neu anregenden Beginn, seine Stellung zur Gesellschaft, in der er gesucht und gerne gesehen war, alles versprach ihm ein befriedigendes Leben, und seine Verheirathung mit Emma Schwetschke im Frühjahr 1847 brachte ihm auch das Glück einer Häuslichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Da zeigten sich noch in demselben Sommer die Symptome der Krankheit, die ihn allmälig immer entsetzlicher entkräftete und lähmte. Zunächst wurde seine Thätigkeit als Lehrer dadurch vielfach gestört, der Kreis seiner Zuhörer, wie der Umfang dessen, was er mit ihnen betreiben konnte, immer mehr beschränkt, bis er zuletzt ganz auf diese Wirksamkeit zu verzichten gezwungen wurde. Nur um so mehr hielt er, so weit und so lange es nur gehen mochte, an schriftstellerischer Thätigkeit fest. Zwar große Pläne auszuführen mußte er sich bald versagen, aber mit kleineren Arbeiten, deren Ausführbarkeit sich leicht übersehen ließ, war er fortwährend beschäftigt. An stets bereit liegendem Material hatte er aus Griechenland eine Fülle mitgebracht; der Reiz der Polemik, in welche er sich verwickelt hatte, und der Versuch, welchen er durch Gründung der Monatsschrift machte, eine Vermittelung zwischen der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung herzustellen, boten ihm eine stets erneuerte Veranlassung zu schreiben.

Mehr und mehr mußte er auch auf regelmäßige Geselligkeit verzichten und sah sich auf sein Haus beschränkt, wo der Besuch treuer Freunde ihn erquickte und wo er die liebendste Hingebung an die Bedürfnisse seines Gemüthes und seines Geistes und die sorgsamste aufopferndste Pflege durch eine vortreffliche Frau fand, die aus Jahren unsäglichen Leidens

den vollen Trost einer in allen Prüfungen bewährten Liebe gewonnen hat.

Wer Roß beobachtet hat, wie er anfangs muthig Widerstand leistete, so lange noch Hoffnung zu sein schien, wie er dann ungebeugt durch Schmerzen und Leiden jeden freien Augenblick zu wissenschaftlicher Thätigkeit nutzte oder im heiteren Verkehr seinen Freunden widmete, bis die Furcht vor geistigem Absterben am 6. August 1859 seine Kraft brach, der wird das Bild des starken Dulders in ehrendem Gedächtniß treu bewahren.

Theodor Wilhelm Danzel.

Erschien als Einleitung zu den „Gesammelten Aufsätzen Danzel's,“
Leipzig, 1855.

Das kurze Leben eines deutschen Gelehrten, der in stetem Kampf mit Krankheit und ungünstigen Verhältnissen unermüdet dem Ziel wissenschaftlicher Thätigkeit zustrebt und nichts erreicht als die Anerkennung seiner Fachgenossen, bietet keine äußeren Erlebnisse und Begebenheiten dar, um das Interesse zu fesseln. Allein der Ernst und die Reinheit der Gesinnung, die sittliche Kraft und Festigkeit, welche ein im Dienst der Wissenschaft durchgekämpftes Leben offenbart, verdienen wohl einen theilnehmenden Blick. Es sind nicht allein die glänzenden Namen der gefeierten Koryphäen, auf welche die deutsche Wissenschaft stolz sein darf, alle die, welchen sie mit ihrer Dornenkrone die Kraft verleihet, unermüdet zu streben und zu ringen, sind die wahren Blutzeugen ihres Adels und ihrer Würde. Dieser Schaar treuer Bekenner kann mit vollem Recht Theodor Wilhelm Danzel zugezählt werden*).

Er wurde am 4. Februar 1818 in Hamburg geboren, der älteste Sohn eines Arztes, Johann Friedrich Nicolaus Danzel; seine Mutter war eine geborne Westphalen. Von früher Jugend an kränklich (er litt damals an einem Knochenschaden), wurde er von seiner zärtlichen, ebenfalls kränklichen Mutter sorgsam gehütet, und lebte still und

*) Ein kurzer biographischer, von mir dankbar benutzter Aufsatz eines Jugendfreundes findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1850, Beil. 202.

eingezogen, von den gemeinsamen Spielen einer heiteren Jugend abgeschnitten. Außer einem jüngeren Bruder August, der jetzt in Hamburg praktischer Arzt ist, hatte er keine Geschwister — er selbst beklagte es oft, daß der wohlthätige Einfluß, den Schwestern auf die Brüder üben, ihm versagt geblieben war —, und bis in sein dreizehntes Jahr erhielt er nur einsamen Privatunterricht. Wenn er unter diesen Umständen blöde und linkisch wurde und sich gewöhnen mußte, sich auf sich selbst zurückzuziehen und auf die Freuden des Lebens zu verzichten, so wurde er dafür innerlich um so mehr angeregt, und sehr früh entwickelte sich in ihm die eigenthümliche Richtung seiner Natur, durch scharfes Beobachten und klares Selbstbewußtsein sich geistig frei und seinem gebrechlichen Körper und ungünstigen Verhältnissen gegenüber selbstständig zu machen. Als er im Jahre 1831 in die Tertia des Johanneums aufgenommen wurde, gab er seinen Mitschülern, „denen er mit seinem steifen Röcklein und seiner gekrümmten Haltung schon leibhaftig wie ein kleiner Professor erschien," anfangs gar manche Veranlassung zu Scherz und Spott, allein seine geistige Reife und Sicherheit flößte ihnen bald eine achtungsvolle Scheu ein. Je länger, je mehr erkannten sie seine Ueberlegenheit an, und da er diese nie in verletzender Weise geltend machte, ihnen, wo es darauf ankam, Festigkeit des Charakters zeigte, und dabei auch Spaß ebenso gut verstand als selbst zu machen wußte, so stand er mit seinen Mitschülern durchgehends in gutem Verhältniß. Auch die Theilnahme und Achtung der Lehrer erwarb er sich durch seine Haltung wie durch seine Leistungen in hohem Grade. Sein Talent bewies sich namentlich in seinen deutschen Aufsätzen, die zugleich von seltener Belesenheit Zeugniß gaben. Vor allem erfüllten ihn damals

Wieland und Jean Paul. Die moralphilosophischen Reflexionen des ersteren bestimmten damals sein Denken nach Form und Inhalt und führten ihn unvermerkt über die specifisch-christliche Glaubensweise hinaus; Jean Paul andererseits influenzirte nicht nur auf lange Zeit seinen Stil, sondern auch sein Gemüth und seine Phantasie in dem Maße, daß es ihm später einige Mühe machte, seine Vorliebe für den Humor zu überwinden und diesen in die Vorschule für die Kunst zu verweisen. Selbstverständlich verhielt er sich nicht blos receptiv zur Poesie, wie Jeder in seinem Alter dichtete er in Versen und in Prosa. Ein Verein von Primanern „Polyhymnia" gab zum Theil dazu Veranlassung; allein wie Danzel von jeher Alles, was er ergriff, mit großer Energie betrieb, so widmete er auch diesen dichterischen Productionen einen nicht gewöhnlichen Eifer und Fleiß. In seinem Nachlaß fanden sich ganze Stöße und mehrere starke Bände von Dichtungen; sie gehörten alle der Schulzeit an, und so wie er nie davon sprach, hat er auch später, so viel ich weiß, nicht wieder in dieser Form sich versucht. Er war sich sehr wohl bewußt, daß sie nicht die seiner Natur und Befähigung entsprechende sei, und Niemand konnte dem selbstzufriedenen Dilettantismus abgeneigter sein, als er es war. Die Sicherheit und Bestimmtheit aber, mit welcher er später über die Genesis künstlicher Productionen sich aussprach, war wohl zum Theil auf die Erfahrungen gegründet, welche er bei seinen jugendlichen Bestrebungen, einer poetischen Stimmung ihren Ausdruck zu geben und sich auch der Form und Technik des Dichters zu bemeistern, an sich selbst gemacht hatte. So wenig nun auch diese Versuche und Arbeiten ihn als Dichter qualificiren, so sind sie doch nicht schlechthin unbedeutend. Es spricht sich in ihnen wirklich poetische

Empfänglichkeit, Geschmack und eine Gewandtheit in der Form und zwar in der Handhabung verschiedenartiger und nicht blos der einfachsten und bequemsten Formen aus, die nur durch Fleiß und Mühe gewonnen wird. Charakteristisch sind sie für seine Empfindungs- und Denkweise, welche in derselben bereits so zu Tage tritt, wie das Leben sie später entwickelt hat. Daß eine ideale Jugendliebe und eine schwärmerische Neigung für einen Freund darin einen leidenschaftlichen Ausdruck finden, ist nichts Außerordentliches, aber der selbstbewußte Humor, in welchem das Gefühl eigner Kraft und Tüchtigkeit und die Resignation, welche ihm seine Kränklichkeit, sein Aeußeres auferlegte, gemischt erscheinen, spricht schon vollständig die Eigenthümlichkeit seiner Natur aus, wenn sich dieselbe auch später in anderer Form äußerte. Er fühlte sich so krank, daß er schon damals glaubte, nicht lange mehr leben zu können; die Ruhe, mit welcher er dem Tode entgegen sah, ist in einigen Gedichten sehr schön ausgesprochen. In einer Grabschrift und Selbstcharakteristik entwirft er ein humoristisches Bild von sich, in dem er auch der langen Nase nicht vergißt, „die gleich einem Visir jede Annäherung schöner Lippen an seinen Mund verbot und denselben beim Schleudern satirischer Pfeile wie eine Weinlaube die römischen Soldaten beim Werfen anderer Geschosse bedeckte, ohne daß man daraus schließen dürfe, er habe eine Weinnase."

Er verließ, wohl vorbereitet in den Schulkenntnissen, Ostern 1836 das Johanneum. Besonders dem Professor Cornelius Müller wußte er es Dank, daß er eine so gründliche Kenntniß der alten Sprachen und so viel Empfänglichkeit für philologische Studien von der Schule mitbrachte, um später sich im Alterthum durch selbständiges Forschen

heimisch erhalten zu können. Ehe er die Universität bezog, besuchte er ein Jahr lang das Gymnasium in Hamburg. Bekanntlich hat diese Anstalt den Zweck, von der streng geschlossenen Unterweisung der Schule zu der völligen Freiheit der Universitätsstudien einen Uebergang zu bilden. Anknüpfend in Vorträgen und Uebungen an das, was die Schule lehrt, will sie für die Methode und den Umfang rein wissenschaftlicher Forschung den Blick und die Kräfte üben. Hier widmete sich Danzel, der über seinen Lebensberuf in sich bereits entschieden war, mit Vorliebe philosophischen Studien und schloß sich als fleißiger Zuhörer und mit herzlicher Zuneigung an den Professor Otto Krabbe an. Der Methode des Gymnasiums entsprechend, beschäftigte er sich hauptsächlich mit Plato, und eine ausführliche Abhandlung über Platos Lehre von der Seele nach dem Phaedrus und Phaedon wurde von dem Lehrer als eine Arbeit bezeichnet, welche an Intensität des Denkens alle derartigen Arbeiten weit übertreffe.*)

---

*) In dem von Krabbe ausgestellten Abgangszeugniß heißt es: Tractavit eximia mentis sollertia cum ceteras humanitatis partes tum philosophiae studium, ad quod ab ipsa natura impellebatur. Itaque nihil antiquius habuit quam ut philosophiae semina, quae in mente laterent, veteribus et recentioribus philosophiae auctoribus ac principibus cognoscendis pro virili parte proliceret. Inter veteres Platonem philosophorum facile principem amore amplexus est, ut quae ille divinitus scripsit cognosceret et tamquam eruditionis philosophicae fundamentum in usum suum converteret. Praeclarum diligentiae domesticae documentum exhibuit nobis dissertationem de Platonis περὶ ψυχῆς doctrina e Phaedro et Phaedone adumbrata, qua mihi eximiam mentis sagacitatem et ingenii felicitatem probavit et summam laudem et comprobationem sibi paravit. Equidem libenter profiteor me iuvenem

„Jedenfalls ist es interessant, wie Danzel's reinhaltende Tendenz, durch die er sich so gut zum Biographen Lessing's eignete, schon hier sich deutlich kund giebt, wenn er einen Vorzug seiner Abhandlung darin sieht, daß sie Platon vor der unwürdigen Auffassung schützen möchte, als habe er in irgend einer Schrift außer seinem eigentlichen Stoff beiläufig noch einige andere loci seiner Wissenschaft explicirt. Interessant ist es auch, wie er diese Abhandlung benutzt zu einer Art von Rechenschaft über seinen Entschluß, Philosophie zu studiren; doch wäre es allerdings ein merkwürdiger Widerspruch gewesen, wenn er bei solchem Entschluß reflexionslos zu Werke gegangen wäre, und ebenso lag es in der Natur der Sache, daß er seinem großen Ziel gegenüber etwas kleinmüthig wurde. In einem Nachwort zu seiner Abhandlung läßt er einen Ikaros aus seinem Sumpfe das Genie haranguiren, und dieser Ikaros sucht sich schließlich über das Bewußtsein seiner Unfähigkeit, das Höchste zu erreichen, damit zu trösten, daß dieses Bewußtsein doch immer schon als Vorzug gelten könnte, setzte aber dann gleich selbst hinzu: Aber so wäre ja für die, welchen weder das Leben Befriedigung gewährt, weil sie zu hoch stehen, noch die Wissenschaft, weil zu niedrig, Schmerz, Sehnsucht und Todeshoffnung der Zweck des Erdenlebens? und, weil doch Keinen weder das Leben sättigt noch das Wissen, am Ende für Alle? Darauf antwortete Danzel in eigener Person — und dies ist der Schluß der merkwürdigen Abhandlung —: Lächerlicher advocatus diaboli und Bußprediger deines eigenen Ichs im Sumpf, warum sollen sie es nicht sein?"

illum spectatum ob mentis animique virtutes egregias vehementer dilexisse eumque bonis votis omnibusque semper esse prosecuturum.

Um Ostern 1837 bezog Danzel, von seiner treuen Mutter, die selbst für seine Einrichtung sorgen wollte, begleitet, die Universität Leipzig mit dem bestimmten Entschluß, Philosophie zu studiren. Er glaubte, außer den allgemeinen philosophischen Vorlesungen besonders durch mathematische Studien sich zu fördern, und besuchte daher vorzugsweise dahin einschlagende Collegien. Da er indessen weder besondere Anlage noch Neigung für die Mathematik hatte, so hatten diese seine Bemühungen nur geringen Erfolg, und er mußte sich überzeugen, daß eine formale Bildung auf diese Weise, wie er sie hier zu finden hoffte, nicht erworben werden könne. Aber seine Studien wurden überhaupt durch eine gefährliche Krankheit — es hieß damals eine Herzentzündung, war aber wahrscheinlich schon ein Ausbruch seines Lungenübels —, welche ihn im November überfiel, unterbrochen. Der erste Anfall war so heftig, daß seine Eltern besorgt herbeieilten, und nachdem die erste Gefahr beseitigt war, hatte er den ganzen Winter nur für seine Gesundheit zu sorgen. Seine Stimmung, durch die Unzufriedenheit mit dem ungenügenden Erfolg seiner Studien und die Einsamkeit, in der er ohne Umgang mit Studiengenossen und befreundeten Familien lebte, schon sehr gedrückt, wurde durch das Siechthum noch mehr getrübt. „Ich habe zwar den Tod nicht gekostet, aber das Sterben," schrieb er einem Freunde und fügte hinzu: „Ich gestehe, ich war in gewisser Beziehung ärgerlich darüber, daß das Leben nun doch wieder von vorn angehen sollte." So wenig fruchtbar daher der Aufenthalt in Leipzig für ihn war, so wurde er ihm doch in doppelter Hinsicht wichtig. Er machte im Sommer eine Reise nach Dresden, dessen Kunstschätze die belebende Kraft, welche sich an so Vielen bewährt hat, auch auf ihn ausübten. Hier zuerst wurde der

Sinn für das Schöne in der bildenden Kunst lebhaft in ihm angeregt, und die Eindrücke, welche er hier erhielt, haben bestimmend auf seine späteren Studien eingewirkt. Nicht minder wichtig war ihm die Bekanntschaft mit Professor Weisse, bei dem er zwar keine Vorlesungen hörte, der ihn aber im persönlichen Verkehr eben so sehr durch wissenschaftliches Gespräch anregte und förderte, als er durch freundliche Theilnahme sein Vertrauen gewann. Weisse, der Danzel unausgesetzt die treueste Freundschaft bewies, wurde ihm in seiner gepreßten Lage hülfreich, wie er ihn später wiederholt durch Zuspruch und Rath in entscheidenden Momenten gehoben und gefördert hat. Er veranlaßte ihn Ostern 1838 nach Halle zu gehen, hauptsächlich um dort die Hegelsche Philosophie zu studiren. Während anderthalb Jahren, welche er dort zubrachte, widmete er sich ganz derselben und durfte sich rühmen, gründlich in sie eingedrungen zu sein. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, der Richtung seiner Studien auf die Aesthetik zu entsagen und sich den Naturwissenschaften zu widmen, allein bald gewann die natürliche Anlage und Neigung wieder die Oberhand. Außerdem beschäftigte er sich eifrig mit Geschichte der Philosophie und nahm auch seine philologischen Studien wieder auf, in denen er sich der griechischen Literatur mit Vorliebe zuwandte. Im Herbst 1839 ging er nach Berlin. Hatte er in Halle mit mehreren Docenten verkehrt, bei welchen er sich, eingedenk der traurigen Isolirtheit in Leipzig, hatte einführen lassen, so sah er sich in Berlin auf den Verkehr mit wenigen Hamburger Freunden beschränkt, zu welchen der später berühmte Reisende Barth gehörte. Um so eifriger setzte er auch hier anderthalb Jahre lang seine Studien in ähnlicher Weise fort; griechische Literatur und Geschichte nahmen ihn

neben der Philosophie in Anspruch. Außer Steffens hörte er die Hegelianer, um derenwillen er hingegangen war, besonders Werder *).

„Da aber geschah es mir," sagt Danzel in dem Lebensabriß, welchen er bei seiner Habilitation einreichte, „daß mir der Reichthum der Welt auf die schmerzlichste Weise zeigte, daß jene Philosophie, obgleich ich ihre Prinzipien noch nicht leugnen konnte, zu ihrer Erklärung nicht ausreiche. Ich konnte daher meine Studien so wenig für vollendet ansehen, daß ich vielmehr glaubte, meine Bildung ganz von vorn anfangen zu müssen. Dadurch fühlte ich mich um so mehr geängstigt und gequält, weil mir zu keinem bedeutenden Mann, der mich über mich selbst hätte aufklären können, der Zutritt geöffnet war. Allein die für meine Universitätsstudien bestimmte Zeit war abgelaufen, wie viel von derselben auch durch die Rücksicht auf meine Kränklichkeit verloren gegangen war: ich mußte in die Heimath zurückkehren."

Um diese Studienzeit auch äußerlich abzuschließen, erwarb er sich in Jena den Doctorgrad, und ließ die zu diesem Ende verfaßte Abhandlung über Plato's philosophische Methode **) drucken, und zwar, wie er sie eingereicht hatte, in lateinischer Sprache, obwohl er sich selbst über die Fesseln beklagt, welcher der philosophischen Darstellung dadurch angelegt

*) Ein Zeugniß der Pietät gegen seinen Lehrer legte Danzel durch eine Anzeige von dessen Logik im Hamburger Correspondenten 1848, Nr. 216 ab.

**) Plato quid de philosophandi methodo senserit ex eius libris exaravit ac disponendo explicavit Theod. Guil. Danzel. Hamb. 1841. 8.

würden *). Denn es war ein Grundsatz, an welchem Danzel mit der größten Strenge sein Lebenlang festhielt, daß man es sich nicht leicht machen dürfe mit Formen, deren Erfüllung man nicht umgehen könne, sondern daß es vielmehr Pflicht sei, durch den Ernst und die Tüchtigkeit der Leistung ihnen Inhalt zu geben und dadurch ihre Erfüllung zu rechtfertigen. — Von dieser Abhandlung hebe ich nur als charakteristisch die Forderung hervor, welche er an die Spitze der Untersuchung stellt, daß sie vor allem sich zu hüten habe, dem Plato Fremdes aufzudrängen, da es unwürdig für den sei, der ihn studirt habe, das ihm Eigenthümliche zu vernachlässigen und alles auf die Formel einer bestimmten Schule zurückzuführen **). Denn theils ist es die Unabhängigkeitserklärung von der Hegelschen Schule, welche er hierin ausspricht, theils giebt sich der historische Sinn darin kund, welchen Danzel neben der philosophischen Betrachtungsweise sich bewahrte, und der namentlich in seinen späteren Leistungen sich bewährte. Charakteristisch ist auch die Polemik in dieser Abhandlung. Durchaus unabhängig und frei, selbst berühmten Männern gegenüber, bei aller Ehrfurcht

*) S. p. 24: Quod qui minus perspicue dictum putat, si et diligenter se credit legisse Platonis libros neque carere — si licet ita loqui adolescentem hominem — percipiendae speculationis facultate, vel meam vel sermonis latini infantiam accuset; p. 46: impediri enim vel mea vel sermonis latini infantia quam maxime me fateor in sententia mea enuncianda.

**) S. p. 11: Qua in re maxime laborabimus, ne aliena viro obtrudamus. Quid enim eo, qui de Platone aliquid conscribere aggrediatur, ne dicam qui umquam de eo audiverit, minus dignum quam neglectis iis, quae cuique rei propria sunt, ad unius doctrinae normam et formulam omnia redigere?

und Anerkennung gegen ihre Verdienste, kurz und bündig unmittelbar auf die Sache selbst zu. Ganz in Uebereinstimmung damit vermeidet er, während die Untersuchung stets gründlich und genau ist, alles Prunken mit Gelehrsamkeit. Diese schlichte Einfachheit, welche, ohne auf die eigene oder eine fremde Person Rücksicht zu nehmen, nur die Sache in's Auge faßte, war und blieb keiner der geringsten Vorzüge Danzel's. Sie verdient um so mehr Anerkennung, als er sie seiner Kränklichkeit und Widerwärtigkeiten gegenüber behauptete, die wohl geeignet gewesen wären, Bitterkeit und Gereiztheit zu entschuldigen.

Ostern 1841 kehrte Danzel wieder nach Hamburg zurück, um in der ruhigen Muße des elterlichen Hauses durch selbstständige Studien das Ziel zu erreichen, für welches ihn die Universitätsjahre, wie er jetzt einsah, nur unvollkommen vorbereitet hatten. Den Vorsatz, welchen er bereits gefaßt hatte, als er sich dem Studium der Philosophie widmete, dereinst als Lehrer an einer Universität aufzutreten, hielt er fest. Der Gedanke, daß seine Kränklichkeit ihm am ehesten gestatten werde, diesen Beruf zu erfüllen, mochte darauf vielleicht einigen Einfluß haben; das bestimmende Motiv war die Ueberzeugung von seinem innern Beruf für die Wissenschaft, sie gab ihm Muth zu dem Entschluß, alle inneren und äußeren Schwierigkeiten, welche sich diesem Lebensplan entgegenstellen würden, zu besiegen — er hat Wort gehalten.

Seine Arbeiten concentrirten sich sogleich auf das Gebiet der philosophischen Studien, in welchem er vorzugsweise glaubte etwas leisten zu können, die Aesthetik. Bald fühlte er das Bedürfniß, in öffentlichen Vorlesungen sich für die akademische Thätigkeit praktisch vorzubereiten und zugleich seine Studien durch eine solche Rechenschaftsablage zu bewähren

und zu rechtfertigen. Von seinen ehemaligen Lehrern und Freunden aufgemuntert und gefördert, kündigte er daher Vorlesungen über Aesthetik für ein gebildetes Publikum, welche er im Winter 1841—42 halten wollte, durch folgende vorläufige Erklärung in den Hamburger Nachrichten (1841, 19. Octbr. Nr. 248) an:

„Unsere Vaterstadt theilt das Verdienst, das Wiedererwachen der deutschen Poesie im Anfang des vorigen Jahrhunderts vorbereitet zu haben; sie hat einige der ersten Versuche, ihr eine eigenthümliche Bahn zu brechen, in ihrem Schooße gezeitigt. Der feuchtwarme Himmel des materiellen Wohlseins, den man Handelsstädten so gern zum Vorwurf macht, ist wenigsten dem Gedeihen der im Sinnlichen wurzelnden Kunst nicht hinderlich, und wenn das rastlose Treiben manches Höhere zurückdrängen sollte, mag dafür die Erholung einen geistigeren Charakter gewinnen. Man muß es ganz natürlich finden, daß auch ein theoretisches Interesse echter Art für die Kunst hier früher als anderwärts einen günstigen Boden zu finden geglaubt hat. Es fragt sich, ob Lessing's Dramaturgie an andern Orten einen bessern Fortgang gehabt hätte — aber unter unsern Vätern ist sie unternommen worden. Wir können uns Glück wünschen, diese anspruchslose Weise der Kunstbetrachtung uns nahe gelegt zu sehen. Freilich hat Lessing auch in Hamburg Nachfolger gefunden, von denen er nicht erreicht worden; aber in diesem Gebiete hat vielleicht mehr als in irgend einem andern das Unvollkommene darin einen Werth, daß es zu lebendigerer Erkenntniß, als es selbst darbietet, anzuregen vermag."

„Von diesen Betrachtungen geleitet, wagt der Unterzeichnete eine öffentliche Vorlesung über Aesthetik anzukündigen,

für welche ihm von Einer hochansehnlichen Gymnasial-Deputation die Einmal wöchentliche Benutzung des Locals des akademischen Gymnasii bewilligt worden ist, und deren Tag und Stunde demnächst bekannt gemacht werden wird. Er wird in derselben einen Versuch machen, die Grundzüge der Philosophie des Schönen in wissenschaftlicher Haltung und einer dem Verständniß der höheren Bildung zugänglichen Form vorzutragen. Dies zu verbinden ist in diesem Gebiete weniger schwierig als in andern; es gilt hier nicht, einen widerstrebenden Stoff in die Idee zu erheben; die Kunst ist selbst Idee, wer auf eine ihrer würdige Weise von ihr spricht, steht schon auf dem Boden der Philosophie, und was Schiller und Goethe als ausübende Künstler ausgesprochen, bildet die Grundlage der heutigen Aesthetik."

„Hieran knüpft sich ein von der Erkenntniß des Gegenstandes, der ihre nächste Aufgabe bildet, unabhängiges Interesse dieser Wissenschaft. Wie in ihr die Philosophie dem natürlichen Bewußtsein am nächsten liegt, weil in höherem oder niederem Grade Jeder für die Kunst und somit für die Besprechung derselben empfänglich ist, so hat auch historisch das Schelling-Hegelsche Philosophiren, welches man in dieser Allgemeinheit wohl um so harmloser*) vorzugsweise als das heutige bezeichnen darf, von ihr seinen Ausgang genommen, und in seinen ersten Gestaltungen eine durchaus ästhetische Färbung gezeigt. Daher wird die Aesthetik von Manchen geradezu als Vorstudium zur Philosophie empfohlen, und wenn dies freilich keineswegs von einer eigentlichen Einleitung und

*) Dieser Ausdruck zog ihm für eine Zeitlang unter seinen Freunden den Beinamen des Harmlosen zu.

Vorbildung verstanden werden darf, ist sie dagegen wohl geeignet, derselben nicht uneinsichtige Freunde zu gewinnen; denn sie kehrt ganz eigentlich die sogenannte liebevolle Seite der Philosophie hervor, wär' es auch nur darin, daß sie, als Beschäftigung mit den geistreichsten Werken, weniger streng verpflichtet sein kann, dem Geistreichen den Krieg zu machen."

„Eine philosophische Tendenz in diesem Sinne wird dem Vortrage des Unterzeichneten zu Grunde liegen. Er besitzt keine große Breite der Empirie; er hofft nur darzustellen, was überhaupt Kunst ist, und welche Sphären des geistigen Lebens den einzelnen Künsten vorzüglich angewiesen sind; wobei der Freiheit des Genies und der bunten Wirklichkeit seiner Productionen keine Gewalt angethan werden wird. Vielmehr wird sich das Begreifen des historisch Vorliegenden als einzige Aufgabe auch dieser Wissenschaft herausstellen. Demgemäß werden von den Lebenden, namentlich unter den Dichtern, nur solche allenfalls Erwähnung finden, deren Werke in irgend einem Sinne bereits historisch geworden sind; ein Eingehen auf die Gegensätze des Tages wird vermieden werden."

Diese Vorlesungen kamen in einer Weise zu Stande, daß Danzel mit dem Erfolg zufrieden sein konnte. Wenn sich auch der Charakter eines gemischten Publikums nicht immer gleichmäßig erhielt und die Männer besser aushielten als die Frauen, die sich anfangs auf dieser „Damenbörse" eingestellt hatten, so war ihm das ganz recht. Er meinte damals halb im Scherz, die Frauen ließen ihn überhaupt gänzlich bei Seite liegen, da sie wohl merkten, daß ihm an den Frauen nichts gelegen sei; sie könnten ihm auch wirklich nichts helfen, denn für ihn sei kein Heil als in der Wissenschaft, sowie er ihnen nichts helfen könne, um so weniger, als er gewiß sobald keine Pro-

fessorinnenstelle zu vergeben haben werde. Ueber den Werth dieser Theilnahme an seinen Vorlesungen machte er sich keine Illusionen. Er betonte es sich recht absichtlich, daß von den Zuhörern gar manche nicht aus Interesse an der Sache, sondern aus persönlichen Rücksichten für ihn oder seine Familie sich einstellten, und verhehlte sich eben so wenig, daß auch mit dem Beifall einiger Männer, die zwar gebildet und geistreich, aber diesen Studien eigentlich fremd waren, noch nichts Bedeutendes erreicht sei. Nichtsdestoweniger erkannte er es dankbar an, daß das Gelingen dieser Vorlesungen in seinem Leben eine Epoche mache. Schon der Umstand, daß er mit einer selbständigen fertigen Leistung vor das Urtheil des Publikums getreten war, gab ihm einen Halt und eine bestimmtere Stellung, namentlich den in's Unbestimmte gehenden Anforderungen und Erwartungen der Seinigen gegenüber. Sodann durfte er es mit Recht als einen Erfolg ansehen, daß er Männern, die mit systematischer Philosophie sich nicht beschäftigten, verständlich und genießbar geworden war, um sie bis an's Ende zu fesseln. Das Wichtigste aber war ihm die durch die Vorlesungen zur That gewordene Concentration seiner Studien auf ein bestimmtes Gebiet, und so wenig die Vorlesungen bestimmt waren die Wissenschaft selbst zu fördern, so führten sie ihn doch auf Untersuchungen, deren Verfolgung ihm schon damals die Sache wesentlich weiter zu bringen versprach.

Außerdem hielt er seit Neujahr 1842 auch in der „Union“, einem Verein von jungen Kaufleuten, der neben einer anständigen Geselligkeit auch geistige Ausbildung bezweckte, hauptsächlich durch Prof. Wurm veranlaßt, Vorlesungen über Goethe und Schiller. Er glaubte zwar wahrzunehmen, daß die jungen Leute dieselben mehr Anstandshalber als aus wahrem

Interesse an der Sache besuchten, und das verdroß ihn; allein er hielt sich dafür an die Vortheile, die er selbst für seine Ausbildung daraus zog. Man verdachte es ihm vielfach, daß er seine Vorlesungen unentgeltlich hielt, ein charakteristischer Zug für die Denkweise der Hamburger, die den, welcher sein Wissen und Können nicht zu Geld verwerthet, als einen Thoren geringschätzen, aber zu stolz sind, sich etwas schenken zu lassen, und wäre es auch geistige Bildung. Und Danzel selbst bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß auch er von einem gewissen Stolz nicht frei sei, den er von seinem Großvater Westphalen geerbt haben möge, den er aber nicht als eigentlichen Geldstolz, sondern als eine althamburgische Wohlbehaglichkeit gelten lassen wollte.

In eine ganz andere Thätigkeit wurde er im Sommer 1842 für eine Zeitlang durch die furchtbare Feuersbrunst versetzt. Wie jeder tüchtige Mensch, der über seine Kräfte verfügen konnte, griff auch er mit Eifer und Anstrengung ein, der unsäglichen Noth und Verwirrung zu steuern. Seine Briefe aus der Zeit sind ein schönes Zeugniß einer männlichen Fassung, die bei tiefem Schmerz*) nicht klagt und jammert, sondern sich umsieht, was zu thun ist, und kräftig anfaßt. Anfangs war er als Mitglied des Hülfsvereins thätig, während des noch fortwährenden Brandes die arbeitende Mannschaft mit Lebensmitteln zu versehen; später als ihn das unausgesetzte Herumlaufen auf der Straße zu sehr angriff, trat er

*) „Es wird Dich mit Wehmuth erfüllen," schreibt er dem abwesenden Bruder, „wenn Du von Harburg herüberfährst und zwei von unsern Thürmen fehlen, oder wenn Du von Lüneburg her durch Schutthaufen nach dem Posthause fährst, statt durch Straßen."

dem Bekleidungsbureau bei und übernahm hier das Amt eines Protocollanten in den Sitzungen, die zuerst täglich, dann wöchentlich einigemal gehalten wurden. Als die Zeit der ärgsten Noth vorüber war, machte er mitunter eine Pause, „um sich von den ewigen Unterröcken, Strohsäcken und Kinderhemden zu erholen. Denn immer und ewig diese Geschichten, was der und jener gerettet hat — es ist zum Erbrechen. Wenn die Hülfesuchenden sich solchergestalt ergießen, fällt man ihnen in's Wort, aber wenn Frau Professorin W. loslegt, kann man doch nicht sagen: Na, lewe Fru, wat wöllt se denn nu hebben?"

Nach dieser Unterbrechung vertiefte sich Danzel mit verdoppeltem Eifer in seine Studien, er wünschte Tag und Nacht zu arbeiten, wenn es nur seine Gesundheit zuließe, um die Möglichkeit vorzubereiten, über kurz oder lang dem Schutthaufen zu entlaufen. Doch vergingen noch mehrere Jahre angestrengten Studirens, ehe ihm dies vergönnt war. Das Stillleben, welches er führte, wehrte zwar erhebliche Störungen und Zerstreuungen ab, aber es bot ihm auch so wenig dar, woran er sich stärken und erfrischen konnte, daß er sagen durfte, er habe sich die Fähigkeit wissenschaftlicher Thätigkeit trotz seiner Umgebung erhalten müssen. Seine Gesundheit erlitt damals keine heftigen Erschütterungen, allein sein Befinden war fortwährend wechselnd. Daß selten unmittelbare Veranlassungen dieses Schwankens sich wahrnehmen ließen, mußte ihn nur vorsichtiger machen; auch dann, wenn er nicht durch einzelne Anfälle von Unwohlsein oder längere Curen gehemmt war, mußte er doch stets für seine Gesundheit Sorge tragen. Ueber die Unsicherheit derselben täuschte er sich nie, und suchte sich mit seinen Studien so einzurichten, „daß er hoffen durfte,

wenn er auch früh abgerufen werden sollte, vorher doch etwas, wenn auch nicht Umfassendes, doch Bestimmtes geleistet zu haben."

Geselligen Verkehr hatte er äußerst wenig. Außer mit den Professoren Wurm, Petersen, Bubendey und Ullrich, kam er fast nur mit einigen seiner Universitätsfreunde zusammen. Obgleich er mit einigen derselben, wie mit Barth, gern auch näher verkehrte, so bildete sich doch kein Verhältniß aus, das ihn gemüthlich und wissenschaftlich wahrhaft befriedigt hätte. An einem Clubb, der sich regelmäßig einmal wöchentlich versammelte, nahm er nicht lange Theil, weil er bald dahinter kam, daß es hauptsächlich auf Politik abgesehen sei, von der er nichts Rechtes verstehe, und auf Philosophie, mit der die Andern sich nicht gründlich beschäftigt hätten. Sein Bruder war während dieser Jahre auf der Universität abwesend; er stand nach wie vor allein. Noch viel weniger gelang es ihm, in geselligen Verkehr mit Familien sich heimisch zu machen. Er empfand allerdings wohl das Bedürfniß eines geselligen Umgangs, auch mit Frauen, allein ihm fehlte die Leichtigkeit und Gewandtheit in den Formen des Verkehrs, welche den Besucher zu einem gern gesehenen Gast machen und ihm selbst das Gefühl der Behaglichkeit geben. Er kannte diesen Mangel selbst sehr wohl, allein eben dieses Bewußtsein verbunden mit einem gerechten Stolz auf seine geistige Ueberlegenheit, machte es ihm noch schwerer, seine Unbeholfenheit zu überwinden, und er zog sich daher lieber hinter seine wissenschaftlichen Studien zurück, denen er keine Kraft noch Zeit entziehen dürfe. Die schwerste Entbehrung war es für ihn, daß er auch in seiner Familie hierfür keinen Ersatz fand. Sein Vater hatte sich dem größten Theile der Verwandten, namentlich seiner Frau, entfremdet, so daß mit denselben nur

ein äußerlicher und spärlicher Verkehr stattfand. Danzel konnte ein Verhältniß der Art innerhalb der Familie überhaupt nicht billigen und hielt es geradezu für eine Pflicht, solche Mißstimmungen nicht auf die nächste Generation übergehen zu lassen. Er suchte deshalb seinerseits einen Verkehr mit seiner Familie zu unterhalten, um so mehr, als er manchen Mitgliedern derselben Achtung und Zuneigung schenkte, wie er dem Bruder seiner Mutter, Senator Westphalen, sein Lebelang in treuer Dankbarkeit anhing. Allein es läßt sich begreifen, daß es ihm nicht gelingen konnte, ein befriedigendes Verhältniß herzustellen, daß er dagegen durch seine Bemühungen sich manche Schwierigkeit, manche Verstimmung bereitete.

Im elterlichen Hause war sein Verhältniß zur Mutter ein echt kindliches im schönsten Sinn. Sie liebte ihre Kinder zärtlich, und da eine zunehmende Kränklichkeit sie dem Verkehr mehr und mehr entfremdete, lebte sie nur für diese, und namentlich dem kränklichen Schmerzenssohn schenkte sie die vollste Zärtlichkeit. Mit seinem ganzen Gemüthe schloß sich Danzel an sie an, und je tiefer er es fühlte, daß er wenig Liebe fand, daß selten auch nur sein Bedürfniß nach Liebe erkannt wurde, um so inniger gab er sich dem Herzen hin, das ihn liebte, wie er war, und wie er sich gab, das ihn um so reichlicher zu entschädigen suchte, je mehr das Leben ihm versagte. Diese tiefe und schwärmerische Liebe zu seiner Mutter, der er Alles zu danken hatte, und der er Alles darzubringen beständig bestrebt war, ist der einzige Lichtstrahl, der sein dunkles Leben dauernd erhellte.

Leider war das Verhältniß, in welchem er zu seinem Vater stand, kein so günstiges. Beide waren ihrer Natur nach durchaus verschieden, ja entgegengesetzt. Der Vater, ein geist-

reicher und gebildeter Mann, der seine Abstammung von einer französischen Familie durch lebhaftes, leicht erregbares Wesen, durch Gewandtheit im äußern Verkehr und eine leichte Auffassung der Lebensverhältnisse kund gab, hatte für das ernste, nach innen gekehrte Wesen des Sohnes nicht das rechte Verständniß. Sowie er für dessen abstracte philosophische Forschung keine Theilnahme hegte, so konnte der Sohn dagegen der Neigung des Vaters, Tagesereignisse und Politik lebhaft zu besprechen, kein Interesse entgegenbringen. Wenn er dann durch Schweigen und Nichttheilnehmen den Vater verletzte, so sah er wohl ein, daß er zu schroff sei und mit etwas mehr Geschicklichkeit und Biegsamkeit Manches würde beilegen können. Dagegen fühlte er sich innerlich dadurch gekränkt, daß er von dem Vater in Angelegenheiten als ein Unmündiger behandelt wurde, an denen Theil zu nehmen er als erwachsener Sohn berechtigt sei. Ja, es trat selbst in wichtigen Ansichten ein tiefer gehender Zwiespalt hervor, bei welchem der Sohn die Selbstständigkeit seiner Ueberzeugung zu wahren für eine sittliche Pflicht hielt, deren Erfüllung nicht ohne schweren Kampf abgehen konnte und seine Stellung im elterlichen Hause nicht erleichterte. Namentlich mußte ihm das Gefühl, in seiner äußeren Existenz von dem Vater abhängig zu sein, dadurch drückend werden; und wenn er gleich sich auf's Aeußerste, mehr als dieser erwartete und wünschte, einschränkte, so sah er doch voraus, daß er auch in den ersten Jahren als Privatdocent einer Unterstützung von Seiten des Vaters bedürfen werde. Allerdings hatte er Grund anzunehmen, daß er seinen Eltern dadurch kein zu schweres Opfer auferlege, und er mußte sich sagen, daß er, um den wohl überlegten Zweck zu erreichen, auch die als nothwendig erkannten Mittel anwenden müsse. Allein

unter Verhältnissen, wie die angedeuteten, werden Betrachtungen dieser Art nicht ohne Seelenschmerzen immer wieder von Neuem angestellt, und die Festigkeit des Entschlusses, sich in der Verfolgung der Hauptsache nicht irren zu lassen, sowie der unermüdliche Eifer im wissenschaftlichen Forschen sind um so höher anzuschlagen, je weniger die äußeren Verhältnisse auf Heiterkeit und Freiheit der Seele hinzuwirken geeignet sind.

Ich finde nicht, daß Danzel wieder daran gedacht hat, Vorlesungen in Hamburg zu halten; er sah ein, daß er der Wissenschaft und seiner künftigen Stellung als Docent mehr durch schriftstellerische Leistungen nützen werde. Doch haben jene Vorlesungen den Impuls zu seinen ersten Arbeiten gegeben.

Die Abhandlung über Goethe's Spinozismus war für eine Zeitschrift bestimmt. Allein als die Redaction der deutschen Vierteljahrsschrift die „vortreffliche" Abhandlung zurückgesendet hatte, weil sie zu lang war; Prutz die „vortreffliche" Arbeit in's literarische Taschenbuch nicht aufnehmen konnte, weil der Jahrgang schon besetzt war, blieb ihm nichts übrig, als die Abhandlung besonders drucken zu lassen*). Er wurde sehr erfreut durch die Aufnahme, welche diese Schrift erfuhr und besonders durch die ehrenvolle Anerkennung, welche ihr Weisse in einer Anzeige in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1843, Aug. Nr. 39 f.) zu Theil werden ließ. Auch von andern Seiten her wurde man, wie er erfuhr, dadurch auf ihn aufmerksam, und in der That kann man Geist und Energie in Auffassung und Forschung in der Schrift nicht

---

***) Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tieferen Würdigung des Dichters. Von Wilhelm Danzel. Hamburg 1843. 8.**

verkennen. Wer näher mit dem Verfasser und seiner damaligen Lage bekannt ist, wird auch trotz der abstracten Darstellungsweise wahrnehmen, wie er das, was in dem Buche niedergelegt ist, zum großen Theil in sich durchlebt und durchgekämpft hat. Später war er selbst freilich mit dieser Schrift gar nicht mehr zufrieden und sagte mir einmal, als ich derselben im Gespräche erwähnte: „Sie sind ja ein entsetzlicher Mensch! müssen Sie denn auch meine Jugendsünden kennen?"

Die Goethe'schen Studien führten ihn auch zu einer eindringlichen Beschäftigung mit Shakespeare. „Diesen Winter," schrieb er seinem Bruder zu Anfang 1843, „habe ich außer meinen allgemeinen Grübeleien ausschließlich Shakespeare getrieben. Es ist mir schon öfter so gegangen, daß ich auf ein Buch oder ein Studium grade dann gerieth, wenn ich eben dazu reif geworden war und also die rechte höchste Empfänglichkeit dafür hatte. Ex professo Kunsttheorie zu treiben und nicht ein ganz ausdrückliches Studium vom Shakespeare gemacht zu haben, das konnte himmelschreiend scheinen — und doch war mir immer so zu Muth, als wäre es noch nicht Zeit. Die Abhandlung über Goethe hat mich auf den erforderlichen Standpunkt gestellt, und so habe ich denn, was sich hier auftreiben ließ, zur gründlichen Erforschung der Sache vorgenommen. Ich fertigte mir zunächst einen genauen Auszug der historischen Stücke aus der englischen Geschichte an, um mir die Composition derselben und ihren Zusammenhang im Ganzen möglichst vor Augen zu legen und meine Betrachtungen an einen bestimmten Faden zu knüpfen. Dabei fällt nach und nach Manches ab. So habe ich z. B. große Lust, den Leuten, welche behaupten, die Stücke aus der englischen Geschichte enthielten die Idee derselben englischen Geschichte, auf den Kopf

zu sagen, daß sie selbige wohl nur aus diesen Stücken und nirgends anders her kennen. Weil ich sie aber dazu doch anders woher kennen muß, habe ich mich daran gemacht, mir sie aus den besten historischen Werken anzueignen, und habe dabei zum erstenmale die Fähigkeit in mir entdeckt, politische Geschichte zu begreifen und zu behalten. Aber in der englischen Geschichte ist auch Sinn und Verstand, es ist vor allen Dingen eine Geschichte politischer Institutionen und nicht ein todter Gedächtnißkram. Nebenbei gewinne ich dadurch einen Standpunkt für die politischen Angelegenheiten unserer Tage, denen man sich doch nicht ganz entziehen kann, worin aber nach meinem Urtheil, wie Du weißt, alles Urtheilen, das nicht auf Sachkenntniß gebaut ist, eben so gut bloßes Kannegießern ist, wenn es von Leuten ausgeht, die anderweitig gebildet sein mögen, als wenn es in der Schenke und bei einer Stange Weißbier geschieht."

Durch die Veröffentlichung seiner Schrift über Goethe's Spinozismus war Danzel nun in die Literatur eingeführt. Damals gab es noch Literaturzeitungen und kritische Zeitschriften, und wie gewöhnlich angehende Schriftsteller gelangte er nun zu der Ehre, von verschiedenen derselben als Mitarbeiter aufgenommen zu werden*). Wußte er diese auch ihrem wahren Werth nach zu schätzen, so war es ihm doch lieb, sich den Weg zu fernerer schriftstellerischer Thätigkeit gebahnt zu sehen, und am meisten erfreute es ihn, daß seine Mutter, die

*) In der Jenaischen Literaturzeitung (1843 Nr. 274 ff., 1844 Nr. 40 f.) und den Blättern für literarische Unterhaltung (1843 Nr. 59 f., 1844 Nr. 347, 360, 1845 Nr. 59) finden sich mehrere schon in Hamburg geschriebene Recensionen.

an jedem kleinen Erfolg herzlichen Antheil nahm, daraus gute Hoffnung für die Zukunft schöpfte und nichts mehr davon wissen wollte, daß er melancholisch sei. Ehrenvoll aber war ihm die Aufforderung Weisse's, für Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie den gegenwärtigen Zustand der Philosophie der Kunst und ihre nächste Aufgabe einer ausführlichen kritischen Erörterung zu unterziehen. Er führte dies in einer Reihe von Aufsätzen aus, welche mit Recht Aufmerksamkeit erregten und geeignet waren, ihm eine wissenschaftliche Stellung zu sichern *). In Verbindung damit stand eine eigene Schrift über die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie **), in welcher er seine Emancipation von der Hegel'schen Schule vollzog, „ohne sich das Ansehen geben zu wollen, als seien die Waffen, mit denen er sie bekämpft, anderswoher als aus ihrer eigenen Rüstkammer genommen ***).

Danzel, der wohl einsah, daß ein Aesthetiker auf ein genaues Studium der bildenden Kunst nicht verzichten könne, hatte keine Gelegenheit versäumt, sich im Anschauen von Kunst-

*) Ges. Aufs. S. 1 ff. Die hier gegebene Darstellung der Schiller'schen Aesthetik hat Danzel später nach den in Schiller's Briefwechsel mit Körner enthaltenen Aufschlüssen berichtigt in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (CXXI, S. 1 ff.), Ges. Aufs. S. 277 ff.

**) Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie. Von Wilhelm Danzel. Hamburg 1844. 8.

***) Danzel hat auch später in einer Reihe zum Theil ausführlicher und bedeutender Recensionen die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Aesthetik von seinem Standpunkt aus gewürdigt; vornehmlich Röttscher's Abhandlungen zur Philosophie der Kunst (Jen. Litztg. 1843 Nr. 274—276); Schleiermacher's Vorlesungen über Aesthetik (ebendas. 1844 Nr. 40 f.); Quandt's Aesthetik für bildende Künstler; Oerstedt's Naturlehre des Schönen; Mundt's Aesthetik (ebend. 1846 Nr. 111—114);

werken auszubilden. Bei dem kurzen Aufenthalte in Dresden hatte die Gemäldegalerie ihn im höchsten Grade entzückt und angeregt, aber doch einen mehr überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht; die Berliner Sammlung war ihm, weil sie weniger umfassend aber viel faßlicher war, bei längerem Aufenthalt lehrreicher gewesen. Hamburg bot ihm für seine Ausbildung nach dieser Seite hin wenig; eine Kunstausstellung im Sommer 1843 veranlaßte ihn zu einer Besprechung, die aber nicht tiefer einging*). Bei dem Jahrelang fortgesetzten angestrengten einsamen Arbeiten nach einer Richtung hin, so sehr es ihn förderte, mußte doch eine Sehnsucht in ihm erwachen, einmal auf einige Zeit aus den gewohnten Verhältnissen herauszutreten und frische Luft zu schöpfen, und diese wurde nicht wenig durch das Bedürfniß einer lebendigen und reichen Kunstanschauung erhöhet. Den Wunsch eine längere Reise, vor allem nach Italien, zu unternehmen, um gründliche Kunststudien zu machen, hatte er, so oft er sich ihm auch aufdrängte, nie zu äußern gewagt, und war sehr zufrieden, als ihm im Sommer 1844 die Möglichkeit einer Erholungsreise geboten wurde. Er war gleich entschlossen, nach Dresden zu gehen, wo er die Galerie nun mit anderen Augen zu betrachten hoffte, als er es vor einem halben Jahrzehnt gekonnt hatte. Mehrere Wochen brachte er dort zu, nur mit den Kunstsammlungen beschäftigt, die er Morgens regel-

---

Thierich's Aesthetik; Kahlert's System der Aesthetik; Lotze über den Begriff der Schönheit (ebend. 1847 Nr. 67—69); Kosen's Propädeutik der Kunst (ebend. 1848 Nr. 21 f.); Lotze Bedingungen der Kunstschönheit (ebend. 1848 Nr. 98); Vischer's Aesthetik (ebend. Nr. 231—234).

*) Neue Hamburgische Blätter 1843 Nr. 27.

mäßig besuchte, während er Nachmittags und Abends las, was ihn im Verständniß derselben fördern konnte. Dadurch waren seine Zeit und seine Kräfte so vollständig in Anspruch genommen, daß er es ganz zufrieden war, in gar keinen geselligen Verkehr mit hineingezogen zu werden. Die Studien, welche er hier machte, bildeten im Wesentlichen die Grundlage für seine philosophische Betrachtung der bildenden Kunst, die er auch später, obgleich die Literatur der Hauptgegenstand seiner Studien wurde, nie vernachlässigt hat. Indessen scheint es, als ob hierin mehr noch ein wissenschaftliches Pflichtgefühl als ein ursprünglich angeborner Trieb sich wirksam erwiesen habe, und da es ihm versagt blieb, dauernd unter Kunstwerken und mit Künstlern zu leben, so ist es begreiflich, wenn er vielmehr die anderweitig gewonnenen Resultate auch auf diesem Gebiet zu bewähren suchte, als sie ihm auf diesem selbstständig erwuchsen.

Die Reise hatte auch den Zweck, durch persönliche Erkundigung einen Entschluß über seine Habilitation vorzubereiten, die nicht füglich mehr aufgeschoben werden konnte. Er war deshalb zuerst nach Jena, und von da über Weimar, wo er als Goethianer eine freundliche Aufnahme fand, nach Leipzig gereist. Erfreuliche Aussichten hatten sich ihm weder hier noch dort eröffnet, er kehrte mit der Gewißheit heim, daß er nach vollendeter schwerer Vorbereitung als Privatdocent keine leichtere Prüfungszeit durchzumachen haben werde. Nach reiflicher Ueberlegung wurde für Leipzig entschieden und bestimmt, daß er womöglich um Ostern 1845 dort seine Vorlesungen beginnen solle.

Im Februar 1845 kam er nach Leipzig und that sogleich die nöthigen Schritte zu seiner Habilitation; obgleich er von

Seiten der Facultät auf's Bereitwilligste dabei gefördert wurde, zog es sich doch in den Juni hinein, bis alle Formalitäten vollständig erfüllt waren. Auch mit diesen nahm Danzel es seiner Weise gemäß sehr genau; so ist z. B. das Schreiben, in welchem er sich an die Facultät wandte, dem ein Lebensabriß beigelegt werden muß, mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, um von seinem Bildungsgang und wissenschaftlichem Standpunkt ernstlich Rechenschaft abzulegen. Den Gegenstand der Habilitationsschrift, welche in lateinischer Sprache abgefaßt werden mußte, entnahm er deshalb der alten Philosophie und kehrte zu seinem Plato zurück, indem er anknüpfend an seine Doctordissertation nun durch tieferes Eingehen nachzuweisen suchte, daß Plato der wahre Begründer der philosophischen Methode und eigentlich der erste sei, der als Philosoph angesehen werden könne *).

Es gelang ihm, noch in demselben Semester ein öffentliches Collegium zu Stande zu bringen, und von da an hat er regelmäßig sowohl Privat- als öffentliche Vorlesungen gehalten und selten eine der von ihm angekündigten aufgeben müssen. Er legte auf dieselben großen Werth und betrachtete sie nicht etwa als eine Beschäftigung, die man nebenher bei anderen literarischen Arbeiten vornehmen könne, sondern als die Hauptaufgabe dessen, der sich der Universität widmet. Der Kreis seiner Vorlesungen war durch seine Studien so bestimmt abgegrenzt, als diese ihn in einer Weise vorbereitet hatten, wie

*) Plato philosophiae in disciplinae formam redactae parens et auctor. Dissertatio quam pro obtinenda venia legendi die XIV. mens. Junii a. MDCCCXLV publice defendet Theodorus Guilielmus Danzel. Lips. 8.

dies nicht allzuhäufig der Fall sein mag. Nachdem er anfangs über das Hegel'sche System, auch über Aristoteles Metaphysik gelesen hatte, traten bald die ästhetischen Vorlesungen in den Vordergrund. Auch hier machte sich die historische Betrachtungsweise immer mehr vor der blos philosophischen geltend; davon zeugen seine Vorlesungen über Aesthetik, Geschichte der Aesthetik, allgemeine Uebersicht der bildenden Kunst, Geschichte der dramatischen Poesie seit dem Mittelalter, Geschichte der europäischen Literaturen seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, Einleitung in das Studium Shakespeare's *) über Lessing's religions-philosophische und ästhetische Grundansichten **), über die Quellen und die Veranlassung von Goethe's Dichtungen, über Schiller's philosophische Schriften. Nicht allein, daß Danzel die Gegenstände, über welche er las, in selbständigen, tiefgehenden Untersuchungen gründlich erforscht hatte und sie vollständig beherrschte, so bereitete er sich auch zu jeder Stunde mit großer Sorgfalt vor, um auch der Form und des Ausdrucks sicher zu sein. Denn auch wenn er sich ein Heft ausarbeitete, galt ihm dies nur als Meditation; weit entfernt, abzulesen oder zu dictiren, machte er sich gleich von Anfang an vom Heft unabhängig und trug völlig frei vor. Bei dem Wagniß, welches darin für jeden angehenden Docenten liegt, war es ihm sehr erfreulich, im zweiten Semester von Wuttke, der, ohne daß er es wußte, bei ihm hospitirte, zu hören, daß es ihm mit dem Freisprechen sehr wohl gelinge,

*) Außer dem Aufsatz über Ulrici's Shakespeare (ges. Aufs. S. 203 ff.) ist eine Recension von Hiecke's Schrift über Macbeth zu nennen, Jen. Litztg. 1849 Nr. 251, 252.

**) Vergl. Danzel's Recension von H. Ritter's Schrift über Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze, Jen. Litztg. 1848 Nr. 172—174.

und daß man diese Vorlesung gleich könne drucken lassen. Was man häufig einen guten Vortrag nennt, eine äußerlich glatte und abgerundete, auch wohl rhetorisch aufgeputzte Form einer ununterbrochen fließenden Rede, bei der es hauptsächlich darauf abgesehen ist, daß die Zuhörer sich bequem unterhalten wie bei der Lectüre eines Journalartikels — den hatte Danzel allerdings nicht. Er besaß nicht eigentlich rednerisches Talent, und wenn er es besessen hätte, würde er es schwerlich auf dem Katheder angewendet haben. Er hielt sich an das verbaque provisam rem non invita sequentur, und sah die eigentliche Aufgabe der Vorlesungen darin, daß der Lehrer die Zuhörer unmittelbar in die Arbeit des Denkens und Forschens mit hineinziehe, indem er sie das, was er in sich durchgemacht hat, miterleben lasse. Daher lag es ihm denn auch ganz fern, durch irgend welche Mittel, die nicht in der streng wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gegeben waren, durch eine gewürzte Polemik, durch Haschen nach Späßen und Witzen und dergleichen Zuhörer an sich ziehen zu wollen. Danzel fand als Docent in der That Beifall und Theilnahme. Daß die Zahl der Zuhörer, welche in öffentlichen Vorlesungen, und nicht blos einzelne Male, auf 60—70 stieg, in den Privatvorlesungen sehr viel geringer war, kann Niemand wundern, der die Verhältnisse der Universität kennt, an welcher er las. Ueberhaupt ist ja die Anzahl der Zuhörer für die Beurtheilung der Wirksamkeit eines Docenten nur ein einzelnes, und wenn auch das augenfälligste, doch keineswegs das bedeutendste Moment. Es machte ihm mit Recht Freude, als im Lesemuseum einer seiner Zuhörer ihn bescheiden auf eine Zeitschrift aufmerksam machte, in welcher über einen von ihm in der Vorlesung behandelten Punkt neue Aufschlüsse gegeben waren, und er benutzte dieses, um in der

nächsten Vorlesung gründlich zu zeigen, wie dieselben zu verwerthen seien. Unter seinen Papieren fand sich eine Adresse, in welcher eine namhafte Anzahl von Zuhörern ihm ihren Dank für die geistige Anregung aussprachen, welche sie ihm verdankten. Derartige Beweise von Theilnahme sind nicht gerade gewöhnlich; es läßt sich danach schon erwarten, daß auch einzelne junge Leute sich ihm zu nähern und enger anzuschließen wünschten.

Während es so mit dem Dociren glückte, — denn auch seine Gesundheit schien durch die Anstrengung des Lesens nicht angegriffen zu werden — traf ihn zu Anfang des nächsten Jahres ein harter Schlag. Er war mit der Zusicherung seines Vaters nach Leipzig gekommen, daß ein mäßiger Zuschuß, der bei seinen bescheidenen Ansprüchen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ausreichte, ihn während der nächsten Jahre in den Stand setzen würde, die akademische Laufbahn ohne äußere Sorgen zu verfolgen. Jetzt mußte er erfahren, daß die Vermögensumstände seines Vaters sich so ungünstig gestaltet hatten, daß sie ihm nicht mehr gestatteten, dem Sohne diese Unterstützung zu gewähren. Am schmerzlichsten empfand Danzel dabei, daß sein Vater es ihm nicht schon früher möglich gemacht hatte, seine Lebenspläne mit der klaren Einsicht in die Verhältnisse zu fassen, auf welcher die Unabhängigkeit und Sicherheit der Ausführung beruhte. Mochte er darin auch den Beweis einer Liebe sehen, welche ihm schmerzliche Erfahrungen möglichst lange zu ersparen suchte, so widerstrebte doch seiner Natur und seiner sittlichen Anschauung die in der klaren Erkenntniß der Wahrheit auch die Kraft zu jedem Kampfe und zu jeder Resignation fand, alle Unklarheit und Selbsttäuschung. Aber auch seine äußere Lage

nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Denn nachdem er Jahre lang sich für die Docentenlaufbahn und nur für diese vorbereitet hatte, mußte er nun mit Recht zweifelhaft werden, ob er sie fortzusetzen im Stande sein werde. Vorlesungen und wissenschaftliche Arbeiten, denen er seine volle Kraft widmen mußte, um sich durch dieselbe Ansehen und Geltung und so auch eine amtliche Stellung zu erringen, konnten ihm nicht so viel einbringen, daß er davon hätte leben können. Mußte er für Geld schreiben, so war zu befürchten, daß er wohl sein Leben fristen könnte, aber den Anspruch auf eine hervorragende Stellung in der Wissenschaft und damit den eigentlichen Zweck seiner Anstrengungen und Opfer aufzugeben gezwungen sein würde. Und wie sollte er mit seiner schwächlichen Gesundheit so unerhörte Anstrengungen, wie er sie nun vor sich sah, aushalten? Er mußte sich wohl die Eventualität vorstellen, daß es ihm nicht gelingen würde, sich durch alle diese Schwierigkeiten durchzuschlagen, und hatte für den Fall auch andere Pläne schon in's Auge gefaßt; allein dem Kampf auszuweichen, den Sieg aufzugeben, ehe er alle Kräfte daran gesetzt, das war wider seine Ueberzeugung, das erlaubte auch sein Stolz nicht. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß er, wenn er jetzt die Universität verließe, den Schein auf sich ziehen würde, als habe er seine Kräfte und Leistungen überschätzt und trete im Gefühle seiner Schwäche vor der übernommenen Aufgabe zurück, oder als ob eine unmännliche Laune und Unstetigkeit ihn bei dem einmal angefangenen Werke nicht aushalten ließe.

Dem ersten Bedürfniß half sein Oheim Gelbcke in Zerbst, bei dem er wiederholt die Ferien zubrachte und sich an dem herzlich freundschaftlichen Verkehr in der Familie erholte, durch ein Darlehen ab. Nun aber kam es darauf an,

literarische Beschäftigung zu finden, die ihm seine Existenz sicherte. Dabei war ihm besonders Wuttke, mit dem er damals näher verkehrte, auf alle Weise und mit gutem Erfolg behülflich. Er schrieb nun namentlich für die Blätter für literarische Unterhaltung und für das Gersdorf'sche Repertorium*) eine Menge von Anzeigen, die ohne diese Veranlassung schwerlich entstanden wären. Flüchtig und nachlässig sind auch diese kleinen Nebenarbeiten nicht, eigenthümliche Gedanken finden sich wohl in jeder, und manche davon sind auch insofern nicht ohne Interesse, als sie einzelne Punkte andeuten, die für Danzel's wissenschaftliche Auffassung wichtig sind und später von ihm zu größerer Bedeutung entwickelt wurden. Sie sind streng in ihren Anforderungen, im Ton nicht selten humoristisch und sarkastisch, aber immer dem Sinn und Ausdruck nach gehalten. Bezeichnend für ihn ist es auch, daß er da, wo er irgend glaubte, das, was er sagte, sei von der Art, daß es sich schicke es persönlich zu vertreten, seinen Namen nannte, z. B. als er sich entschieden gegen Prutz aussprach, sowohl gegen seine tendenziöse Weise Literaturgeschichte zu schreiben**), als gegen die

*) Die bedeutendsten Aufsätze aus den Blättern für liter. Unterhalt. sind in den ges. Auff. abgedruckt; wer sich für die übrigen interessirt, dem wird es genügen, daß sie in den Jahren 1845, 1846, 1847 mit der Chiffre 42, im Jahre 1848 mit der Chiffre 1, im Jahre 1849 mit 27 bezeichnet sind. Die Recensionen aus der Jenaischen Literaturzeitung sind schon angeführt; die aus dem Repertorium — sie finden sich in den Jahren 1847 und 1848 — einzeln anzugeben, wäre überflüssig.

**) Leipz. Repert 1847, XVIII., S. 405 ff. Ich hebe einige Stellen aus, die an sich charakteristisch für Danzel's Richtung sind: „Es kommt in neuerer Zeit eine ganz neue Art von Wissenschaft auf. Früher widmete sich Jeder einem Fache oder der Bearbeitung eines bestimmten Gegenstandes innerhalb desselben ganz einfach darum, weil ihn Lust und Talent auf

Art, wie er sein Benehmen den Maßregeln der Regierung gegen-

dasselbe geführt hatte, und verfolgte dabei keinen andern Zweck, als die Sache eben zu wissen; das rein theoretische Interesse genügte für sich selbst ohne Hinterhaltsgedanken. Das soll nun heutigen Tags nicht mehr ausreichen, und wer die Wissenschaft noch jetzt mit dieser gesunden Unmittelbarkeit betreibt, gilt für einen geistigen Zopfträger. Blos zu forschen, wie es sich mit den Dingen verhalte, ist nicht mehr vornehm genug; man soll wissen, warum man das oder jenes zu wissen begehre und zu behandeln sich anschicke; man soll es nicht daran genug sein lassen, daß man um die reine Thatsächlichkeit, um die Wahrheit bemüht sei — man soll sich von einer Idee erfüllt zeigen. Und auf diese Weise sollen dann vornehmlich historische Fragen im Lichte der Gegenwart, im Sinn ihrer Aufgabe behandelt werden. Die vorliegende Schrift des Herrn Prutz (Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters) kann für einen Hauptvertreter in dieser Art von Wissenschaftlichkeit gelten." — „Das Buch wird in doppelter Weise zum Beleg dienen können, daß jene Richtung in großer Gefahr schwebt, die wahre Wissenschaftlichkeit überhaupt zu untergraben. Wenn man bei der Behandlung eines Zeitraumes, sei es der Universal-, sei es einer Specialgeschichte, von einer Idee ausgeht — und dazu von einer Idee, über die man sich im voraus mit den Lesern „verständigt", so ist zu besorgen: 1) daß man auch der sorgfältig ermittelten Thatsächlichkeit den Sinn unterschiebe, welchen sie unter der Voraussetzung, daß jene Idee die richtige wäre, haben müßte, und 2) daß man sich mit der Idee begnügt und die sorgfältige Ermittelung des Thatsächlichen überhaupt unterläßt." — Nachdem dies im Einzelnen näher nachgewiesen ist, schließt die Anzeige: „Um nun noch einmal zum Anfange dieser Recension zurückzukehren; die früheren Literaturhistoriker begnügten sich mit einer Anhäufung correcter Notizen und der Ermittelung des äußerlichen Sachverhalts. Darin besteht ihre Gründlichkeit. Wir Neueren haben darin einen Fortschritt gemacht, daß wir tiefer zu blicken und den Gedanken, der sich in den Ereignissen kundgiebt, zu ermitteln wissen. Das ist eine höhere Art von Gründlichkeit. Aber wenn wir nun darüber die empirische Thatsächlichkeit vernachlässigen, wenn wir uns angewöhnen, blos unseren Gedanken nachzugeben, und die beliebige Ausführung eines blendenden Einfalls für Geschichte auszugeben, so kann

über darstellte*), oder in einer scharfen Anzeige von Chalybäus Wissenschaftslehre**).

Indessen ging diese Thätigkeit doch aus seiner wissenschaftlichen Beschäftigung hervor; um seinen Unterhalt zu erwerben, mußte er sich aber entschließen, Aufsätze und Referate für Theater- und Novellenzeitungen zu schreiben, ja er übernahm für die letztere die Uebersetzung von Eugen Sue's Martin l'enfant trouvé, die er Nachmittags nach Tisch, statt des Spazierganges im Zimmer umherwandelnd, einem Schreiber dictirte. Obgleich er einen Theil des auf diese Weise erworbenen Honorars erst auf gerichtlichem Wege erhielt, so erreichte er doch seinen Zweck. Im Verlauf eines Jahres hatte er nicht nur seine Existenz gefristet, sondern auch seinem Oheim zu dessen Ueberraschung das Darlehen zurückerstattet und konnte es übersehen, daß er in Zukunft, selbst wenn seine Gesundheit ihm eine Zeitlang ein so angestrengtes Arbeiten untersagen sollte, sich erhalten könne. Dies war allerdings nur möglich

---

wohl kein Zweifel sein, welchem von beiden man den Vorzug zu geben hat: die geistlose Empirie giebt immer doch wenigstens einen authentischen Stoff an die Hand, welcher noch vergeistigt werden kann, aber das geistreiche Reden von Dingen, die gar nicht vorhanden sind, ist gar nichts nütze: ex nihilo nihil fit."

*) Leipz. Repert. 1848, XXIII. S. 205 ff. Zu der Zeit sprach nicht Jeder sich nach dieser Seite hin so unumwunden aus.

**) Leipz. Repert. 1847, XIX. S. 457 ff. Die Anzeige schließt: „Möglich, daß ich mich in dieser ganzen Auffassung des Chalybäus'schen Buches irre. Kommt es mir doch selbst unbegreiflich vor, daß ein Philosoph das Interesse des Wissens um seiner selbst willen in Abrede stellen sollte. Ich habe daher meinen Namen unter diese Anzeige gesetzt, damit Jedermann sogleich ermessen kann, inwiefern hier ein glaubwürdiger Berichterstatter redet oder nicht."

durch die größte Einschränkung, musterhafte Ordnung und eine bewußte, überlegte Sorge für den Erwerb. Er sagte mir wohl später, wenn er nicht ohne Behagen von seinem „zunehmendem Wohlstande" sprach, im Scherz, als geborenem Hamburger liege ihm Neigung und Freude am Erwerb im Blut, allein dies war keineswegs so der Fall. Wenn irgendwo, so zeigte sich seine bewußte strenge Sittlichkeit in der Weise, wie er im eigentlichsten Sinne aus der Noth eine Tugend machte, und die banausische Seite der liberalen Studien, als das nothwendige Mittel zu höherem Zweck, mit klarem Pflichtgefühl verfolgte. Die Selbstüberwindung, welche er hierbei wie bei fortdauerndem Verzicht auf manche ihm nicht gleichgültige Lebensgenüsse übte, wird ihm Niemand angemerkt haben — es war seine Art, still in sich abzuthun, was ihm das Leben auferlegte —, allein das Bewußtsein, daß er seine äußere Selbstständigkeit nicht nur seiner Fähigkeit Geld zu erwerben, sondern seiner sittlichen Kraft verdanke, war es, was ihm die eigentliche Genugthuung bei dem guten Erfolge gab. An sich machte der Besitz ihm keine Freude, und es war nicht allein der Stolz, der ihn da, wo es der Anstand erforderte, auch eine ihm unbequeme Ausgabe nicht scheuen ließ, er war auch zu helfen gern bereit und bei seiner Ordnung auch meist dazu im Stande. Wenn er im gerechten Bewußtsein, wie sehr er sich selbst fortwährend zusammennehme, über solche, die es leichter nahmen und dann Anderen zur Last fielen, streng urtheilte, so war das von aller Illiberalität weit entfernt. Aber unwillig konnte er werden, wenn diejenigen, welche seine Mildthätigkeit in Anspruch nahmen, sich darauf beriefen, daß sie Familie hätten. „Was?" sagte er, „ihr habt geheirathet, ihr habt eine Frau, habt Kinder, und verlangt von mir, der ich dieses Glück

mir versagt habe, weil ich die Ueberlegung habe, die Resignation übe, welche ihr euch erspart, daß ich mir ein neues Opfer auferlegen soll um euretwillen, die ihr jenes Glückes theilhaftig seid?"

Die Anforderungen, welche er an sich in dieser Beziehung zu stellen hatte, wurden noch gesteigert durch den Tod seines Vaters. Dieser erfolgte im Herbst 1847 unerwartet plötzlich, unter Umständen, die den Sohn besonders nach Allem, was vorangegangen war, auf's Heftigste erschüttern mußten. Wie sehr er sich auch zu fassen wußte, so blieb der Schlag doch nicht ohne Folgen für seine Gesundheit. Er war während des Sommers sehr schwach und elend gewesen, so daß er für sein Leben fürchtete; in den Ferien hatte er sich erholt, allein dann erfolgte ein ziemlich heftiger Anfall von Bluthusten, dessen Folgen er indessen in verhältnißmäßig kurzer Zeit überwand. Nun aber nahm ihn auch die Sorge für seine geliebte Mutter in Anspruch. Alles aufzubieten, um ihr Alter nicht nur vor Sorge und Noth zu schützen, sondern sie keine ihrer gewohnten Bequemlichkeiten entbehren zu lassen, war ihm eine theure Pflicht. Wenngleich zunächst diese nicht mit ihrem vollen Gewicht auf ihn fiel, so war es doch ein Antrieb mehr für ihn, auf die Verbesserung seiner Lage unablässig bedacht zu sein.

Vergegenwärtigt man sich diese Jahre unter dem Druck einer schwankenden Gesundheit und schwerer Gemüthsbewegungen, unter Opfern und Sorgen für die Existenz und dennoch mit der äußersten, ja ungebührlichen Anstrengung aller Kräfte hingebracht, so gewinnt es eine hohe Bedeutung, wenn man sieht, wie Danzel nie das höhere Ziel vergaß, um dessentwillen er alles das auf sich genommen hatte, immer noch Muth und

Kraft behielt seinen Vorlesungen und wissenschaftlichen Arbeiten mit voller Seele zu leben. Die Wissenschaft erkennt und mißt nur den wissenschaftlichen Werth jeder Leistung; welche sittliche Kraft erfordert wurde, sie zu Stande zu bringen, kommt selten zu Tage. Wer zwischen den Zeilen zu lesen vermöchte, welche Leiden zu überwinden waren, welche Kämpfe durchzumachen sind, um den Geist für die wissenschaftliche Arbeit frei zu machen, der würde wohl manchmal über den Preis, um den sie erkauft ist, sich entsetzen. Gut, daß es so ist, und daß der Mensch in wissenschaftlicher Forschung sich und Andere über alle Noth und Bedrängniß erheben kann, aber menschlich ist es auch, dem Leiden und Ringen Theilnahme und Anerkennung zu gewähren.

Der schon früher gefaßte Plan zu einem Werke über Shakespeare, welches Danzel schreiben wollte, konnte aus äußeren Gründen nicht ausgeführt werden. Aber auch den Gedanken einer ausführlichen Darstellung Lessing's hatte er bereits in Hamburg gefaßt, und diesen verfolgte er in Leipzig unausgesetzt. Schon die Beschäftigung mit Shakespeare führte ihn, wie wir sahen, auf historische Studien als Grundlage der ästhetischen Würdigung, die Arbeit am Lessing gab diesen eine noch größere und immer wachsende Ausdehnung und Bedeutung. So wie es Danzel bei seinen philosophischen Studien voller Ernst war, das Wesen der Dinge in ihrem Kern selbstthätig zu ergreifen, nur was er selbst erlebt und in sich durchgemacht hatte als lebendige Wahrheit anzuerkennen und darzustellen, so entstand für ihn die Nothwendigkeit, eine historische Erscheinung nicht als eine vereinzelte oder nach willkürlich gefaßten Gesichtspunkten aufzufassen, sondern den Zusammenhang derselben mit den äußern wie den geistigen Verhältnissen

der Zeit, in welcher Form sich diese auch wirksam erzeigen, im Einzelnen zu erkennen und nachzuweisen. Dies Bestreben, die einzelnen Fäden in dem Gewebe von Lessing's geistiger Individualität so weit wie möglich nach allen Seiten hin zu verfolgen, den Bedingungen seiner Existenz und Wirksamkeit bis in ihre entlegensten Wurzeln nachzugehen, führte ihn zu den detaillirtesten und weitgreifendsten Untersuchungen über die Literatur der europäischen Völker im vorigen Jahrhundert. Die Frucht einer solchen Detailforschung ist das Buch über Gottsched*); es wird nicht unpassend erscheinen, die Selbstanzeige Danzel's von demselben hier mitzutheilen**).

„Das Buch, welches ich hiermit dem Publikum vorlege, kann auf besonders günstige Aufnahme nicht Anspruch machen. Hat es doch sogar schon, ehe es geboren war, manch spöttisches Lächeln erfahren; es ist eben noch nicht Jeder recht im Klaren darüber, daß deutsche Literaturgeschichte mehr zu sein bestimmt sei, als ein blos angenehmes Studium, und daß also, wenn sich einer mit Partien abgiebt, die insgemein für wenig schmackhaft gelten, derselbe nicht eben schlechterdings dafür angesehen werden darf, aus bloßer Geschmacklosigkeit so gewählt zu haben. Gottsched's Briefwechsel wird freilich nicht zu einer Briefsammlung Stoff geben wie die Schiller'schen, Goethe'schen, Merck'schen, die meistens mehr zur Unterhaltung oder zu einem gewissen wollüstigen Schwelgen in der Anschauung des Genius dienen, als daß man eine bestimmte Erkenntniß aus ihnen zu schöpfen beabsichtigte. Eine Gottsched'sche Brief-

*) Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel; zusammengestellt und erläutert von Th. W. Danzel. Leipzig 1848. 8.

**) Leipz. Repert. 1848, XXIII. S. 211 ff.

sammlung wird in die Reihe der Briefsammlungen aus älterer Zeit, wie man sie z. B. von Briefen der Reformatoren oder Leibnitzens gemacht hat, zu stellen sein; man wird sie als ein rein gelehrtes Werk betrachten müssen. Ich will erzählen, wie das Buch entstanden; dann werde ich vielleicht hoffen können, daß man es mit seinem eigenen Maße mißt. Schon seit mehreren Jahren bin ich mit Vorarbeiten zu einer literarischen Biographie Lessing's beschäftigt, in welcher ich sowohl die Verdienste dieses Mannes genauer als bisher geschehen zu erörtern als auch manche Gesichtspunkte über die Geschichte der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts, die sich gerade an sein Auftreten knüpfen, geltend zu machen gedenke. Zu den nicht immer trostreichen Lesereien, welche dieser Plan nöthig gemacht hat, gehört auch der vermöge Gottsched's eigenen Vermächtnisses auf der Universitätsbibliothek aufbewahrte Briefwechsel desselben und seiner Frau, der in 22 Folianten 4700 Nummern enthält. Als ich einige Zeit in ihm herumgeblättert hatte, fand ich hier gar mannigfaltige Aufschlüsse über diese oder jene Punkte der Literaturgeschichte jener Zeit, welchen ich in dem Leben Lessing's keine Stelle anzuweisen gewußt hätte, und an manches, was sich hier vorfand, ließen sich Ergebnisse von Einzelforschungen anknüpfen, in Betreff deren ich längst in Verlegenheit gewesen war, wie ich sie der Abhandlung von Lessing's Thätigkeit, welche doch auf ihnen zum Theil fußen mußte, vorausschicken sollte. So entstand der Gedanke eines fortlaufenden Auszugs aus der Briefsammlung, wo sich dann, was ich aus anderen Quellen anzuführen hätte, in Gestalt von Erläuterungen und weiteren Ausführungen anknüpfen ließe, und da weder eine strenge Zeitfolge noch eine genaue Sonderung der Materien durchführbar erschien, habe ich den Ausweg

eingeschlagen, den reichen Stoff in eine Anzahl Abschnitte zu vertheilen, die ungefähr in derselben Reihe auf einander folgen, in welcher sich die in ihnen verhandelten Interessen in Gottsched's Lebensgange ergeben, in denen dann eben was zu diesen einzelnen Interessen in Beziehung steht, bis zu Ende durchgeführt ist. — Man hat hier also keinen bloßen Abdruck von Briefen vor sich, der freilich sehr mühelos gewesen wäre, sondern eine Art von Monographie über Gottsched's gesammte Thätigkeit, die man sich vielleicht um so eher gefallen lassen wird, da eine Schrift über diesen Mann, welche nicht in solcher Weise mancherlei Abwechselung darböte, sich vermuthlich von vorn herein keine sehr günstige Aufnahme zu versprechen haben dürfte. Gelehrte Handwerksarbeit freilich bleibt's immer, aber für mehr giebt's sich auch nicht aus; die Quelle war einmal von mir erbohrt, ausschöpfen mußte sie irgend einmal Jemand, ein Größerer hätte schwerlich Lust dazu gehabt — wie denn Gervinus von dem Vorhandensein des Briefwechsels in Kenntniß gesetzt worden sein soll, ihn aber nicht benutzt hat — warum sollte ich mir nicht das kleine Verdienst zu erwerben suchen, was Jeder thun konnte, doch am Ende allein wirklich zu thun? Konnte es doch zugleich kein besseres Vorstudium für mein Leben Lessing's geben, als die Ausarbeitung dieses Buches. Und dann hatte ich auch noch einen geheimen Grund, mit demselben hervorzutreten. Wenn dasselbe nun zeigte, daß ich zu solchen Arbeiten nicht ganz ungeschickt sei, daß ich vielleicht sogar über die Geschichte der Literatur jener Zeit einige Aufschlüsse zu geben wisse — daß also von meinem Leben Lessing's doch wenigstens etwas zu erwarten sei — könnte ich dann nicht hoffen, daß mir etwa dieser oder jener zu dem letzteren einen Beitrag geben, eine Quelle eröffnen, einen Fingerzeig zukommen

lassen werde? Ein wunderlicher Fürbitter vielleicht, dieser Gottsched, aber möchten ihm doch die einen oder andern gelehrten Herzen und Collectaneen, wo er anpocht, aufgethan werden!"

Ich lernte Danzel, während er mit dem Briefwechsel Gottsched's beschäftigt war, kennen, als ich im Jahre 1847 nach Leipzig gekommen war. Er befand sich damals schlecht, die Arbeit ermüdete ihn und es fehlte ihm an einem Verkehr, der ihn anregte und befriedigte. Es hatte ihm, seitdem er in Leipzig war, nicht gelingen wollen, einen geselligen Umgang zu finden, wie er ihn jetzt, wo er dessen heilsame Wirkung auf sein körperliches und gemüthliches Befinden gar wohl erkannte, dringend wünschte. Mit Weisse, bei dem er die herzlichste Aufnahme gefunden hatte, stand er fortwährend in einem freundschaftlichen Umgang und verkehrte mit ihm am meisten; auch die Professoren Haussen und Günther, zu denen er von Hamburg her Beziehungen hatte, nahmen sich seiner freundlich an. Allein dessenungeachtet fühlte er sich einsam und isolirt. Sein Leben war erschreckend einförmig; unmöglich konnte er die ganze Zeit, da er nicht schlief und aß, arbeiten, und die Lücken durch Geselligkeit und Zerstreuung auszufüllen, fehlte es ihm an Gelegenheit. Wenn er den ganzen Tag über bei der Arbeit gesessen hatte, ging er Abends meistens auf's Museum; mechanisch, ohne innern Trieb, las er dort die Zeitung — wobei der ganze Unterschied war, daß er eine andere Art von Druckpapier vor sich hatte — und ging unbefriedigt nach Hause. Und was das Schlimmste war, er hatte Niemand, an den er sich anschließen, mit dem er einen nahen, herzlichen Verkehr haben konnte. Der Zufall führte uns im Laufe des Sommers mehrmals zusammen, und es war ein

günstiges Omen für unsere Bekanntschaft, daß ich bald nach dem ersten Zusammentreffen ihn fragte, ob ich mich irre, wenn ich einen Aufsatz in den Blättern für literarische Unterhaltung — es war der über die Weimar'schen Kunstfreunde (ges. Auff. S. 118 ff.) — ihm zuschreibe. Daß ich mich für denselben interessirte und daß ich ihn darin erkannt hatte, war für ihn, der sich auch mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen einsam fühlte, so wohlthuend, daß es wohl dazu beitrug, daß er mir mit mehr Vertrauen und Lebhaftigkeit entgegenkam, als sonst seine Art war. Dieser Verkehr mit mir veranlaßte dann, daß er sich auch Haupt mehr näherte, und der Antheil, welchen wir an seinen Gottsched'schen Studien, an den Vorbereitungen zum Lessing, sowie an den Hoffnungen nahmen, die er daran knüpfte, erfrischten ihn sichtlich, und er hörte es nicht ungern, wenn wir ihn im Scherz als Gottsched's Nachfolger bezeichneten.

Das Jahr 1848 brachte uns, obgleich ich den größten Theil des Sommers von Leipzig abwesend war, einander viel näher. Danzel war dem politischen Kannegießern feind und hatte gegen die ehemals üblichen liberalen Rodomontaden einen entschiedenen Widerwillen. Die Bewegung jener Zeit aber ergriff auch ihn in seinem Innersten, auch er hoffte auf die Verwirklichung seiner patriotischen Hoffnungen, auch er glaubte an ein wiedererstehendes Deutschland, und Theilnahmlosigkeit bei einer Zeit, welche einer deutschen Politik Gehalt und Würde zu erringen versprach, würde ihm eines Mannes von Selbstbewußtsein unwürdig erschienen sein. Auf welche Seite er sich stellte, konnte nicht zweifelhaft sein bei einem Manne, der die Aufgabe, im Leben wie in der Wissenschaft sittliche Freiheit zu erringen und zu bewähren, mit Beharrlichkeit und

Kraft verfolgte *). Indem er sich dem deutschen Verein anschloß, wollte er bekennen, daß ein einiges und kräftiges Deutschland das erste und oberste Ziel alles politischen Strebens sein müsse und daß auf diesem Grund allein ein politisches Leben entstehen könne, das zu einer gesunden und freien Entwicklung Kraft und Vermögen haben werde. Wie es nicht seine Weise war sich auf den Markt zu drängen, so hat er auch keine irgendwie hervorragende politische Rolle spielen wollen; bezeichnend für seinen Charakter aber war es, daß er, wie er es überhaupt für Pflicht eines Mannes ansah, seine Theilnahme für eine Angelegenheit durch die That zu bewähren, mehrmals mit Ueberwindung einer angebornen Abneigung und äußerer Schwierigkeiten in Versammlungen das Wort ergriff, um seine Ueberzeugung geltend zu machen.

Als ich nach den Herbstferien kaum einige Wochen wieder in Leipzig war, erfuhr ich Anfangs November von Weisse, daß Danzel von einem heftigen Blutsturz befallen sei; ich eilte zu ihm und fand ihn sehr schwach und in gedrückter Stimmung. Seine Gedanken waren bei seiner Mutter: „Ich darf ihr den Kummer nicht machen, daß sie mich verliert," sagte er mir wiederholt, „ich darf nicht sterben und deshalb will ich nicht sterben." Ich übernahm es, seine Mutter durch einen Freund über jenen Anfall zu unterrichten und dann regelmäßig über sein Befinden Nachricht zu geben. Da ich sah, daß ihn dies beruhigte, besuchte ich ihn dann täglich, und die Uebung im

*) In seiner Doctordissertation äußerte er sich (p. 28): **omnis enim philosophiae cum ad communem hominum cogitandi facultatem revocet, per se democratica est, ideoque ab optimatibus non iniuria sibi existimatur perniciosa.** Dabei ist freilich an die Demokratie von 1848 nicht zu denken.

Krankenbesuchen, welche ich mir bereits hatte erwerben müssen, ließ mich wohl im Ganzen den richtigen Ton treffen, ihn aufzuheitern und zu zerstreuen. Er hat mir nachher gesagt, daß dieser ihm unerwartete Beweis herzlicher Theilnahme ihm die Kraft und den Muth fortzuleben gegeben habe, und ich hatte fortan an Danzel einen Freund, der mir seine volle Liebe und ein unbegrenztes Vertrauen schenkte.

Nachdem er gegen Weihnachten so weit hergestellt war, daß er wieder ausgehen und unter die Leute kommen konnte, entschloß er sich, an demselben Mittagstisch mit Mommsen und mir Theil zu nehmen, wo er in einem kleinen Kreise guter Tischgenossen eine heitere Unterhaltung fand, die ihm sehr behagte und an der er jovialen Antheil nahm, obgleich er, wie er selbst sagte, meist der Gehänselte war. Allerdings wurde hier, wie überhaupt in dem Freundeskreise, in welchem er von jetzt an lebhafter verkehrte, viel Scherz und Neckerei getrieben. Eine mäßige Anzahl von Männern, die sich zum Theil schon früher nahe gestanden hatten, war durch die gemeinsamen Interessen und Erlebnisse des Jahres 1848 noch enger mit einander verbunden und sie kamen damals in zwangloser Geselligkeit häufig zusammen. Während alle die höchsten Interessen geistiger Bildung theilten und mit Ernst verfolgten, gehörten sie ihren Beschäftigungen, Studien und Liebhabereien nach sehr verschiedenen Richtungen an, und eben diese Mannigfaltigkeit gab dem Verkehr den größten Reiz. Von den Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand machte Dr. H. Härtel den Uebergang zu dem ausschließlich gelehrten Contingent von Haupt, Mommsen, Danzel und mir, denn Klee war damals schon nach Dresden gegangen. Namentlich für uns Gelehrte war der Umgang mit

Männern unschätzbar, welche bei echter Bildung — was leider von den Gelehrten nicht so schlechthin gilt — von ihrer praktischen Stellung aus dem Leben ganz andere Gesichtspunkte abzugewinnen wußten und dem Verkehr einen reichen Inhalt gaben. Wie in den wichtigsten und höchsten Angelegenheiten, so war diese Gesellschaft auch einig im Behagen an Witz und Necken und die Kunst, seinen Nächsten zu schrauben, wurde mit eben so großer Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen. Denn da Niemand geneckt wurde, dem es weh that und der sich nicht wehren konnte, so bot sich jeder mit derselben Heiterkeit zum Object der Unterhaltung dar, mit welcher er einen Andern dazu machte. Hier war Danzel in seinem Element, — mochte er nur stillvergnügt der Unterhaltung folgen oder mit guten Einfällen sich daran betheiligen —, und mit wirklichem Behagen ließ auch er über sich spaßen. Er hatte das Bewußtsein eben so sehr, daß nur auf der Würdigung seiner wissenschaftlichen und sittlichen Tüchtigkeit die Freiheit dieser Scherze begründet sei, als daß er wirklich Seiten habe, die den Spaß herausforderten. Der Ernst und die Strenge, mit welcher er Alles auf die Grundlage der sittlichen Pflicht zurückführte, nahm auf manche Verhältnisse angewandt, die man im täglichen Leben lässiger zu behandeln gewohnt ist, einen Schein von Pedanterie an. Denn in Wahrheit war sie ihm fremd, da er stets auf das Wesentliche ging und mit echter Liberalität Andere gelten und gewähren ließ. Ebenso schlug ihm mitunter der abstrakte Philosoph in den Nacken, und auch seine äußere Erscheinung konnte zum Spaß herausfordern. Zwar der Ausdruck der verzehrenden Krankheit und der angestrengten geistigen Arbeit, welcher seinen Zügen aufgeprägt war, machte einen tiefen Eindruck auf das

Gemüth, allein eine gewisse eckige Würde in seinen Bewegungen und manche Geberden, welche ein vollkommenes Versinken in sich zu begleiten pflegten, machten einen komischen Eindruck. Das wußte er sehr gut, und wenn er es zu Zeiten schwer empfand, daß ihn solche Aeußerlichkeiten gegen andere unverdient zurücksetzten, so konnte er wiederum selbst herzlich darüber lachen. Der Verkehr in diesem Kreise that ihm so wohl, daß er mir gestand, er könne, selbst wenn er Morgens Blut ausgeworfen habe, sich nicht entschließen, eine Einladung für den Abend abzulehnen; so viel wichtiger sei ihm die geistige Erfrischung als die körperliche Ruhe.

Unter diesen Umständen besserte sich auch seine Gesundheit, so daß er im Sommer wieder in gewohnter Weise seine Vorlesungen halten und rüstig den ersten Band seines Lessing vollenden konnte. Doch schon bedrohten ihn neue Schläge. Er wollte in den Ferien seine Mutter besuchen, als ihm sein Bruder schrieb, daß die Schwäche der seit Jahren Kränkelnden in einer Weise zunehme, daß er eilen müsse, um sie noch zu sehen. Er reiste daher schon Anfangs August nach Hamburg und verlebte noch einige Tage mit ihr, in welchen er das Bild der treuesten Mutterliebe, die ihm das Leben werth gemacht hatte, zum Abschied tief in sein Herz drückte. Ihren sanften Tod mußte er als eine Befreiung von langen Leiden ansehen, auf ihren Verlust hatte er sich im Innern lange gefaßt halten müssen, für das schmerzliche Gefühl der Lücke, die in seinem gemüthlichen Leben entstand, konnte er nur von der Zeit Linderung hoffen.

Aber jetzt stand ihm eine Erfahrung bevor, welche ihn noch tiefer erschüttern sollte. Er hatte bei einer zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise eine junge Wittwe

kennen gelernt, zu welcher er eine lebhafte und tiefe Neigung faßte. Die unbefangene und wohlwollende Theilnahme, welche sie ihm erwiesen, die herzliche und freundschaftliche Aufnahme, welche er in ihrer Familie gefunden hatte, ließen ihn hoffen, daß ihm hier ein Glück beschieden sei, welches ihm allein den Verlust, welchen sein Herz erlitten hatte, ersetzen konnte. Er suchte die befreundete Familie gleich nach dem Tode seiner Mutter auf, zwei glückliche in ihrer Mitte verlebte Tage gaben ihm den Muth, seinen heißen Wunsch anzudeuten. Zu seinem tiefen Schmerz wurde ihm von der geliebten Frau die Antwort, ihr Leben gehöre einem Verstorbenen, nur als einen theuren Freund könne und werde sie ihn stets werth halten. Sie schrieb ihm, nach langem Zweifeln und Erwägen, ob sie ihm diese schmerzliche Erklärung machen sollte, habe sie es als Pflicht erkannt, ihm die Wahrheit zu sagen, die ja ihren Trost immer in sich trage. Daß eine Frau so denke, erfüllte ihn mit Bewunderung und gab ihm seine Kraft wieder. Anfangs suchte er ein freundschaftliches Verhältniß zu der „schönen, klugen und unglaublich lieben Frau" festzuhalten und weiter auszubilden, allein er mußte gewahr werden, daß hierfür seine Kraft nicht ausreichte; nur durch ein vollständiges Abschließen konnte er sich retten, und schwere Kämpfe hatte er mit sich zu bestehen, ehe er einigermaßen seine Ruhe wiederfand.

Er kehrte mit tiefverwundetem Herzen nach Leipzig zurück, als die Jubelfeier von Goethe's Geburtstag bevorstand, an deren Vorbereitungen er lebhaften Antheil genommen hatte. Unmittelbar nach Beendigung derselben machten wir — Danzel, Härtel, Hirzel, Mommsen, G. Wigand und ich — auf einige Tage einen Ausflug nach Weimar, der vom Wetter und den Umständen begünstigt, uns in den besten Humor versetzte.

Wir alle hatten unsere Freude, daß Danzel sichtbar herzlich durch diese Reise erquickt wurde: wir ahnten freilich nicht, daß wir ihn, wie er mir später sagte, gerettet hatten, und daß er, ohne von unserer heiteren Stimmung gehoben zu werden, schwerlich diese Zeit für sich allein überstanden haben würde.

Der erste Band des Lessing war Anfangs October im Druck beendigt *). Daß er seiner Mutter das Buch nicht mehr vollendet vorlegen konnte, an dessen Entstehen sie, weil sie wußte, daß er es als seine Lebensaufgabe ansah, so regen Antheil genommen hatte, trübte ihm die Freude, welche er darüber empfand, daß er es so weit gebracht hatte. Seinem Bruder, der ihn um sein Porträt bat, antwortete er: „Du hast von mir in meinem Lessing ein geistiges Daguerreotyp in Händen, meine Fratze, weißt Du, mag ich nicht perpetuiren."

Er hatte es längst als eine Pflicht empfunden, diese Arbeit Lachmann zu widmen; die persönliche Zuneigung, welche er in unserm Kreise für ihn gewonnen hatte, machte es ihm zu einer Freude, und ein freundlicher Brief von Lachmann, der sich „mit wahrer Hochachtung" unterzeichnete — er wußte, daß das bei ihm keine Redensart war — gab ihm eine große Genugthuung. Nicht minderes Gewicht legte er auf Haupt's Beifall, und die günstigen Aeußerungen, welche ihm auch von anderen Seiten her über sein Buch als eine höchst bedeutende Erscheinung — welche erschöpfend zu würdigen ich mich nicht berufen fühle — zu Ohren kamen, waren ihm um so erfreulicher, als sie der einzige Erfolg desselben für ihn blieben. Seine Hoffnungen auf das, was er im Leben noch erreichen

---

*) Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel. I. Leipzig, 1850. 8.

könne, waren nicht weitreichend, nur als Privatdocent wünschte er nicht zu sterben, da er es damit doch zu gar so wenig gebracht haben würde. Die Aussicht, jetzt als Anerkennung seiner Leistungen eine Professur zu erlangen, schlug wieder fehl.

Die philosophische Facultät, der er angehörte, hat die Tüchtigkeit und den Erfolg seiner Bestrebungen so wenig verkannt, als seine persönliche Lage. Sie wies ihm bei seiner früheren Krankheit eine Unterstützung zu und verlieh ihm später das Ernestinische Stipendium für Privatdocenten*). Auch hat sie ihn zweimal dem Ministerium nachdrücklich zu einer Professur empfohlen, „weil er" — dies erfreute ihn vorzüglich — „das Fach der Literaturgeschichte auf eine gründliche und ihm eigenthümliche Weise vertrete." Daß dieses ohne Erfolg blieb, hatte das erstemal seinen Grund in der Abneigung, welche der damalige Cultusminister noch von Leipzig her gegen Danzel's allerdings nicht äußerlich imponirende Persönlichkeit gefaßt hatte; das zweitemal mochte ein Streit, welchen die Facultät mit größter Entschiedenheit und Hartnäckigkeit gegen das Ministerium zu führen sich genöthigt sah, ihrer Empfehlung vielleicht einigen Abbruch thun. Das war nun ein übler Trost für Danzel, der so, nachdem alle Hoffnungen gescheitert waren, sich angewiesen sah, in alter Weise fortzuarbeiten, ob

*) Die Stiftung legt dem Stipendiaten die Verpflichtung auf, eine Rede zu halten. Daß er dieses nicht, wie häufig geschieht, als eine bloße Formalität ansah, zeigt die in den Ges. Auff. S. 197 ff. abgedruckte Rede. Mit vieler Laune erzählte er uns bei Tisch, wie er an einem kalten Wintermorgen die Rede vor dem Decan und Pedellen gehalten habe, eingehüllt in einen Mantel und Shawl, daß nichts als die Nase von ihm sichtbar gewesen sei.

sich irgend eine Aussicht auf Befriedigung ergeben werde. Es wurde ihm sehr schwer, und er klagte oft, daß er sich arbeitsmüde fühle, daß er keine frische Lust, keinen rechten Genuß beim Studiren spüre, sondern nur ein Treiben und Drängen fertig zu werden. Namentlich wurde es ihm schwer, am Lessing weiter zu arbeiten, er setzte hie und da an, aber es wollte ihm nicht glücken, daher auch außer umfassenden Vorstudien sehr weniges vom zweiten Bande vollendet wurde. Mehr noch gelang es ihm, eine andere Arbeit zu fördern, die ihn schon seit einiger Zeit beschäftigte.

Seit jener ersten Schrift über Goethe hatte Danzel das eingehende Studium desselben nie unterbrochen und die dahin gehörige Literatur mit Aufmerksamkeit verfolgt *). Diese Studien fanden nicht nur in den ähnlichen Interessen des Freundeskreises frische Nahrung, sondern ganz besonders war es der Verkehr mit S. Hirzel, in welchem dieselben recht eigentlich belebt und befruchtet wurden. Nicht allein, daß er in den reichen Sammlungen desselben alle nur irgend wünschenswerthen Hülfsmittel bereitwillig dargeboten fand, die umfassende Kenntniß, das feine Verständniß und das vielseitige lebendige Interesse des Besitzers einer Goethebibliothek übten auf ihn den anregendsten und förderndsten Einfluß aus. Es war ihm daher sehr erwünscht, als ihm der Antrag gemacht wurde, ein exegetisches Handbuch zu Goethe's Werken auszuarbeiten, welches als ein Supplement zu jeder Ausgabe dienen

*) Außer einer Reihe von Anzeigen in den Blättern für literarische Unterhaltung, von denen die wichtigste Ges. Auff. S. 118 ff. abgedruckt ist, und im Repertorium befindet sich eine Anzeige von Grün's Schrift „über Goethe vom menschlichen Gesichtspunkt“ in Marbach's Literatur- und Kunstbericht 1846 Nr. 19 f.

könnte. Die wesentliche Aufgabe war, in gedrängter Kürze das beizubringen, was zum historischen Verständniß des Dichters erforderlich ist. In kurzen Scholien sollte mitgetheilt werden, was über Veranlassung und Beziehung der Werke und einzelner Stellen, über Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche zu kennen noth thut, überliefert ist, soviel wie möglich in wörtlicher Anführung der authentischen Quellen; ferner eine durchgreifende Belehrung über die vom Dichter benutzten Quellen und Materialien. Dann sollte genaue Rechenschaft abgelegt werden über die Veränderungen, welche Goethe mit seinen Werken vorgenommen hatte, durch Mittheilung von Varianten oder Abdruck der früheren Texte. Endlich sollten, soweit es nöthig war, in Einleitungen die für das Verständniß erforderlichen allgemeinen Betrachtungen zusammengefaßt werden. Ohne Zweifel würde ein solches Buch, mit Danzel's gründlicher Forschung und scharfem Sinn ausgeführt, das Verständniß Goethe's wesentlich gefördert haben. Die Einleitung, die wenigstens in der Hauptsache vollendet war, ist Ges. Auff. S. 166 ff. abgedruckt; einzelne Parthien, welche er ebenfalls schon ausgearbeitet hatte, schienen doch nicht geeignet, mitgetheilt zu werden. Vorarbeiten hatte er auch für diese Arbeit in großer Ausdehnung gemacht.

Seine äußeren Verhältnisse hatten sich in der letzten Zeit besser gestaltet, er hatte sich von der bloßen Erwerbsschriftstellerei ganz los machen können, seine wissenschaftlichen Arbeiten brachten ihm mehr ein, als seinen bescheidenen Ansprüchen genügte, und als gar eine kleine Erbschaft dazu kam, stellte er sich mir lächelnd als einen Capitalisten vor, der sein Geld auf Zinsen lege. Er fing auch an, in seiner Art mehr auf sich zu wenden, und hatte an einer neuen freundlichen und eleganten

Wohnung großes Gefallen. Auch mit seiner Gesundheit ging es besser, zu seiner eigenen Verwunderung befand er sich den strengen Winter über nach so viel harten Stößen und Kämpfen fast immer recht gut und hielt sich, während von seinen Bekannten viele krank waren, auf den Beinen. Und doch konnte er die innere Ruhe nicht finden; mit der Mutter war ihm der feste Augenpunkt genommen, es kam ihm mitunter wie ein Frevel vor, wenn er sich noch ein Glück gewinnen wollte, worüber seine Mutter sich nicht mehr freuen könnte. Und wenn er aus so trüber Stimmung sich aufraffte, so fühlte er doppelt seine Vereinsamung, die Leere seines Daseins, daß er keine Lebenshoffnung hatte, ohne die der Mensch nicht wirklich leben und die er sich doch nicht schaffen kann.

In den Osterferien 1850 machte er eine kurze Reise nach Berlin, theils um dort noch für seinen Lessing weitere Forschungen anzustellen, theils um wo möglich sich den Weg zu einer preußischen Universität zu bahnen. Es war ihm erfreulich, daß er die Reise in Gesellschaft seines bewährten Freundes Weisse machen konnte, und angeregt und erfrischt kehrte er zurück.

Als ich ihn bald darauf, weil er bei Tische fehlte, aufsuchte, fand ich ihn im Bett, von einem schweren Anfall seiner alten Krankheit betroffen. Wir bestimmten ihn, sich in's Krankenhaus bringen zu lassen, wo er unter der Behandlung des Prof. Günther, der seit Jahren als Arzt und Freund sein Vertrauen und seine Zuneigung besaß, sorgfältige Pflege erhielt und seine Freunde regelmäßig, ja täglich sah. Von Anfang an erwartete er keine Genesung, und wie er vor mehreren Jahren seiner Mutter zu Liebe mit aller Energie sich dem Leben zu erhalten suchte, so gab er sich jetzt, nachdem alle Blüthen ihm entblättert waren, willig der Auflösung hin. Willig, aber nicht

schwach und muthlos; er sah dem Tode mit einer sittlichen Kraft entgegen und sprach dies mit einer stets gleichen Klarheit und Festigkeit aus, daß wir nie ohne ein Gefühl der Bewunderung und Erhebung von seinem Krankenbett fortgingen. Er theilte mir Alles mit, was die Ordnung seiner Verhältnisse betraf; auch darin zeigte sich sein edler und feiner Sinn, wie er z. B. seine Bücher der Universitätsbibliothek vermachte, die er so oft in Anspruch genommen, und seine Goethe'schen Sammlungen in Hirzel's Goethebibliothek stiftete. Rührend war es mir, wie er mir so Manches noch anvertraute, was er bis dahin verschwiegen, als wünsche er, daß mir in seinem Leben nichts unverständlich bleiben möchte.

Noch sollte ihm die Freude zu Theil werden, seinen Bruder zu sehen. Sie waren in den Jahren ihrer Entwickelung meist getrennt gewesen, dann hatten sie sich von Zeit zu Zeit gesehen und beständig mit einander correspondirt. Ihre Lebenserfahrungen hatten sie einander sehr nahe gebracht und zwischen ihnen als Männern bestand ein herzliches, offenes, echt brüderlich schönes Verhältniß, in welchem unser Danzel nach dem Tode seiner Mutter den besten Trost und Halt gefunden hatte. — Nachdem sein Bruder Abschied von ihm genommen hatte, trübte sich die Klarheit seines Bewußtseins, er sprach nun von Besserung, — den Tag darauf, am 9. Mai 1850, schlief er sanft ein.

Ich fühle den Mangel dieser Skizze, welche der Darstellung des Menschen nicht die entsprechende Charakteristik seiner wissenschaftlichen Leistungen zur Seite stellt. Nichts würde dem Sinne Danzel's mehr widersprechen, als wenn sich ein Gefühl des Mitleidens mit einem unglücklichen Leben in die Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Bedeutung einmischen

wollte. Auch ist dazu keine Veranlassung. Der Hinblick auf einen Mann, der sein ganzes Leben hindurch, den Tod im Auge, unter Opfern und Kämpfen der schwersten Art, seine sittliche Kraft und Freiheit siegreich bewährt, erweckt nicht schwächendes Mitleid, sondern gewährt Stärkung und Erhebung. Dieselbe sittliche Energie, die keine Mühe und Anstrengung, keinen Kampf und Schmerz scheuet, um die Wahrheit und nur sie zu finden, ist auch in Danzel's wissenschaftlichen Ansichten und Leistungen die bewegende Kraft. Darum dürfen wir den Spruch, der das Grab der Besten ehrend bezeichnet, in seinem höchsten Sinne gefaßt auch ihm nachrufen:

Voluit. Quiescit.

Mittheilungen

über

Ludwig Richter.

Das Richteralbum, welches in erster Auflage im Jahre 1848 erschien, wurde durch das freundschaftliche Verhältniß veranlaßt, in welches Georg Wigand durch eine jahrelange Verbindung mit Ludwig Richter getreten war. Er wünschte durch eine Auswahl seiner für den Holzschnitt bestimmten Compositionen in zierlicher Ausstattung dem Meister eine Freude zu machen; und wie er dadurch seiner eigenen herzlichen Theilnahme an dem Künstler und dessen Werken eine Genugthuung bereitete, durfte er hoffen, auch in weiteren Kreisen gar manchem Freunde deutscher Kunst eine willkommene Gabe zu bieten. Wie richtig dieses Gefühl war, zeigte sich bald in überraschender Weise; denn schon im Jahre 1851 wurde eine zweite Auflage des Albums nöthig, die nun mit einem zweiten Band vermehrt wurde. Die schönen Jahre, welche ich in G. Wigand's Hause verlebte, brachten mich durch die Theilnahme an dem regen Verkehr mit Richter in ein fast persönliches Verhältniß zu der Unternehmung des Richteralbums, und mit Freuden ergriff ich die Veranlassung, in einem Aufsatz in den Grenzboten (1852, Nr. 5) eine Skizze von L. Richter's Leben und Wirken zu entwerfen. Als im Jahre 1855 die dritte Auflage des Albums erschien, welche nach Auswahl und Anordnung vom Künstler selbst unternommen und beaufsichtigt wurde und auch in dieser Hinsicht als sein Werk gelten darf, wünschten Meister und Verleger, daß jener Aufsatz derselben vorgesetzt würde. Die Freude, in diesem Bunde der dritte zu sein,

ließ mich alle Bedenken überwinden; ich glaubte hoffen zu dürfen, daß man einen Aufsatz, der wesentlich nur ein Zeichen der Freundschaft und Verehrung sein wollte, nach diesem Maße messen würde. Wenn es mir bei der Ueberarbeitung gelang, Manches richtiger und lebendiger darzustellen, so dankte ich das dem näheren Verkehr, in welchen ich seit jener Zeit mit Richter hatte treten können. Bei einem neuen Abdruck habe ich vor der vierten Auflage des Albums 1861 nur Einzelnes verändern und hinzusetzen können. Mir fehlte die ermunternde Theilnahme Georg Wigand's, des trefflichen, ehrenhaften Kernmenschen, der mit seiner frischen Originalität, seiner unermüdlichen Thatkraft, mit seinem gesunden Humor und seinem warmen Herzen, ein ganzer Mann aus einem Stück, seinen Freunden in guten und bösen Tagen hülfreich die treue Hand bot. Auch ihm wird das Richteralbum ein ehrendes Gedenkzeichen sein!

Wenn ich jetzt Manches berichtigen und ausführen konnte, dann danke ich es hauptsächlich Mittheilungen von Richter selbst und Herrn Eduard Cichorius.

Adrian Ludwig Richter ist in Dresden den 28. September 1803 geboren, durch einen eigenthümlichen Zufall in demselben Hause, in welchem wenige Jahre früher der Landschaftsmaler Oehme († 1855) geboren wurde. So wartete und pflegte dieser, den Richter nach einer langen Reihe von Jahren als Kunstgenossen wiederfinden sollte, mit dem er dann durch treue Freundschaft eng verbunden seinen Lebensweg verfolgt hat, wie zur guten Vorbedeutung, seiner frühesten Jugend.

Die ersten Lebenseindrücke, welche sich als nachhaltig für die spätere künstlerische Production erwiesen, erhielt Richter im

Hause seiner Großeltern. Der Großvater von väterlicher Seite war ein armer Kupferdrucker, der sich in späteren Jahren mit Uhrenmachen abgab, nebenbei aber leidenschaftlich Alchymie und Goldmacherei trieb. Er war eine Figur, etwa wie der alte Eberhard Stilling, viel mit religiösen Vorstellungen, die mit seinen alchymistischen Studien in Zusammenhang standen, beschäftigt, in seinem Wesen ruhig, dabei aber ironisch. So hauste er in seinem dunklen Stübchen im Hintergebäude, in welchem eine Menge Wanduhren wie verrückt durch einander tickten und tackten, künstliche Kukuks die Stunden schrieen; dort suchten ihn seine Vertrauten heim, verschimmelte Alchymisten, alte kabbalisirende Juden in den seltsamsten Exemplaren: mit stiller Verwunderung und Scheu sah der Knabe diesem Wesen zu. Die Großmutter, auch ein Original, war, obgleich seit zwanzig Jahren blind, heiter und lebenslustig; zu ihr, die sich gern unterhielt, kamen so oft als möglich alle Kinder und Enkel, die sie schwärmerisch liebte und nicht müde wurde im Gesicht zu befühlen, um sich von ihnen ein Bild machen zu können. Auch um sie pflegte sich ein auserlesener Kreis wunderbarer Käuze und Käuzinnen zu versammeln — ganz entgegengesetzter Art wie der des Großvaters —, welche ihr mit Neuigkeiten und Erzählungen die dunkle Einsamkeit erheiterten.

Die Großeltern von mütterlicher Seite, in ganz anderer Weise original, bewohnten ein Haus mit einem großen Garten in der Friedrichsstadt (in Dresden). Er war ein Kaufmann von der kleinsten Sorte, ein gutmüthiger, aber polternder und auffahrender Mann, mit einer weißen Zipfelmütze, dürr und immer beweglich. Das gerade Gegentheil war die Großmama, eine dicke phlegmatische Holländerin, die eine gewisse Gravität zu entwickeln wußte, eingedenk, daß sie eine geborene van der

Bergh und ihr Vater ein etwas größerer Kaufmann in Amsterdam gewesen war, als ihr Gatte in der Friedrichsstadt. Ein alter Hausfreund, ebenfalls ein Holländer, im hechtgrauen Frack mit blitzenden Stahlknöpfen, mit langem spanischen Rohr, stattlicher Perücke und Haarbeutel, saß als täglicher Gast im kleinen Zimmerchen, die Daumen um einander drehend, und vollendete das Genrebild aus dem vorigen Jahrhundert. Auch das kaufende Ladenpublikum in der armen Vorstadt war an interessanten Figuren ungemein reich.

Kein Wunder, daß ein künstlerisch begabter Knabe, unter solchen Umgebungen heranwachsend, Vorstellungen in sich sog, die später keimten und ausschlugen. Als er in seinen Jünglingsjahren die Kupfer von Chodowiecky kennen lernte, fand er eine Menge alter Bekannte, die meisten jener Figuren glaubte er schon lebendig vor sich gesehen zu haben. Die künstlerische Anregung, die diese Darstellungen ihm gaben, fand daher bei ihm einen fruchtbaren und wohlbereiteten Boden; zu jener Zeit machte er mit mehreren Schülern seines Vaters förmlich Jagd auf malerische Subjecte der Art, und wer einen glücklichen Fund machte, verkündete den Freunden mit Genugthuung: „Ich habe einen köstlichen Chodowiecky entdeckt!“ Allerdings war das Terrain günstig, denn Dresden war und ist das Paradies der Spießbürger, nur daß sie heutzutage weniger malerisch sind. Die eigenthümliche, schalkhafte und doch treuherzige Pietät, mit welcher L. Richter seine Philister behandelt, wird aber erst recht begreiflich, wenn man sieht, wie sie in den ersten und liebsten Erinnerungen seiner Kinderjahre wurzelt. Nach seinem eigenen Geständniß wurde ihm oft bei seinen gelungensten Compositionen nachher klar, daß der Keim dazu aus der Knabenzeit herrühre und durch eine äußere Ver-

anlassung plötzlich Lebens- und Gestaltungskraft empfangen habe, nachdem er lange Jahre wie todt oder vergessen in ihm geschlummert hatte.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe von seinem Vater Carl August Richter, einem Kupferstecher aus Zingg's Schule. Richter ist in späteren Jahren nicht selten durch die Beobachtung überrascht worden, daß sein Vater schon die Art der Naturauffassung, die Weise, das Menschenleben in Beziehung zur landschaftlichen Umgebung darzustellen, verrathe, wie der Sohn sie in sich entwickelt hat; leider sind seine besten Zeichnungen der Art, meist unter Zingg's Namen, nach Polen gekommen. Die drückenden Verhältnisse, mit denen er fortwährend zu kämpfen hatte, haben ihn das nicht erreichen lassen, wozu er von der Natur bestimmt schien; als Landschaftsmaler wäre er gewiß bedeutend geworden, zum Kupferstecher hatte er weniger entschiedenes Talent.

Auch unserem Richter schien die Ungunst der äußeren Verhältnisse die Entwicklung seines eigenthümlichen Genies versagen zu wollen. Er wurde von seinem Vater ebenfalls zum Kupferstecher bestimmt und mußte ihm den ganzen Tag über bei den oft traurigen und künstlerisch wenig fördernden Arbeiten helfen, die für den Erwerb gemacht wurden, denn der Druck der Kriegsjahre lastete mit seinen Sorgen schwer auf dem elterlichen Hause. In einer Reihe von siebzig Ansichten von Dresden und der sächsischen Schweiz, welche er in Gemeinschaft mit seinem Vater radirte, lassen die von dem Sohne herrührenden Blätter schon manche Eigenthümlichkeit des späteren Richter gewahren; die Behandlung der Staffage verräth schon in einzelnen Zügen seine humoristische Gemüthlichkeit. Freilich darf man nicht vergessen, daß es die Arbeit

15*

eines dreizehn- bis fünfzehnjährigen Knaben ist. Später erschienen noch zwei Folgen von je dreißig radirten Blättern, ebenfalls Ansichten von Dresden und der sächsischen Schweiz enthaltend; eine wurde noch in Gemeinschaft mit dem Vater ausgeführt, die andere rührt ganz von Richter her und ist allerdings durchaus keine Knabenarbeit, denn sie fällt in die letzten Jahre vor der italienischen Reise *).

Für die eigenen Studien blieben ihm fast nur die Abend- und Nachtstunden übrig, in denen er zeichnete und copirte, was ihm unter die Hände kam; namentlich waren es Radirungen niederländischer Meister und Blätter Chodowiecky's, von denen sein Vater eine hübsche Sammlung hatte, die ihn anzogen. Sonst lebte er meist eingezogen und ohne viel Unterweisung für sich. Und was war denn auch damals, wo das vollendete Zopfthum in Dresden herrschte, für Unterweisung zu hoffen!

„Einer meiner Lehrer" erzählt Richter „sagte: Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen herum und setzen diese Formen mit drei, vier, fünf und sechs Spitzen in Gruppen neben einander: das giebt Baumschlag. Dito macht man auch Gras. — Ach gütiger Gott, ich war Tags vorher im Plauenschen Grunde gewesen und war vor Wonne fast aus der Haut gefahren, wie ich am Mühlgraben und in den Wiesen im hochaufsprossenden Gras die prachtvollsten Kleeblüthen, Butterblumen und Pechnelken, Gundermann und tausend andere Formen und Farben aufblühen gesehen hatte. Ich hatte die Umrisse der Erlen- und Haselbüsche, der Eichen und Buchen mit Entzücken verfolgt und sollte nun Baumschlag machen, der

*) Neuerdings hat Ernst Arnold eine kleine Anzahl ähnlicher Blätter in neuem Abdruck herausgegeben.

fast aussah wie hölzerne spanische Reiter — es war zum Verzweifeln! Und doch hatte ich zu großen Respect vor der Weisheit der Professoren, ich mußte meinen Ansichten mißtrauen und den ihrigen folgen; nichts in der umgebenden Kunstwelt, das einem hätte auf die Sprünge helfen können! — Von der Noth einer manierirten Zeit hat die jetzige junge Kunstwelt gar keinen Begriff."

C. Wagner, der Sohn des bekannten Schriftstellers in Meiningen, welcher bei Richter's Vater eine Zeitlang studirte, trug wesentlich zu dem Entschluß Richter's bei, sich der Malerei zu widmen; er machte ihn auch zuerst mit Goethe bekannt, indem er ihm die Gedichte und den Wilhelm Meister zu lesen gab. Richter, dessen Schulbildung sehr mangelhaft war und sich kaum über die Elementarkenntnisse erstreckte, war damals nicht im Stande, Goethe ganz zu verstehen, wurde aber wunderbar durch ihn angezogen. Wenn er es sich auch nicht ausdrücklich sagte, so fühlte er es als ein echter Künstler heraus, wie hier ein wahrer Dichter der Natur mit offenen und gesunden Sinnen, frei von allem überlieferten Formenwesen, nahe tritt, mit inniger Liebe sie umfängt, in sich aufnimmt und einfach und wahr wiedergiebt. „Der giebt keinen spanischen Reiter oder Baumschlag für des lieben Gottes schönes grünes Laubwerk!" dachte er, und mit dieser Erkenntniß gewann er sich selbst die Freiheit, seiner Natur zu folgen. Er versuchte nun darzustellen, was und wie er sah, mit aller Treue, und ließ den Herrn Professor davon nichts sehen, bei dem nach wie vor Baumschlag geschnitzt wurde.

Aber auch von einzelnen Künstlern gingen dann Anregungen zu einem frischeren Kunstleben aus. Dahl kam 1818 nach Dresden und gab in seinem damals alle Schranken des

Hergebrachten durchbrechenden Naturalismus den jüngeren Künstlern mächtige Impulse; auch Friedrich mit seiner phantastisch poetisirenden Auffassung der Landschaft, und freier noch sein Freund, der nachmalige Geheimerath Carus, wirkten zu gleicher Zeit mit Erfolg darauf hin, die Jugend aus den Spinnweben der Manier zu befreien. Allmählich gelangten auch, wie einzelne Zugvögel, die den Frühling ankündigen, mehrere Bilder der neuen Schule aus Rom nach Dresden als Zeugnisse ihres ernsten Bestrebens, die Natur nicht mehr, wie man es nannte, zu idealisiren, d. h. in eine durch die Schule fertig gemachte Form zu pressen, sondern sie in ihrem innersten Wesen, in ihrer vollen ganzen Schönheit mit Ernst und Liebe zu erfassen. Mächtig durchzog die Sehnsucht nach dem neuen herrlichen Frühling, zu welchem nach so langem Winterschlafe die Kunst in Rom erblühte, die Seele der jungen Künstler; wen nur irgend die Flügel tragen mochten, der machte sich auf in das gelobte Land.

So gut sollte es Richter noch nicht gleich werden; beschränkte Verhältnisse hielten ihn streng gebunden. Ja er war überhaupt nur mit wenigen der jüngeren Künstler in ein näheres Verhältniß getreten, und sah als ein Einsamer mit stiller Trauer aus der Ferne dem immer regeren und fröhlicheren Kunsttreiben zu, an dem selbst Theil zu nehmen ihm versagt blieb.

Im Jahre 1820 wurde er durch die Aufforderung des Fürsten Narischkin, Oberkammerherrn des Kaisers von Rußland, ihn als Zeichner auf einer Reise durch Frankreich zu begleiten, diesem Stillleben entrissen. Freudig ergriff er die Gelegenheit ein Stück Welt zu sehen und mit jugendfrischem Sinn eine Fülle neuer mannigfaltiger Erscheinungen in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen. Den Winter über

lebte er in Nizza, später eine Zeitlang in Paris und kehrte mit reichen Eindrücken, erfrischt und gekräftigt im Sommer 1821 in's Vaterhaus zurück. Freilich zu Studien hatte er diese Zeit nicht so, wie er es wünschen mochte, nutzen können, denn der Fürst, mehr auf sein Album als auf die Ausbildung des jungen Künstlers bedacht, drängte ihn mit immer neuen Aufgaben. Allein auch diese treibende Ungeduld war für seine Entwickelung nicht ohne Nutzen: sie zwang ihn, sich rasch zu fassen und zusammenzunehmen, schärfte und übte seinen Blick wie die Fertigkeit im Darstellen. Die Sehnsucht nach Italien war durch diesen Ausflug zwar eher erhöht als gestillt; aber wie konnte der gänzlich Unbemittelte an die Erfüllung dieses Wunsches denken? Da kam unerwartet die Hülfe. Der Buchhändler Ch. Arnold war einst zu Richter's Vater gekommen, um sich bei ihm nach einem Künstler zu erkundigen; dort sah er den Sohn bei der Arbeit und faßte für ihn, der dem eigenen kürzlich verstorbenen Sohne glich, eine herzliche Zuneigung. Es konnte ihm nicht entgehen, was hier noth sei; eines Tages sagte der treffliche Mann zu Richter's höchster Ueberraschung: „Lieber junger Freund, Sie müssen fort nach Rom. Ich gebe Ihnen jährlich 400 Thaler, wofür Sie keinerlei Verbindlichkeiten einzugehen haben und ungehindert studiren können. Also in Gottes Namen auf!“ Mit freudiger Dankbarkeit ergriff Richter die rettende Hand, schnürte sein Bündel und machte sich im Juni 1823 auf den Weg. Nur bis Hof fuhr er; den ganzen übrigen Weg bis Florenz machte er zu Fuß. München konnte ihn nur einen Tag fesseln. Bei hellem Wetter erblickte er von dort die Alpen und nun war kein Halten mehr. Aber in Salzburg blieb er einen Monat, zeichnend und malend, überaus glücklich in dieser wun-

dervollen Natur. In Innsbruck mußte er auf Geldbriefe warten, und in dieser Zeit der Muße fiel ihm Schlegel's Europa in die Hände. Die Ansichten, welche er hier über christliche Kunst ausgesprochen fand, liefen alle dem, was er bisher gehört oder gelesen, namentlich was in Frankreich ihm zu Ohren gekommen war, schnurstracks entgegen, — der Eindruck auf Richter war nur um so größer. Als ihm dann in Verona zuerst etwas von altitalienischer Kunst entgegentrat, wurden ihm die Schlegel'schen Aussprüche erst recht lebendig und verständlich; vielleicht wäre er ohne diese zufällige Lectüre an jenen Bildern ruhig vorübergegangen. Namentlich wurde er von einem Bilde von Girolamo dai Libri wunderbar ergriffen: eine Madonna auf dem Thron, von singenden wunderschönen Engeln umgeben, die noch später lebendig vor seiner Seele stand, als das ganze Verona seinem Gedächtniß schon so ziemlich entschwunden war. Es war ihm nachher eine Genugthuung, gerade dieses Bild von Quandt als eines der lieblichsten jener Schule und Periode beschrieben zu finden.

In Florenz, wo er mehrere Wochen blieb, fand er den Maler Theodor Rebenitz, der später in Kiel gestorben ist; dieser wackere Mann fand seine Freude darin, ihn in die Herrlichkeit und Fülle der vorrafaelischen Meister einzuführen, und eröffnete ihm eine bis dahin gänzlich unbekannte neue Welt.

Es war October geworden, als er mit einem Vetturin nach Rom kam, die glücklichste Zeit, um gleich beim Eintritt Rom in seinem schönsten Glanze zu erblicken. Schon vor Ponte Molle brachte er den Kopf gar nicht mehr in den Wagen: alle die alten so oft von ihm betrachteten und copirten Radirungen von Both, Swanefeld und Andern waren lebendig geworden und lagen in schönstem Sonnenschein und warmer

Farbenpracht vor seinen Augen. Unter Glockengeläute und Kanonendonner des Octoberfestes zog er glückselig in die Porta del Popolo ein, wo ihn der Officiant am Thor als „Signor Landschaft“ auf dem Passagierzettel einschrieb. Fast verschämt trat er, der allerjüngste — er war noch nicht zwanzig Jahre alt — unter seine jungen Landsleute, denen er unbekannt sein mußte, da er bisher, aus Zwang mit meist trivialen Arbeiten beschäftigt, durch keine größere Leistung ihnen bekannt sein konnte.

Nachdem Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr der Kunst wieder eine ernste Richtung und einen großartigen Charakter gegeben hatten, erfaßte eine kräftige, lebendige Bewegung die gesammte deutsche Kunstwelt in Rom; ein tüchtiges Streben nach dem Wahren und Echten, eine poetische Begeisterung durchströmte damals das künstlerische Leben. Mit Jubel stürzte sich Richter in das Meer neuer Eindrücke der Natur und Kunst, froh von den erfrischenden Wellen getragen die jugendlichen Kräfte zu versuchen und zu stärken. Neben den älteren Meistern, von denen besonders Koch und Schnorr großen Einfluß auf ihn gewannen, fehlte es nicht an mitstrebenden Kunstgenossen; er fand seinen alten Freund Wagner wieder, mit seinen Jugendgespielen Oehme und Peschel entspann sich ein inniges Verhältniß, das von da an ungetrübt fortdauerte und durch gegenseitige immer neue Anregung lebendig blieb. Die innigste Freundschaft aber fesselte ihn an den Liefländer Ludwig von Maydell. Er war nach Richter's Schilderung ein seltener Mensch, ernst und tief, alles lebendig erfassend und innerlich verarbeitend, bei einem festen männlichen Wesen kindlich fromm, im Verkehr geistvoll und anregend. Seine hohe künstlerische Begabung konnte er aus

Mangel an ausgebildeter Technik nie zur vollkommenen Geltung bringen; denn er war bis zu seinem dreißigsten Jahre Artillerieoffizier in russischen Diensten gewesen und hatte dann erst seine künstlerische Ausbildung begonnen. Obgleich älter als Richter und diesem an Kenntnissen und Welterfahrung überlegen, schloß er sich doch innig, zuletzt fast ausschließlich an ihn an, daß man sie in Rom die Unzertrennlichen nannte. Nach Richter's Abgange schrieb ihm Maydell: „Ich laufe hier herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt; ich habe auch keine Lust, mir einen Andern zu suchen, wo vielleicht einige Töne harmoniren. Bis auf den Grund hält doch Keiner aus, und ich weiß auch nicht, wie das mit einem Anderen als mit Dir gehen sollte. Es ist wirklich curios, wie wir ineinander hineinpassen, grade in unsern Verschiedenheiten, wo wir einander ergänzen, und ich meine, daß der liebe Gott aus uns beiden einen excellenten Kerl hätte machen können. Es ist aber recht gut, daß er es nicht gethan hat, denn grade das Gefühl des Ergänztwerdens ist so gar angenehm, wie das Löschen des Durstes." Ein Porträt Richters, welches Maydell damals malte, wird von der Familie des Künstlers aufbewahrt. — Außer dem Verkehr mit Künstlern fand Richter im Hause des preußischen Gesandten Ritter Bunsen freundliche Aufnahme, und verlebte schöne Abende bei dem Gesandtschaftsprediger Rothe, mit dem er sich herzlich befreundete.

Das wundervolle Herbstwetter, von welchem Richter in Rom empfangen war, führte ihn mit einigen Bekannten gleich in die Campagna, deren großartige Einsamkeit auch auf ihn ihren Zauber übte. Nachdem dort fleißig gezeichnet worden war, machte er sich im Winter 1824 mit frischem Muth an ein großes Gemälde, den Watzmann in Morgenbeleuchtung.

Der Erfolg bei den Künstlern war für Richter höchst überraschend. Besonders der alte Koch war ganz entzückt darüber und trieb Alles in Richter's Atelier, um das Bild sich anzuschauen. Nun hatte er seinen Lehrbrief gelöst und betrachtete sich als einen dem edlen Gesellenstande angehörigen.

Von den folgenden drei Jahren ist schwer etwas zu sagen, weil jeder Tag ein reines Glück in seinem Schooße trug. Jung, gesund, ohne Sorgen, in der großartigsten unendlich reichen Umgebung, in welcher Natur, Geschichte, älteste, alte und neueste Kunst täglich das Außerordentlichste an das junge empfindungsfähige Herz drängte, endlich die hohe Begeisterung und das freudigste Regen und Streben jener Zeit unter den Kunstgenossen — ein solches erhöhtes und beglücktes Dasein ist Poesie durch und durch. Bei alledem ist nicht zu vergessen der gemüthliche und romantische Hintergrund eines leisen Heimwehs mitten aus den blühenden Orangen heraus nach den grünen Eichen und Linden und dem ehrbaren deutschen Stillleben; die heimliche Freude, wenn ein Brief von lieber treuer Hand anlangte, der das Heimweh auf Momente zwar erhöhte, aber doch auch überaus glücklich machte. Es waren die Vorboten eines Glücks, das nachher volle 25 Jahre zur Wirklichkeit geworden.

Jeder Winter fesselte ihn nun regelmäßig an eine größere Arbeit. Den zweiten Winter malte er eine Landschaft am Rocca di Mezzo, im dritten das Thal von Amalfi. Die Abende wurden, nachdem noch einige Stunden bei Lampenlicht nach schönen Modellen gezeichnet war, überaus fröhlich in größter Gesellschaft in einer Osteria zugebracht, wo ernste Kunstgespräche und heitere Scherze unerschöpflich waren. Im Sommer wanderten die Künstler in einzelnen Schaaren in die

Gebirge, wo man reiche Studien sammelte. Der erste Sommer führte die Landschafterschaar (zu der Ernst Fries, Oehme, Reher, Götzloff, Wagner u. A. gehörten) nach Albano, dann in's Sabinergebirge nach Olevano und nach Tivoli; im zweiten ging Richter auf kurze Zeit nach Neapel und bis nach Pästum hinunter, dann mit Maydell trotz der Räuber und der Sonnenhitze zu Fuß über Monte Cassino, Tagliacozzo, den Fucinersee einen selten betretenen öden Felsweg nach Civitella zurück. Sie waren die ersten Deutschen, welche ihre Herberge beim Governatore dieses hohen malerischen Felsennestes nahmen; später ist es eine gewöhnliche Malerstation geworden. Im Sommer 1826 trat er seine Rückreise nach Deutschland wiederum zu Fuß über Florenz und Carrara an.

Jenes erste im Sommer 1824 vollendete Bild, das den Watzmann darstellte, lenkte gleich die Aufmerksamkeit sehr entschieden auf den vielversprechenden Künstler. „Die Meisterhaftigkeit," heißt es in einem Bericht aus Rom im Kunstblatt 1824 S. 284, „mit welcher dieses Bild ausgeführt ist, der schöne und tiefe Sinn für Natur, der sich darin spiegelt, und in Treue und Wahrheit den Charakter dieser Berggegend wiedergiebt, die gut gedachten Effecte der Licht- und Schattenpartien erfreuen uns um so mehr, da der Künstler noch sehr jung ist und bei solchen Anlagen und so früher Entfaltung von praktischer Geschicklichkeit das Höchste in dieser Kunst zu erwarten berechtigt." Auch in der Heimath machte dieses Bild einen tiefen Eindruck, und von Quandt stellte ihm das günstigste Prognostikon (Kunstblatt 1824 S. 366). „Das Romantische," sagt er, „das, was in der Natur an's Unbegreifliche und in der Darstellung an's Unglaubliche reicht, ohne die Grenzen des Möglichen und Wirklichen zu überschreiten, ist

ganz sein Fach, und er vermag es mit solcher Wahrheit vor die Augen zu stellen, daß uns ganz das Gefühl des Erhabenen durchdringt, welches der Anblick im reinsten Sonnenlicht strahlender Gletscher, ungestümer Bäche und ernster Waldungen, welche als Landwehr den Bergstürzen und Lawinen sich entgegenstellen, uns einflößt."

Die großartige Richtung, welche damals die Kunst in Rom nahm, konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf Richter bleiben; er fühlte in sich starke Neigung, das Gebiet der Landschafts- mit der Historienmalerei zu vertauschen. Allein Zweifel, die der bescheidene Künstler an sich selbst hegte, hielten ihn ab, diesen, wie er sich sagte, bedenklichen Schritt zu thun. Was ihn der Historienmalerei zutrieb, lag allerdings tief in seinem Innern; es fand seinen naturgemäßen Ausdruck in der Weise, in welcher er die Landschaft ausbildete, die recht eigentlich ihm angehört. K. Fohr und Ferd. Olivier hatten schon gesucht, die menschliche Gestalt in bedeutenderer Beziehung zur Landschaft darzustellen; auch der alte J. Koch, an welchen Richter sich persönlich anschloß, hatte die landschaftliche Staffage in hervortretender Weise ausgebildet und angewendet. Allein das Pathos der Koch'schen Landschaften konnte Richter, so hoch er es auch bewunderte, doch als etwas seiner eigenen Natur Fremdes nicht eigentlich auf sich wirken lassen. Als die Krone aller Landschaften erschien ihm Tizian's großes Bild „das Götterfest," mit Figuren von Bellino, in der Galerie Cammuccini, und beim ersten Anblick desselben sprach er sein Entzücken mit solcher Begeisterung aus, daß seine kühleren Begleiter den Neuling unter den Kunstschätzen Roms, als solche, die schon mehr vertragen konnten, mit seinem Enthusiasmus neckten. Den nachhaltigsten Einfluß aber übte sein treuer Freund J. Schnorr

in dieser Richtung über ihn aus, theils durch persönlichen Verkehr, theils durch seine landschaftlichen Zeichnungen, von denen er zwei Bände Richter auf längere Zeit zum Studium überließ: die einfache Schönheit derselben in der Auffassung und Darstellung der Natur sagte ihm vor allen zu. Wie nahe sie einander standen, beweist ein Zug, den von Quandt erzählt (Kunstblatt 1848, S. 239). „Zu dem in Rom gemalten Bilde von Amalfi*) entwarf ihm Schnorr eine Gruppe, in welcher alle Heiterkeit und Schönheit, alles Licht und Leben südlicher Natur, die über die ganze Landschaft ausgeströmt sind, wie in einem Brennpunkt sich vereinigen. Noch bewahrt Richter diese Zeichnung seines Freundes wie ein Heiligthum auf, und er hat mir oft gesagt, daß diese Skizze den entscheidendsten Einfluß auf ihn hatte; denn er fühlte nun deutlich, daß der Natur ohne Menschen der Schlußstein fehlen würde, und, möchte man sagen, daß eine Landschaft ohne menschliche Gestalten ein Räthsel ohne Auflösung sei, denn in der gegenseitigen Beziehung erklärt sich wechselseitig Natur und Menschenleben." Aber Richter bedurfte nicht etwa fremder Hülfe, um das auszusprechen, was ihn innerlich bewegte; er ging sicher seinen eigenen Weg. In allen seinen Bildern finden wir die Einheit des Menschen mit der ihn umgebenden Natur mit einer Tiefe der Empfindung und einer Fülle individueller Mannichfaltigkeit ausgedrückt, welche denselben ihren eigenthümlichen Platz zwischen Landschaft und Genre anweist, oder richtiger gesagt, beide mit einander verschmilzt und zu einer höheren Harmonie erhebt.

Im Jahre 1826 kam Richter wieder nach Dresden zurück. Die Aussichten waren für ihn dort nicht günstig; Kunstvereine gab es damals noch nicht, und in Dresden waren

*) Gegenwärtig im Leipziger Museum.

wenig Privatleute, welche auf Gemälde etwas verwendeten. Um so erfreulicher war ein Auftrag des Herrn v. Quandt, der sogleich zwei Bilder bestellte, Lariccia und Civitella. Quandt war damals der Mittelpunkt alles geistigen Lebens und Strebens in der Dresdner Künstlerwelt; die neue Richtung fand in ihm ihren eifrigsten Vertreter und Förderer. Er hatte, wie wir sahen, in Richter's erstem Bilde die Bedeutung seiner künstlerischen Natur erkannt und gewürdigt; und wie er gleich nach der Heimkehr ihn in seiner weitern Entwicklung zu fördern sich beeiferte, so hat er auch seine ferneren Leistungen stets mit Theilnahme verfolgt und den strebenden Künstler, „dessen Bilder der Athem der Natur durchdringt“ (Briefe aus dem mittägigen Frankreich S. 371), durch öffentliche Anerkennung wiederholt geehrt und gehoben.

Die Unsicherheit seiner Lage in Dresden bewog Richter, im Jahre 1828 eine Anstellung an der mit der Porzellanfabrik in Meißen verbundenen Zeichenschule anzunehmen, wodurch es ihm möglich wurde, eine Ehe zu schließen, welche fünfundzwanzig Jahre hindurch das Glück seines Lebens begründete. Seine Existenz als Künstler aber war dort recht traurig. Abgeschnitten von allem Verkehr mit Kunstgenossen und Kunstfreunden überließ er sich in seiner Einsamkeit einem ungestörten Brüten über den aus Rom mitgebrachten Studien und den Erinnerungen an die dort in künstlerischer Begeisterung verlebte schöne Zeit. Die Sehnsucht nach Italien wurde zu einem krankhaften Heimweh, das sich um so mehr steigerte, je ferner die Aussicht rückte, aus den so gar beschränkten Verhältnissen heraus eine solche Reise zu unternehmen. Da wurde endlich durch den Verkauf eines größeren Bildes die Verwirklichung seines heißen Wunsches möglich. Er konnte den Entschluß

fassen, sich zwei Freunden anzuschließen, welche auch zum zweiten Mal nach Italien gingen, und wenigstens an der Schwelle Italiens, am Gardasee, einen Aufenthalt zu nehmen. Allein um dieselbe Zeit erkrankte ihm die geliebte Frau, ihr Zustand wurde lebensgefährlich und zog sich Monate lang hin, ehe eine glückliche Krisis eintrat. Als sie endlich genas, war die Zeit zur Reise verflossen und auch das dafür bestimmt gewesene Geld hatte anderweitig verwendet werden müssen.

Um sich von den schweren Sorgen und Anstrengungen dieses Sommers zu erholen, machte Richter im Herbst wenigstens eine kleine Wanderung das Elbthal hinauf über Außig und Kamaik bis Lowositz. Das Herz ging ihm groß auf über die Herrlichkeit dieser wundervollen Gegend, die ihn über alle Maßen überraschte; es war ihm, als würden seine Augen nun erst geöffnet für die Schönheit deutscher Natur, die ihm seit Italien wie verschlossen und versiegelt geblieben war, daß er in ihr „wie der ärgste Philister, nur um sich die nöthige Leibesbewegung zu machen," herumgelaufen war. Wie durch ein Sturzbad gründlich erfrischt, ja wie neugeboren kehrte er wieder nach Hause und brachte die schönsten Studien heim. Er begriff es jetzt selbst nicht, wie er so hatte schmachten und verdursten können, wo rings um ihn tausend frische Quellen strömten, die in das Herz des Menschen sich nicht ergießen können, weil er den Muth nicht hat, die harte Rinde des Unmuths und der Gewöhnung zu sprengen. Das Heimweh nach Italien war gemildert — denn welcher Künstler könnte sich der Sehnsucht nach Italien ganz entschlagen? — und hielt ihn nicht mehr in lähmendem Bann; nun segnete er Krankheit und vereitelte Reise, durch welche ein wichtiger Wendepunkt für sein Leben und für seine Kunst herbeigeführt worden war.

Nun er erkannt hatte, wie nahe auch für ihn das Gute liege, verstummte der Wunsch in's Weite zu schweifen; deutsche Natur, deutsche Sitte, deutsches Leben wurden die Quellen, die unversieglich und lauter sein Gemüth und seine Kunst nährten und belebten und eine unvergleichliche Fülle schöner Blüthen aufsprossen ließen. Eine Reihe von Jahren unternahm dann Richter keine größeren Reisen, sondern durchstreifte in kleineren Touren Mitteldeutschland nach verschiedenen Richtungen, am liebsten mutterseelenallein, um in stiller Seligkeit kreuz und quer „herumzudufeln" und mit Fels und Wolken, Wald und Wasser Zwiegespräch zu halten. Auf solchen Fahrten taugt er denn, wie er selbst eingesteht, auch für den besten Freund nicht zum Reisegefährten, da er sich um Nichts kümmere, was nicht zur Staffage gehöre, und dazu möge er denn doch gute Freunde und liebenswürdige Männer nicht rechnen. Erst in den Jahren 1849 und 1851 gaben wiederholte Badereisen nach Ostende ihm Veranlassung den Rhein und die Niederlande zu besuchen, wo er mit einer Begeisterung, als kehrten die Jugendjahre wieder, sich an den herrlichen Werken der älteren deutschen Kunst erbaute, und im Sommer 1856 veranlaßte ihn die Beschäftigung mit Klaus Groth's Kinderliedern zu einem Ausfluge nach Holstein, um Natur und Menschenleben Norddeutschlands mit eigenen Augen anzuschauen und in sich aufzunehmen.

Als die Zeichenschule in Meißen im Jahre 1836 aufgehoben wurde, folgte Richter einer Berufung an die Akademie in Dresden; im Jahre 1841 wurde er Professor und Vorstand des Ateliers für Landschaftsmaler und seit 1852 auch Mitglied des akademischen Raths. Seine Wirksamkeit besteht darin, daß er sich der Ausbildung solcher Schüler der oberen Classen näher anzunehmen hat, die er für fähig und würdig hält, in

sein Atelier einzutreten, für dessen Erhaltung die Akademie sorgt. Es liegt in seiner Natur, leicht und gern auf die Bestrebungen seiner Schüler einzugehen, ihnen in theilnehmendem Gespräch zuzuhören und zuzureden. Durch die anspruchslose Einfachheit seines Wesens und Charakters gewinnt er von selbst das Vertrauen derselben, und wenn es ihm fern liegt, auf eine andere Individualität einen bestimmenden Einfluß üben zu wollen, so wirkt die unbewußte Macht einer ursprünglichen Künstlernatur um so nachhaltiger auf die Fähigeren ein. Unter den tüchtigen Künstlern, welche aus seinem Atelier hervorgegangen sind, darf man vor allen Heinrich Franz gen. Dreber, als den bedeutendsten, Ernst Hasse, den geistreichen Zeichner des Federviehs, den Landschafter Arnold, beide verstorben, v. Döring, Nitzschke, Lungwitz (die im Jahre 1849 nach Amerika auswanderten), H. Müller, Leonhardi, Schneider, Kleinig, Zeh, Vollmann und den talentvollen Gärtner, (jetzt in Leipzig) nennen.

Richter lebt in Dresden, im Sommer meistens in der Nähe der Stadt auf dem Lande, in einfachen und mäßigen Verhältnissen still und zurückgezogen, wozu ihn in den letzten Jahren schon seine Kränklichkeit nöthigte, welche ihm leider auch die äußerste Schonung seiner Augen auferlegt. Das zunehmende Augenleiden ist ihm in den letzten Jahren bei seinen Arbeiten sehr hinderlich geworden und hat nicht allein dem Oelmalen, sondern auch dem Radiren ein Ziel gesetzt, was um so mehr zu bedauern ist, da diese Kunstgattung, in welcher Richter so Vorzügliches geleistet hat, dem Holzschnitt gegenüber den großen Vorzug hat, daß sie die Hand des Künstlers unmittelbar wiedergiebt. Allein auch das anhaltende Zeichnen wurde dadurch immer mehr erschwert, öfteres Ausruhen, das

der innern Regsamkeit kein Bedürfniß wäre, macht die Rücksicht auf seine Augen nothwendig. Das Glück, welches er in einem schönen Familienleben genoß, erlitt einen harten Schlag durch den Verlust seiner innig geliebten Frau, welche im Sommer 1854, gesund und kräftig, in heiterster Stimmung, von den Ihrigen und von Freundinnen umgeben, plötzlich besinnungslos in's Gras sank und nach wenig Stunden starb. — Für einen ausgebreiteten, geräuschvollen geselligen Verkehr hat Richter weder Neigung noch Geschick. Fremden gegenüber merkt man die Ueberwindung, welche es ihn kostet, sich aus sich selbst herauszureißen. Wenn er im traulichen Verkehr mit Freunden sich gehen läßt, so äußern sich alle Eigenschaften, welche den Künstler auszeichnen, das tiefe Gemüth, die poetisch sinnige Empfindung, die schalkhafte Laune so unbefangen und frei, mit so treffendem Ausdruck, wie wenn er den Pinsel führt, und über alles ist eine ganz eigenthümlich wohlthuende Stille und Zartheit ausgebreitet. Wer ihn so sieht, der muß, wenn er auch vom Künstler Richter gar nichts weiß, den Menschen herzlich lieb gewinnen. In diesem Verhältniß einer herzlichen Achtung und Liebe steht Richter auch zu seinen Kunstgenossen, die ihn und seine Leistungen um so lieber gelten lassen, je weniger er selbst sie geltend macht, und sich an seiner echten, in unbefangener Freudigkeit schaffenden Künstlernatur, wie an einer frischen Quelle, gern laben und erquicken.

Ein Franzose, der sich lebhaft für deutsche Kunst und Literatur interessirt und sie seinen Landsleuten zu vermitteln eifrig bemüht ist, J. B. Laurens in Montpellier, erzählt in einem Aufsatz über Richter (l'Illustration 1855, 21. Juli, S. 47 ff.), wie er, durch einen Zufall mit Richter's Illustrationen bekannt geworden, von ihrer reizenden Naivetät

entzückt, während zehn Jahre mit dem größten Eifer Allem nachgestrebt habe, was er nur von seiner Hand sich habe verschaffen können. In der Ueberzeugung, daß die Werke eines wirklich naiven Künstlers der Spiegel seiner Seele sind, faßte er ein lebhaftes Interesse für die Person Richter's und konnte dem Verlangen, ihn kennen zu lernen, nicht widerstehen. Nachdem eine längere Correspondenz ihn in seiner Vorstellung von Richter's Persönlichkeit bestärkt hatte, reiste er im September 1853 nach Dresden, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er fand ihn in Loschwitz, „wo Weber seinen Freischütz componirte und Schiller seinen Carlos schrieb.“ Wenige Augenblicke genügten, um ihm Richter's Herzensgüte, Einfachheit und Liebenswürdigkeit zu offenbaren. Ein trauliches Gespräch führte bald zu einem herzlichen Verkehr, und Laurens erzählt, wie glücklich ihn ein achttägiges Zusammenleben gemacht, während dessen Richter ihm seine Skizzen mittheilte, welche ihn sehen ließen, „wie er tastend dahin gelangte, seine Gedanken vollkommen auszudrücken,“ ihn auf einer Reise durch die sächsische Schweiz begleitete, mit ihm zeichnete, „mit ihm Abends im großen Garten oder auf dem Belvedere der Brühl'schen Terrasse Bier trank und Beethoven'schen und Mozart'schen Symphonien oder Ouvertüren von Mendelssohn und Cherubini zuhörte.“

An äußerer Anerkennung und mannigfachen Ehrenbezeugungen hat es einem Mann wie Richter nicht gefehlt; hier mag nur Erwähnung finden, daß die philosophische Facultät der Universität Leipzig ihn bei dem Schillerfest 1859 zum Ehrendoctor promovirt hat. Und wie hätte sie einen besseren artium bonarum magister finden können? *)

*) Das Doctordiplom lautet folgendermaßen: Adrianus Ludovicus Richter, academiae artium Dresdensis professor, pictor egre-

Ein in Oel gemaltes Porträt Richter's von Ehrhardt, welches Frau G. Wigand besitzt, giebt die äußere Erscheinung Richter's in ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit, namentlich den Ausdruck des feinen, sinnigen, von einer milden Wärme belebten Gesichtes sehr glücklich wieder; der Kupferstich von Sichling vor der zweiten Ausgabe des Richteralbums entspricht in dieser Hinsicht nicht vollkommen dem Original. Eine leicht ausgeführte, geistreich behandelte Kohlenzeichnung, von Bendemann im Jahre 1859 gemacht, ist photographirt im Kunsthandel. Das in Stahl gestochene Porträt Richter's, nach einer Photographie von Brockmann, ist der vierten Ausgabe des Richteralbums 1861 beigegeben.

Ohne daß ich es auf mich nehmen könnte, sämmtliche von Richter gemalten Bilder zu verzeichnen, mögen doch die wichtigsten hier erwähnt werden. In Rom malte er nach dem Watzmann den „Blick auf den Meerbusen von Salerno aus einem Thal bei Amalfi" für Dr. Hillig und die Gegend von Rocca di Mezzo für den Baron Speck-Sternburg, beide jetzt im Museum von Leipzig. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland im Jahre 1826 malte er das Lauterbrunner Thal, und bald darauf für v. Quandt Lariccia und Civitella; später für den sächsischen Kunstverein eine zweite Ansicht von Rocca di Mezzo und eine Gegend

gius, qui quae poëtae Germanorum praestantissimi cecinerunt imaginibus non modo eleganter atque affabre expressit, sed etiam pulcherrimis inventis mirum quam ornavit, explevit, illustravit, die X. m. Novemb. a. MDCCCLIX in ipsa solemnitate memoriae Friderici de Schiller centesimo a die natali anno celebratae ab ordine philosophorum honoris causa philosophiae doctor et bonarum artium magister rite creatus et renunciatus est.

bei Palästrina. Hierauf folgten im Jahre 1830 Ansichten von Bajä und ein Erntezug italienischer Landleute; 1834 ein Ave Maria am Fuß des Monte Serone, eine Osteria bei Tivoli, und der Brunnen bei Grotta Ferrata; 1835 ein Bild aus der Campagna von Rom für Hrn. v. Breterlow und der Schreckenstein bei Außig, jetzt im Museum von Leipzig. Im Jahre 1837 malte er eine Gegend bei Außig, und dann die Ueberfahrt am Schreckenstein für v. Quandt; 1838 einen einsamen Bergsee aus dem Riesengebirge und Pilger, die sich am heißen Mittag im Schatten mächtiger Bäume um einen Brunnen gelagert haben, für Staatsrath Schweizer; 1839 Genovefa in der Waldeinsamkeit für den sächsischen Kunstverein; den Dorfmusikanten für G. Wigand, von welchem ein nicht ganz gelungener Kupferstich von Witthöft „Künstlers Erdenwallen" existirt; 1840 Abendandacht für v. Quandt; 1845 Mondscheinabend für Bendemann in Berlin; 1846 Mädchen am Brunnen, ein Frühlingsbild; 1847 den Brautzug im Frühling, welches für die Stiftung des Ministers von Lindenau angekauft wurde. Freilich erregte es anfangs Bedenken, daß man das Bild nicht eigentlich für ein historisches gelten lassen könne — denn für solche wurde jene schöne Stiftung bestimmt — allein glücklicherweise nahm man es mit der Classification nicht genau und erwarb das Bild, über dessen Schönheit und Originalität kein Zweifel war, für die Sammlung, welche im neuen Museum aufgestellt ist. Kleinere Bilder finden sich noch im manchen anderen Sammlungen der Liebhaber; sie alle aufzuzählen, kann ich nicht unternehmen.

Nachdem Richter seit 1847 nicht mehr in Oel gemalt

hatte, übernahm er 1856 für Herrn Ed. Cichorius ein Gemälde von der Größe des Brautzugs, welches 1859 vollendet wurde. Richter nannte es „Im Juni“; es stellt eine reiche Landschaft im vollen Schmuck des Frühsommers vor. Heller Sonnenschein liegt auf einer blumigen Wiese, deren lebhafte Farben durch eine ernst gestimmte Felspartie zur Linken wirksam gemildert werden. Eine Hirtenfamilie lagert rechts unter alten Eichen und schaut einem abziehenden Gewitter nach, das die Natur wohlthuend erfrischt hat. Die dunkeln Wolkenmassen verschwinden nach und nach hinter fernen Bergzügen, die einen See umgrenzen. Ganz im Vordergrunde sitzt ein Liebespaar unter einer Rosenhecke, vielleicht Florizel und Perdita; wenigstens schwebte dem Künstler wohl eine ähnliche Situation vor.

Richter's künstlerische Natur hat in seinen Gemälden nicht nur dem Umfange, sondern auch der Tiefe und Bedeutung nach ihren vollsten Ausdruck gefunden. Die Eigenthümlichkeit derselben kann bei einer nicht ganz oberflächlichen Betrachtung nicht verkannt werden. Man würde irren, wollte man das Charakteristische der Richter'schen Landschaft darin setzen, daß die Staffage mit mehr Vorliebe und Sorgfalt oder mit mehr Geschick behandelt sei, als gewöhnlich der Fall ist. Man kann bei Richter gar nicht mehr von Staffage sprechen, insofern diese eine an sich unwesentliche Zugabe, ein willkommener, aber auch wohl entbehrlicher Schmuck der Landschaft ist. Er benutzt nicht menschliche Figuren und Gruppen, um Lücken der landschaftlichen Composition auszufüllen, um Abwechselung hineinzubringen oder den Vordergrund zu beleben, um daran zu erinnern, daß in dieser Gegend auch Menschen ihr Wesen treiben: der Mensch in jenen einfachen natürlichen

Verhältnissen, welche in Wahrheit der eigentlichste und höchste Vorwurf aller Kunst sind, ist der selbständige Gegenstand seiner Darstellung. Diese aber faßt ihn in seiner unmittelbaren Beziehung zur Natur auf, und zwar ganz individuell zu der natürlichen Umgebung, welche der Künstler darstellt. Sehr bezeichnend ist dafür eine geistvolle Aeußerung Schinkel's über das Bild von Civitella. Ein Zug von Landleuten steigt den Felsen hinan, auf welchem die alte kleine Burg liegt, und die Caravane schließt eine schöne Schnitterin, die etwas zurückgeblieben ist und sich im Gehen flüchtig umschauet. Schinkel sagte, er könne sich nicht anders denken, als daß diese Gestalt der Keim sei, aus dem das ganze Bild hervorgegangen. In der That scheint diese reizende Figur gleichsam das Auge der Landschaft zu sein, dessen Blick die Seele des Beschauers trifft und in eine Stimmung versetzt, daß er selbst jenem Leben anzugehören glaubt und sich daran, wie an seinem eigenen innerlich zu betheiligen genöthigt wird. So unendlich reich und mannigfaltig nun diese Beziehungen des Menschen zur Natur sind, so unerschöpflich ist die Quelle der Erfindung des Künstlers. Hierin ist auch die Begrenzung gegen das eigentliche Genre gegeben. Denn der Irrthum wäre nicht geringer, wollte man meinen, das Landschaftliche sei von Richter zurückgedrängt und etwa zum Rahmen oder auch zum Hintergrunde für die Darstellung menschlicher Empfindung oder Thätigkeit herabgesetzt. Im Gegentheil, die Landschaft erscheint in ihrer vollen Selbständigkeit, als ein Ganzes in Auffassung und Ausführung, und nicht blos äußerlich als Grundlage und Umgebung des menschlichen Thuns und Treibens. Vielmehr ist die Darstellung der Natur für Richter offenbar der Ausgangspunkt, die poetische Auffassung derselben bedingt

und motivirt die Auffassung des Menschen, der nur im Zusammenhang mit derselben gedacht ist, und die Stimmung in der Natur, welche der Künstler in der Landschaft sich unmittelbar aussprechen läßt, wird von ihm durch die Darstellung des Menschen, der sie theilt, objectivirt und in das Gebiet des Geistigen und Sittlichen erhoben. Nur einer sittlich und künstlerisch wahr und tief empfindenden Natur ist es verliehen, diese höchste Einheit zu erfassen, und von diesem Mittelpunkt aus mit der unendlichen Fülle der mannichfaltigen und bunten Erscheinungen frei zu schalten, ohne deren Reichthum eine lebendige Kunstschöpfung nicht möglich ist. Für einen solchen wahren Künstler existiren schulmäßige Gegensätze nicht, wie die von Genre und Landschaft; aus sich heraus schafft er Werke, an denen die Theorie lernen mag, daß die echte Kunst frei und unerschöpflich ist, wie die Natur, deren Grundgesetze auch die ihrigen sind.

Die Abendandacht, welche durch einen Stich von Witthöft auch in weiteren Kreisen bekannt und zu den größeren Bildern Richter's zu zählen ist, kann von diesem Charakter eine anschauliche Vorstellung geben. Ein Paar ungeheure alte Bäume, deren Kronen sich zu einem schattigen Laubdach vereinigen, stehen im Vordergrund auf blumigem Rasen, und breiten über diesen eine kühle Dämmerung aus. Zwischen den mächtigen Stämmen hindurch sieht man über ein Feld hin und in einen hellen Abendhimmel, der vom Licht der untergehenden Sonne ganz durchglüht ist; es war ein heißer Tag, von dessen Schwüle sich die Natur im Schatten des Abends auszuruhen beginnt. Vor den Bäumen kniet hell beschienen eine Schaar von Schnittern, ein Mann, Frauen, Mädchen und Kinder, im stillen Gebet. Sie haben ihr

Geräth und ihre Körbe mit den Garben abgelegt; auch sie haben einen heißen Tag gehabt und genießen der stillen Ruhe und ernsten Sammlung des Abends in frommer Andacht. Mannichfach nuancirt ist diese Stimmung in den einzelnen Gestalten; die in sich versenkte Andacht des Mannes, der schwärmerische Aufblick eines heranwachsenden Mädchens, die innige gehaltene Ruhe der Jungfrau, die herzliche Zufriedenheit der jungen Mutter mit ihrem Kinde bilden eben so viele ausdrucksvolle Züge einer Stimmung, deren letzte Schwingungen in dem von der Feierlichkeit des Augenblicks betroffenen Knaben und dem kleinen Mädchen, das sich ins Gras gelegt hat und ausruht, verklingen. An dem Baumstamm ist ein Muttergottesbild angebracht, und auf der andern Seite desselben läutet ein Mönch zum Ave Maria. Aber diese Symbole des Cultus sind nicht die eigentlichen Träger der hier herrschenden Stimmung. Der Abend senkt seinen stillen seligen Frieden, welchen er über die ganze Natur ausbreitet, auch ins Herz des Menschen, und wie die Empfindung desselben den frommen Gebrauch der Kirche hervorgerufen hat, so erweist sich seine Macht als eine stets von Neuem unmittelbar und unwillkürlich wirkende. So sehr nun Richter Meister ist, die Grundstimmung in allen Schattirungen festzuhalten, so zeigt sich sein tiefer und wahrer Natursinn noch ganz besonders darin, daß er auch durch das scheinbar Zufällige und nicht unmittelbar dem nächsten Zweck Dienende in Wahrheit doch die Hauptstimmung von einer andern Seite her neu begründet. Auch die Natur arbeitet nicht so einseitig auf einen Zweck hin, daß sie nicht mit reicher Hand nach allen Seiten hin zugleich Geschöpfen aller Art Leben und Freude verliehe. Aber es gehört ein feiner Sinn dazu, hierin der Natur nachzufolgen, und weder ängstlich besorgt um die

Einheit pedantisch zu verschneiden, was gern knospen und blühen möchte, noch in der bunten Mannichfaltigkeit Haltung und Maß zu verlieren. Auf unsrem Bilde sehen wir noch im Vordergrunde im Schatten des Baums eine Gruppe von drei Kindern. Ein kleines Mädchen spielt mit einem Lamm, ihr sieht ein Knabe zu, der sich bequem gelagert hat; ein drittes Mädchen hat sich in die Kniee aufgerichtet und zeigt auf den Baum hin, in dessen hohlem Stamm sich zwei kleine Kameraden versteckt haben, die sie nun entdeckt. Diese unschuldige Freude der Kinder, auf denen die Hitze des Tages nicht gelastet hat, im kühlen Schatten, denen der ehrwürdige Baum, um den sich die fromme Andacht sammelt, zum harmlosen Spiel dient, vollendet erst den reichen und doch so reinen Eindruck des ernst-heiteren Friedens, welchen ein schöner Sommerabend der Natur wie den Menschen bringt.

Einen ähnlichen Reichthum individueller Motive, die harmonisch im Ganzen aufgehen, zeigt das Gemälde „die Ueberfahrt am Schreckenstein“ — ein Holzschnitt im Beschaulichen und Erbaulichen giebt dasselbe wieder, sowie ein Stahlstich von A. Neumann — welches v. Quandt beschreibt. „Der hohe, von altem Gemäuer gekrönte Schreckenstein erhebt sein stolzes Haupt, welches noch vom Licht der Sonne glänzt, die hinter waldige Berge hinabsank und den Thalbewohnern verschwand. Am Fuß des schroffen Felsens breitet sich hier die Elbe wie ein stiller See aus, und ein alter Schiffer führt Menschen von höchst verschiedener Sinnesart in seinem Kahn an das jenseitige Ufer hinüber; ein Kind, welches mit einem grünen Zweige im Wasser harmlos spielt, ein ländliches, in stummer Seligkeit versunkenes Brautpaar, das einen greisen Harfner wohl kaum vernimmt, der alte Volkslieder singt, und

einen jungen Mann, der nachdenklich zuhört, indeß sein Reisegefährte, welcher ein wandernder Künstler zu sein scheint, zu den Ruinen mit einem Ausdruck romantischen Schmerzes über die verlorene Heldenzeit hinaufblickt. Auch ist ein Mädchen im Kahn, das ruhig neben ihrem Graskorb steht, mit großen Augen in die Welt hineinblickt und sich um nichts kümmert, was um und neben ihr vorgeht, weil sie sich selbst und Andere noch nicht versteht."

Es ist in der Sache selbst begründet, daß das Verhältniß zwischen Natur und Menschen sich verschieden modificirt, bald die eine bald die andere Seite mehr hervortritt, ohne daß je eine von beiden geradezu untergeordnet erscheint; denn auf der gegenseitigen Durchdringung beider, welche ohne gegenseitiges Maßhalten nicht dargestellt werden kann, beruht die Einheit. Dadurch ist also auch die Eigenthümlichkeit der Composition wie der technischen Ausführung bedingt. Der Platz, welchen in Richter's Bildern der Mensch einnimmt, verlangt nothwendig eine mit Liebe das Individuelle darstellende, sorgfältigere Behandlung, als sie der gewöhnlichen Staffage zu Theil wird, ohne doch die Sauberkeit einer detaillirten Ausführung zu erreichen, wie es das Genre erfordert; diese würde dem Gesammteindruck ebensosehr schaden, wie eine zu oberflächliche Behandlung ihn verdunkeln würde. Eben so verlangt auch das Landschaftliche durch die unmittelbare Beziehung auf die menschlichen Figuren eine eigenthümliche Behandlung, die jenen ihren vollen Werth läßt, ohne daß der volle Eindruck der Landschaft in Form und Farbe in irgend einer Weise geschwächt würde, da er vielmehr den Grundton des Ganzen bildet. Ueber die Technik im Einzelnen zu sprechen, darf ich mir nicht anmaßen. Darüber aber ist nur eine

Stimme — und die Kunstausstellung in München im Jahr 1857, auf welcher mehrere große Bilder Richter's Viele, die ihn aus Holzschnitten und Radirungen kannten, mit dem Maler auf's Neue bekannt machten, hat dies Urtheil zu lauter und allgemeiner Anerkennung gebracht — daß Richter ein echter Maler im vollen Sinne des Wortes ist und eine Herrschaft über die Mittel seiner Kunst besitzt, ohne welche Niemand ein Künstler ist, wenn auch seine Technik im Einzelnen zu Ausstellungen Veranlassung geben kann, die nicht allein auf die individuelle Eigenthümlichkeit des Künstlers zurückzuführen sind. Vollends ist die Freude an der Technik als solcher seiner Natur fremd und daher hat er es zu dem, was sich als Virtuosität in der Technik bezeichnen läßt, nicht bringen wollen noch können.

Von Interesse ist es, bei seinem letzten Bilde „Im Juni" zu bemerken, wie Richter, nachdem seine Palette während zehn Jahren geruht hatte, dennoch gewissermaßen unbewußt bedeutende Fortschritte in der malerischen Technik gemacht hat. Eine gewisse Schärfe und Härte der Formen, eine hier und da störende Buntheit der Farben, die sich auch im Brautzug noch fühlbar machten, sind in diesem Bilde beinahe gänzlich verschwunden und haben einer breiteren Behandlung, einer mehr malerischen Wirkung Platz gemacht. Leider hat Richter seitdem nicht mehr gemalt. Es ist bei einzelnen Anfängen geblieben, denn der Zustand seiner Augen hat ihm nicht mehr erlaubt, ein größeres Bild zu vollenden.

Hier mag aber noch erwähnt werden, daß Richter, was wohl nicht allgemein bekannt ist, auch an dem Vorhang des von Semper erbauten, im Jahr 1841 eröffneten, Theaters zu Dresden mitgemalt hat. An diesem Vorhang ist eine Reihe kleiner Figuren angebracht, welche nach Art einer Predelle am

unteren Rande desselben hinläuft. Von diesen rührt die linke Seite, das Trauerspiel, nach Entwurf und Ausführung von Richter her. Es sind Gruppen aus Shakespeare, Calderon, Göthe und Schiller, und wohl die größten Figuren, die Richter überhaupt gemalt hat. In der königlichen Loge desselben Theaters befinden sich auch zwei größere in Deckfarben ausgeführte landschaftliche Compositionen Richter's, Frühling und Sommer, deren Cartons in der Sammlung von Ed. Cichorius sind.

Einen eigenthümlichen, zwar gewagten, aber wie es scheint, sehr wohl gelungenen Versuch hat man neuerdings gemacht, indem Richter'sche Compositionen in Frescogemälden ausgeführt sind, deren Beschreibung nach den Grenzboten (1866. I. S. 281 ff.) hier ihren Platz finden mag:

„Die Fresken, von denen wir reden, bedecken die Außenwände der Villa Feodora zu Bad Liebenstein am Thüringer Walde, die der Erbprinz Georg von Meiningen vor einigen Jahren im Schweizerstil hat erbauen lassen. Die Brüder Heinrich und August Spieß aus München — von denen der eine an der Ausführung der Wartburgfresken betheiligt war, und die zusammen, wenn wir nicht irren, den Zwischenvorhang des Münchener Actientheaters malten — haben dieselben nach Richter's Handzeichnungen in's Große gebracht und im letzten Sommer nach eigenen Farbenskizzen al fresco ausgeführt. Auf der Wand der Façade gab es fünf durch Fenster und Thür getrennte schmalere Räume auszufüllen; auf den beiden Seitenwänden war je ein ziemlich langes Feld für ein Bild freigelassen. Die Felder der vorderen Wand benutzte Richter zur Darstellung der vier Jahreszeiten, die er dann, repräsentirt durch die Gestalten von vier Kinder-Engeln,

noch einmal auf der fünften, mittleren, Fläche in ansprechender Verbindung vorführte. Die einfache Vorstellung ist auf einfache Weise durch Zusammenstellung von je zwei Figuren zum Ausdruck gebracht, eines Kindes und eines Erwachsenen, welche letztere durch von Bild zu Bild höher gegriffenes Alter den Fortschritt des Jahres und des Lebens ausspricht. Eine junge sinnende Kranzwinderin unter blühendem Rosenstrauch, ihr zu Füßen ein Kindchen, das an den bunten Blumen sich erfreut, die es pflückt; eine schöne rüstige Mutter, mit ihrem Knaben von der Feldarbeit heimkehrend, sie eine Garbe auf dem Haupte, er einen Strauß Feldblumen im Trinkkruge; ein Vater, der Obst bricht, von dem er dem Kinde mittheilt; eine Großmutter, die unter dem Weihnachtsbaume der Enkelin Mährchen erzählt: das sind die Motive. Auf dem mittleren Bilde giebt ein Baum, an dem ein mächtiger, erst noch zu vollendender Blumen- und Fruchtkranz hängt, den Vereinigungspunkt für die vier Kindergestalten ab. Alle fünf Bilder, ohne Hintergrund und Einfassung auf die weiße Fläche gemalt, sind in der Weise zusammen componirt, daß sie an den beiden äußersten und nach den mittleren zu ein wenig massiger und höher werden."

„Die Flächen der Seitenwände sind von verschiedener Länge. Die längere theilte Richter für zwei Bilder ein, die er auf eine sinnige und anmuthige Weise unter sich verband. Auf dem einen sehen wir in einer Bauernstube die Kinder des Hauses mit Hund und Katze begehrlich um den Tisch versammelt, an welchem die Mutter, unterstützt durch eine ältere Tochter, das Vesperbrod bereitet und austheilt; das andere führt uns, in einer späteren Stunde, unter den freien Himmel und zeigt uns den von der Arbeit zurückkehrenden Vater, von

Mutter und Kindern in Empfang genommen und mit einem Labetrunke begrüßt. Die Verbindung beider Bilder, des Draußen und des Drinnen, wird durch die Hausthüre hergestellt, vor welcher zwei Engel und ein Hund Wache halten. Die Engel — größere Gestalten im Chorknabengewande — sind im Begriff, den Tag und die Arbeit zur Ruhe zu singen; sie legen ihren Segen auf die Schwelle, und nur so friedliche Gäste, als Schwalben, Tauben und Rothkehlchen sind, dürfen ihr noch nahen. Unberufenen verkündet die Ueberschrift der Hundehütte neben der Thür unzweideutig, was sie zu erwarten haben. „Er beißt," sagt sie kurz und bündig. Und die Augen ihres Besitzers verfolgen uns, wir mögen treten, wohin wir wollen. Aber freilich, wer sich auf Hundegesichter versteht, der weiß, daß dieses hier die feindselige Drohung Lügen straft und nichts anderes sagt, als: „ich lecke" — und solch' ein stillbeschaulicher Physiognomiker minorum gentium mag ja immerhin zu dieser Stätte des Friedens Zutritt haben. „Pax Vobiscum!" — wie an der Hausthür zu lesen steht — das ist das Motto dieser freundlichen Gruppe." (In Holzschnitt im Neuen Strauß 1.)

„Ist auf dieser Wand das Leben des Werkeltages geschildert, so zeigt uns die dritte eine Sonntagsscene. Ein alter Fiedler — mit seinem Hunde — ist gekommen und geigt den Kindern — mit ihrem Hunde — zum Ringeltanz. Die Eltern mit dem eifrig zappelnden Kleinsten, die Großmutter sehen zu. Das ist Alles."

„Die Bilder sind so reizend gemalt, wie sie lieblich erfunden sind. Eine unbedeutende Aufgabe war es nicht, sie zu malen. Es war nicht leicht, so duftige zarte Bilder mit ihren vielen bedeutsamen Kleinigkeiten, ihrem stimmungsvollen Hinter-

grunde in die Sprache des Fresko zu übersetzen; nicht leicht, sie so lustig, zierlich und poetisch zu erhalten, wie deutlich und auf eine ziemliche Entfernung leserlich zu machen, und es bedurfte dazu einer vollendeten Technik und der feinsten Wägungen und Messungen eines entwickelten Farbensinnes. Aber die Brüder Spieß entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer Geschicklichkeit, mit einer so hingebenden und man möchte sagen mitschaffenden Liebe, daß nun das Ganze wie das harmonische Werk einer und derselben Hand den Beschauer erfreut."

Nach seiner Rückkehr aus Italien kehrte Richter mit Vorliebe auch zum Radiren zurück, und bearbeitete mehrere Folgen malerischer Ansichten aus den Umgebungen von Salzburg und von Rom (je 6 Bl.). Auch die ersten Jahrgänge der Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins, die deutschen Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler enthalten treffliche Radirungen von ihm, andere sind sonst zerstreut. Zu dem Bedeutendsten dieser Art gehören ohne alle Frage die großen Blätter, welche Richter im Jahr 1848 für den sächsischen Kunstverein radirte. Die eine Composition stellt Rübezahl vor, welcher vor der Frau erscheint, die dem schreienden Kinde mit dem Berggeist gedroht hatte. Nichts kann ansprechender sein, als die Wahrheit und Treuherzigkeit in den furchtsamen Kindern, die sich um die Mutter schaaren, welche entschlossen und muthig den eigenen Schrecken bemeistert, und der kecke Humor in der derben Gestalt des Berggeistes, der die Hand nach dem Schreihals ausstreckt. Und zwischen ihnen liegt auf der Erde das kleinste Kind in unbefangener Lust: man kann nichts Reizenderes und Naiveres sehen. Die Scene geht vor in einer hohen Gebirgslandschaft, mit Bäumen bewachsen, durch die man noch einen

weitern Blick hat; der ganze Eindruck ist kräftig, etwas rauh, aber nicht finster, sondern klar und frei. Kurz, es ist eine Gegend, in der die Sage von dem derben, neckischen, aber gutmüthigen Kobold Leib und Leben gewinnen konnte. Wie ganz anders das zweite Blatt, Genovefa. Hohe Bäume erheben sich über einer Felsenhöhle und verschränken sich zu einem Laubdach, durch dessen Mitte nur ein dämmerndes Licht fällt, in dem man Hirsche weiden sieht. Wie ein milder Stern glänzt aus dieser Waldesnacht Genovefa hervor, die mit Schmerzenreich und der Hindin neben einer Quelle sitzt, von Vögeln und Thieren des Waldes friedlich umspielt. In dieser Composition ist der Eindruck der Waldeseinsamkeit und der Situation der Genovefa zu einer poetischen und malerischen Harmonie verschmolzen, welche sie zu einer der vollendetsten Schöpfungen neuer Kunst macht.

Ein drittes Blatt von noch größerem Umfange wurde, ebenfalls für den sächsischen Kunstverein, im Jahr 1855 vollendet, die Christnacht darstellend, deren Originalzeichnung, eine vorzüglich und sorgfältig ausgeführte Aquarelle, auf welche hin die Bestellung der ein wenig größeren Radirung erfolgte, Eduard Cichorius besitzt. Unten ruht die Stadt im tiefen Dunkel der Christnacht, die von Musikanten und Chorknaben auf dem Thurm verkündigt wird, während auf der anderen Seite aus dem erleuchteten Pfarrhaus der Prediger in ernstem Sinnen der Kirche zuschreitet. In dieses Dunkel senkt sich durch die Sternennacht, von hellem Licht umstrahlt, von Engeln gehalten und umschwebt, der von Lichtern blinkende Weihnachtsbaum; an seinem Fuße trägt eine Gruppe von Engeln den mit Früchten reich geschmückten Korb, in welchem das Christkind schläft, allen vorauf eilt ein als Knecht Ruprecht

maskirter Engel, der zwar in der Rechten die Ruthe hält, aber aus seinem Körbchen einen reichen Segen von Früchten ausschüttet. Diese Gruppe, die den Mittelpunkt bildet, entfaltet in ihrer schönen Abrundung eine Fülle von reizenden, naiven Motiven, sie strahlt einen heiteren, lächelnden Glanz aus, der auf dem dunkeln Grunde um so schöner wirkt, als die Abstufung sowohl der Beleuchtung als der Stimmung eine überaus wohlthuend-harmonische ist. Es ist die echte Stimmung des Weihnachtsabends, die diese Composition durchdringt, zu der winterliche Kälte und Dunkelheit nicht minder erforderlich sind als heller Kerzenschimmer, wie der lauteste Kinderjubel die ernste Sammlung nicht stört.

Im Jahre 1836 wurde Richter, der so eben nach Dresden übergesiedelt war, aufgefordert, sich an dem malerischen und romantischen Deutschland zu betheiligen, welches in Georg Wigand's Verlag erschien. Es handelte sich zunächst nur um die Erlaubniß, frühere Radirungen von ihm zu benutzen und zu revidiren; in Richter aber, der ein lebhaftes Bedauern empfand, wenn ein mit bedeutenden Mitteln und Kräften unternommenes Werk abgeschwächte Copien und unbedeutende Darstellungen durch die Manier der Stahlstecher englisirt liefern sollte, wurde dadurch ein oft gehegter Gedanke wieder lebendig angeregt. Ein deutsches Werk, das die Schönheit der deutschen Natur in ihrem mannichfachen Reiz darstellen solle, meinte er, habe ein höheres Ziel zu erstreben. Dies könne nur darin gefunden werden, daß die schönsten Gegenden mit poetischem Sinn lebendig aufgefaßt und in ihrem individuellen Charakter treu dargestellt, mit der Landschaft aber die Figuren in einer Weise verflochten würden, daß sie ein Bild des Volkslebens geben, und so Land, Volk und

Sitte in ihrem natürlichen Zusammenhange zur Anschauung kämen. In diesem Sinne betheiligte sich Richter an dem Unternehmen und lieferte Ansichten von der sächsischen Schweiz, von Franken, dem Harz und dem Riesengebirge, welche er zu diesem Zweck bereiste. Man kann sich leicht überzeugen, wie sehr Richter's Darstellungen sich vor den meisten übrigen dieses Werks durch die höhere Auffassung, wie durch seinen Sinn für das Individuelle auszeichnen, und die Behandlung der Staffage macht sie auch für den ungeübten Blick sofort kenntlich. In der That ist es für den verschiedenen Charakter einer Gegend bezeichnend, ob ein einsamer Jäger oder Hirt sie besucht, oder Reisende sie beleben, ob Landleute dort ihr Wesen treiben, oder eine Gesellschaft von Städtern sich einen frohen Tag macht. Aber Richter bewährt darin nicht blos im Allgemeinen sicheren Takt, er stattete diese Figuren und Gruppen auch mit einer Fülle natürlicher und ansprechender Motive aus, daß sie in Wahrheit ihr Leben für sich führen. Es versteht sich, daß dies bei dem geringen Umfang, über welchen der Künstler hier zu gebieten hatte, mehr nur angedeutet als ausgeführt werden konnte. Richter's Leistung kann man nach ihrem wahren Verdienst freilich nur würdigen, wenn man seine Zeichnungen kennt, nicht nach den Stahlstichen, welche zwar von routinirten Arbeitern ausgeführt sind, die eine elegante und gefällige Wirkung zu erreichen geschickt waren, aber nicht feines künstlerisches Gefühl genug besaßen, um auf Richter's Eigenthümlichkeit einzugehen und diese wiederzugeben.

Seine Betheiligung bei diesem Unternehmen führte zu einer näheren Bekanntschaft mit dem Buchhändler Georg Wigand, welche bald zu einer herzlichen Freundschaft zwischen den beiden Männern wurde, die auf die künstlerische Thätigkeit

Richter's einen entscheidenden Einfluß geübt hat. Wie in früheren guten Zeiten nicht selten Buchhändler, Gelehrte und Künstler sich als verbündet und befreundet im Dienst höherer Geistesbildung ansahen und zu gemeinsamem Wirken vereinigten, so ist auch hier eine Reihe schöner Leistungen durch das Zusammenwirken praktischer Erfahrung und künstlerischer Production, die sich in wahrhaftem Interesse für die Kunst begegneten, hervorgerufen worden. Durch Wigand's Anregung ist Richter zumeist veranlaßt worden, sich dem Holzschnitt und der Illustration zuzuwenden; Beides hat ihn populär gemacht und seinem Namen den Klang gegeben, den jetzt Jeder kennt. Es kann gar keine Frage sein, daß Richter derjenige deutsche Künstler ist, welcher diesem Kunstzweige in neuerer Zeit ein eigenthümliches, wahrhaft künstlerisches Gepräge gegeben hat, und daß die außerordentliche Thätigkeit, welche Richter seit einer Reihe von Jahren auf diesem Gebiete entfaltete, für die geistige Auffassung, wie für die Ausbildung der Technik von dem bedeutendsten Einfluß geworden ist. Wie viel er dabei auch der freudigen Bewunderung, der unermüdlich anregenden und fördernden Lebendigkeit seines Freundes zu danken hatte, das erkannte Niemand lieber an als Richter. „Für wen könnte ich lieber arbeiten als für Sie?" schrieb er ihm, „ich habe mich an Ihre warme Theilnahme so gewöhnt, daß ich mir ganz verwaist vorgekommen bin, wenn einmal eine kurze Pause eingetreten ist. Es ist mir doch immer, als gehörte ich Ihnen ganz besonders an und als müßte ich eigentlich Alles für Sie machen." Und man mußte die herzinnige Freude sehen, mit der Georg Wigand eine neue Zeichnung Richter's den Freunden vorlegte, oder einen Einfall aussprach, den er Freund Richter mittheilen wollte, daß er ihm Leben und Gestalt geben möge.

Zu den ersten Arbeiten der Art gehörten Holzschnitte zu den bei O. Wigand seit 1838 erschienenen deutschen Volksbüchern, — sie sind von diesem mit einer Anzahl anderer Illustrationen seines Verlags im Jahr 1860 unter dem Titel „202 Holzschnitte nach Zeichnungen von L. Richter" herausgegeben worden, — welche leider bei der damals noch weniger ausgebildeten Holzschneidekunst im Schnitt sehr entstellt sind. Richter hatte sich bei ihnen nicht genannt, doch sprach Kugler (im Kunstblatt 1848, S. 95) die Vermuthung aus, daß sie von Richter herrührten, da aus ihnen ein eigenthümlicher, sinnig romantischer Zug hervorleuchte, der auf keinen andern Urheber als auf Richter schließen lasse. Er glaube auch, setzte er hinzu, daß der Geist unsrer alten Volksbücher als der eigentliche Born zu betrachten sei, aus welchem Richter für seine Naivetät, seinen Humor, seine Gemüthlichkeit, seine idyllische oder romantische Anmuth, seine warme Feierlichkeit, mit einem Worte, für sein ganzes deutsches volksthümliches Wesen die entsprechendste Nahrung geschöpft habe. Es war für den Künstler, der sein innerstes Wesen so bestimmt und klar ausgesprochen hatte, daß es auch in der entstellenden Copie noch unverkennbar hervortritt, nicht minder erfreulich, daß der aufmerksame Beschauer dasselbe mit Sicherheit erkannte und bezeichnete, als für den Kritiker, so seinen richtigen Blick bewährt zu haben. In der That muß man den wesentlichen Charakter der Richter'schen Kunst, wie er sich auch in diesen Illustrationen unverkennbar bewährt, als den volksthümlichen bezeichnen, und zwar in ganz bestimmter Weise als einen echt deutschen. Deutsche Natur und deutsche Sitte sind der Boden, in welchem Richter wurzelt, aus dem er unerschöpflich frische Nahrung und Kraft saugt, und mit Recht hat ihn Riehl (Die Familie,

S. 222 f.) als den volksthümlichen Maler des deutschen Volks- und Familienlebens gepriesen. Laurens, der mit großer Wärme schildert, wie Richter alle wahren und sittlichen Motive des deutschen Volks- und Familienlebens mit gemüthlicher Hingebung zur Geltung bringt, wie auch sein Spott nur das Lachenswerthe, nie das Schlechte trifft, so daß seine Darstellungen sittlich wirken, weil sie aus seiner sittlichen Natur entsprungen sind, wirft einen vergleichenden Blick auf ähnliche Richtungen der modernen französischen Kunst, in denen keine Spur sittlicher Auffassung zu finden sei — ein Zeugniß, gleich traurig für die Kunst wie für das Leben seiner Nation. Bei Richter ist seine Richtung nicht etwa die Folge eines reflectirten Patriotismus, sie entspringt aus seinem grunddeutschen Wesen; er lebt, er fühlt und empfindet mit seinem Volk und gestaltet als Künstler, was er mit ihm erfahren und durchlebt. Daher tritt bei ihm das Nationale nirgend auf Kosten des menschlich Poetischen hervor, so wenig als er das Volksthümliche auf dem in neuerer Zeit beliebt gewordenen Wege zu erreichen sucht, durch Beobachtung einzelner Züge in den Sitten und Gewohnheiten der unteren Volksschichten, wo sie von denen der gebildeten Stände scharf abstechen, gewissermaßen neue Decorationen und Costume zum Vorschein zu bringen. Richter ist volksthümlich, „der Mann nach dem Herzen des deutschen Volks," weil er mit voller Unbefangenheit und Wahrheit die menschliche Natur aufzufassen und wiederzugeben weiß, in sofern sie eben als rein menschliche, in sittlicher wie socialer Beziehung, einfach sich ausspricht, und weil er in dieser Richtung mit gleicher Liebe und Treue alle Aeußerungen derselben aufnimmt, mögen sich dieselben individuell noch so verschieden gestalten, zart romantisch oder komisch derb, aber stets gesund und wahr,

immer ein Spiegel der nächsten Umgebung. Es ist dies ja dieselbe Richtung seiner Natur, welche ihn zu der eigenthümlichen Ausbildung seiner Landschaften trieb, in denen das Volksleben die umgebende Natur, welche dasselbe bedingt, reflectirt, und die auch in den Compositionen sich geltend macht, in welchen das Landschaftliche zurücktritt. Diese Einfachheit, die stets das Nächste wählt, ist der Grund der Wahrheit und der Fülle in Richter's Schöpfungen. Wie die Natur in den Aeußerungen der allgemeinen, ihrem innersten Wesen nach beschränkten und sich stets gleich bleibenden Grundgesetze aller menschlichen Empfindungen und Handlungen eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit zeigt, und jeder einzelnen den Charakter der Individualität aufprägt, so bewährt sich Richter dadurch wahrhaft productiv, daß er es vermag, eine und dieselbe Grundempfindung oder Situation durch alle Schattirungen in den feinsten Nuancen mit den einfachsten und geringsten Mitteln stets verschieden zu charakterisiren, so daß sie in jeder einzelnen Erscheinung wahr und individuell wahr ist. Wiederholungen derselben Motive wird man selten bei ihm finden, weil jedes an seinem Platz und in seiner Umgebung seinen ganz bestimmten Charakter hat, und es gewährt kein geringeres Interesse zu vergleichen, wie er dieselbe Aufgabe, z. B. die Illustration der sieben Schwaben, einiger Märchen und Lieder, oder des Vaterunsers zu verschiedenen Zeiten verschieden gelöst hat. Vor allem Manierirten aber bewahrt ihn die Hingebung an die Natur, welche bei ihm stets frisch und ungetrübt bleibt.

Die Reihe der Schriften, welche Richter seit den Volksbüchern mit seinen Compositionen illustrirt hat, ist im Laufe der Jahre eine sehr lange geworden, bei manchen ist die Wahl mehr durch äußere Umstände bestimmt worden, auch sind die

künstlerischen Spenden bald reicher, bald knapper ausgefallen, allein in keiner einzigen wird man Sinn und Hand desselben Meisters verkennen oder gar vermissen. Außer mannigfachen Beiträgen zu periodischen Schriften, zu Nieritz Volkskalender — wo namentlich die Illustrationen zu Jeremias Gotthelfs Besenbinder sich auszeichnen — zu der illustrirten Zeitung für die Jugend (Leipzig, Brockhaus), der Spinnstube (Frankfurt, Sauerländer), dem Vereinskalender (Dresden, Just. Naumann) sind es vor allem Märchen, Volks- und Kinderlieder und diesem Kreise verwandte Darstellungen, welche Richter anziehen und beschäftigen. Die Illustrationen von Musäus Volksmärchen der Deutschen (Leipzig 1842), zu welchen sich außer Richter R. Jordan, G. Osterwald und A. Schrödter vereinigten, boten ihm die erste Veranlassung, im größeren Maßstab und reicherer Fülle sein eigenthümliches Talent zu bewähren. So wie er der Zahl der Zeichnungen nach vor seinen Mitarbeitern hervortritt, so wird man denselben nicht Unrecht thun, wenn man Richter's Illustrationen zu Rübezahl, Stumme Liebe, Melechsala, Schatzgräber den Preis zuerkennt. Der ironische Humor, mit welchem Musäus das Volksmärchen behandelt und gelegentlich ins Spießbürgerthum versetzt, hat die köstlichsten Figuren und Scenen bei Richter hervorgerufen, und wenn der treuherzige Ausdruck biederer Gemüthlichkeit vorwaltet, so läßt er doch wahrhaft poetischer Empfindung und phantastischer Romantik an ihrem Ort freien Spielraum. Diesen schließen sich dann Keil's Märchen, Wander's Fabeln, die schwarze Tante, Bode's Volksmärchen aus der Bretagne, Schmidt's Märchenbuch und vor allem Bechstein's reich ausgestattetes Märchenbuch an, das in der zweiten illustrirten Ausgabe noch um einige schöne, mehr ausgeführte Holzschnitte bereichert worden ist.

Hier ist ein wahrer Schatz von anmuthig reizenden und ergötzlich heiteren Darstellungen ausgebreitet, bald in flüchtiger Andeutung, bald in sorgsamer Ausführung einzelner Figuren und Compositionen: überall ist das Märchen lebendig geworden und läßt aus frischen Trieben Blätter und Blüthen in Fülle sprossen. Die Volks- und Studentenlieder, das ABC-Buch für große und kleine Kinder (Leipzig, Gust. Mayer) bewegen sich auf demselben Gebiet des Volkslebens, das seine behagliche Gemüthlichkeit und seine philisterhafte Beschränktheit ebenso anschaulich offenbart, als zarte und treue Herzensempfindung und ausgelassene Lustigkeit. Auch die Illustrationen zum Landprediger von Wakefield (Berlin, Klemann), und Campe's Robinson (Braunschweig, Vieweg) gehören wesentlich derselben Richtung an, welche am glänzendsten vertreten ist durch die Zeichnungen zu Hebel's allemannischen Gedichten (1851). Die Uebereinstimmung des Künstlers mit dem Dichter ist hier eine innigere, ungleich tiefer begründete als bei Musäus; war es dort mehr die Auffassung, der Ton der Darstellung, durch welchen er sich angeregt fühlte, so ist es hier das dichterische Gemüth, das innig und klar in sittlichem Ernst wie in heiterer Laune seine Welt anschaut und wiedergiebt, welches die gleich gestimmten Saiten in der Brust des Künstlers in Schwingung setzt und erklingen läßt. Wer den echten Ludwig Richter wie auf einen Blick erfassen will, der wende sich hierher. Historische Gegenstände, wie sie Dullers deutsche Geschichte der Illustration boten, sind zwar nicht das eigentliche Feld für Richter's künstlerische Thätigkeit, aber er wußte auch hier die Situationen herauszufinden, welchen eine vorzugsweise gemüthliche Seite, etwas traulich Heimisches sich abgewinnen ließ, und Luther auf der Wartburg, Hans Sachs,

das Rosenwunder der heiligen Elisabeth und ähnliche sind Blätter von vorzüglicher Schönheit. Endlich sind noch die Illustrationen aus der Kinderwelt zu erwähnen, von den kleinen Kinderbüchern „Bilder und Reime" (Dresden, Naumann), der Kinderengel (Dresden, Gaber und Richter), Kinderleben (Leipzig, Brockhaus), welche zum Theil eine mehr oder weniger religiöse Tendenz haben, die in den Hymnen für Kinder (Berlin, Alex. Duncker) entschieden hervortritt, bis zu den innerlich und äußerlich glänzend ausgestatteten Kinderreimen von Klaus Groth „Voer de Goern", welche in das einfachste Kinderleben und Treiben auch den unmittelbar versetzen, in dessen Ohr nicht der Klang des Plattdeutschen alte Erinnerungen an die Kindheit in der Heimath wach ruft.

Schon diese flüchtige Musterung zeigt deutlich die ziemlich bestimmt umgränzte Sphäre, aus welcher Richter nicht leicht heraustritt. Mit Freiheit und Behagen bewegt er sich hauptsächlich in dem Kreise der Literatur, welcher eben jene einfachen Stimmungen und Situationen des Menschen in seinen natürlichen Verhältnissen zur Darstellung bringt. Was darüber hinausgeht, Handlungen, die ihre eigentliche Bedeutung durch ein von außen hinzutretendes Moment erhalten, sind nicht die Aufgaben, welche er sich wählt, und mit Recht. Daher finden wir nur vereinzelte eigentlich historische Darstellungen — ein Blatt wie „Schillers Trauung" bildet keine glückliche Ausnahme —, und auch nur durch ein bestimmtes historisches oder locales Costum die Hauptwirkung hervorzubringen verschmäht Richter gänzlich. Es ist ein eigenthümlicher Zug in seinem künstlerischen Wesen, wie gar wenig er von solchen Zuthaten gebraucht, um seinen Darstellungen, deren individuelle Leben-

digkeit tiefer gegründet ist, eine leichte Färbung zu geben. Bezeichnend sind dafür unter andern die Studentenlieder, in denen vom studentischen Costum der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit wenig zu finden ist, vielmehr ist dem Charakter des einzelnen Liedes gemäß — ebenso wie bei den Volksliedern — ein Costum und eine Scenerie gewählt, die vollkommen frei geschaffen, doch soviel der Wirklichkeit entlehnt, daß sie als bekannt und natürlich ansprechen. Die sparsame Mäßigung, mit welcher er Züge der Art anwendet, der sichere Takt, mit dem er am rechten Ort das Rechte trifft, legen nicht zum Wenigsten für seinen poetischen Sinn und dessen feine Ausbildung Zeugniß ab.

Wenn man die Illustrationen zu Hebel und Klaus Groth, in denen süddeutsches und norddeutsches Volksleben sich so bestimmt ausspricht, mit einander vergleicht, kann man sich leicht überzeugen, mit wie leichten und sicheren Strichen auf den gemeinsamen Grund der poetischen Auffassung und Darstellung die für jeden Stamm charakteristischen Züge aufgesetzt sind. Freuen wir uns dort an den schmucken schwäbischen Mädchen und den hübschen Häusern, so wird jeder Holsteiner den kleinen Bauerjungen in der Weste mit der Peitsche in den auf den Rücken gelegten Händen willig als echten Landsmann erkennen.

Es ist bei solcher Geistesrichtung sehr begreiflich, daß nicht nur Allegorie, die keiner künstlerischen Natur zusagen kann, sondern auch die bewußte Symbolik nicht eigentlich Richter's Sache ist; was nicht in der Situation selbst sich klar und deutlich aussprechen läßt, ist nicht der natürliche Vorwurf für seine Darstellung. Daher gelingen ihm meistens schon die Engel nicht ganz, wenn es nicht blos geflügelte Kinder sind; was des Menschen Herz bewegt, das versteht er so meisterlich

durch die menschliche Gestalt auszudrücken, daß die Engel überflüssig sind und nur aus conventionellen Rücksichten dabei erscheinen. Auch bewahrt Richter seine echt künstlerische Natur vor dem Gebrechen der geistreichen Künstler, die das Beste, was sie meinen und wollen, nicht in der eigentlichen Idee ihres Kunstwerks aufgehen lassen, sondern nebenher durch allerlei Mittel andeuten und die natürlichen Schranken ihrer Kunst nach allen Seiten durchbrechen möchten, nicht aus Ueberfülle der Kraft, sondern aus Armuth oder Mißverständniß. Dieses im Grunde dilettantische Treiben muß einer fein empfindenden und fest ausgebildeten künstlerischen Natur zuwider sein, und Richter pflegt wohl, wenn ihm dergleichen begegnet, den Wunsch zu äußern, solche Leute möchten doch die Feder zur Hand nehmen und alle ihre schönen Gedanken aufschreiben, wo man sie ja ohne Beschwerde lesen könnte, dann aber auch ein schönes Kunstwerk, das in sich vollendet sei, schaffen. Nirgends liegt die Verführung zu solchen geistreichen Extravaganzen näher, nirgends ist sie vielleicht eher zu entschuldigen, als bei Illustrationen, welche allerdings zum geschriebenen Wort eine nähere Beziehung haben und eine arabeskenartige Behandlung dem Sinne wie der Form nach gestatten. Es ist daher gewiß ein sprechender Beweis für die echt künstlerische Productivität Richter's, daß er nie sich durch eine poetische Schönheit verleiten läßt, dieselbe ohne Weiteres auf das Gebiet der Malerei zu übertragen, sondern mit unbestechlichem Blick nur eigentlich malerische Motive aus der Darstellung des Schriftstellers herauszieht, in deren Durchbildung er dann selbständig über seinen Text hinausgeht. Darin aber bewährt sich der wahrhaft geistreiche Künstler, daß ein andeutendes Wort ihm genügt, um eigenthümliche schöne Mo-

tive hervorzurufen und aus dem Keim, den der Dichter in dasselbe gelegt, eine Fülle neuer Bildungen erwachsen zu lassen; so wie das Wort im Musiker die Melodie erweckt, welche von demselben unzertrennlich und doch selbständig ist. Daher sind es keineswegs immer die Momente und Situationen, auf welche der Dichter den Nachdruck gelegt hat, die ihm zu seinen Compositionen Anregung geben. Ein Zug, den der Dichter nur nebenher erwähnt, ein Gedanke, ein Bild, welche er nur andeutet, sind oft für den bildenden Künstler der anregende Funke, der darum auch seinem Dichter nicht Schritt vor Schritt folgt, sondern anhält und stehen bleibt, wo er sich angezogen fühlt und auch wohl mitunter auf einem Seitenweg ein schönes Plätzchen findet.

Eine der bedeutendsten Aufgaben, welche sich Richter in dieser Kunstübung gestellt hat, das im Jahr 1853 begonnene und 1856 vollendete Goethe-Album, ist zum Theil aus äußeren Gründen nicht in dem anfangs beabsichtigten Umfang ausgeführt, sondern auf vierzig Blätter beschränkt worden, von denen zwölf Hermann und Dorothea, sieben Götz von Berlichingen, einundzwanzig eine Reihe lyrischer Gedichte illustriren. Wer unsern Künstler auch nur einigermaßen kennt, wird sich sagen, daß es dabei nie auf eine vollständige Illustration des ganzen Goethe abgesehen sein konnte. Gewisse und für den Dichter sehr wesentliche Seiten Goethe's entsprechen der Eigenthümlichkeit Richter's als darstellendem Künstler sehr wenig; allein Goethe ist von einer solchen Universalität, daß er jede deutsche Künstlernatur ihrer Art gemäß zur Production anregen und beleben muß. In welcher Weise dies bei Richter der Fall sei, was er aus diesem unversiegbaren Quell geschöpft habe, um es aus sich heraus neu zu beleben und zu gestalten, —

dies darzustellen sind die Blätter des Albums bestimmt. Auch zeigen die vorliegenden Darstellungen deutlich, daß Richter mit voller Freiheit die Gegenstände gewählt hat, welche seiner Individualität zusagen, ohne Anspruch darauf zu machen, den künstlerischen Inhalt jener dichterischen Werke erschöpfen zu wollen. Daß in den beiden größeren Gedichten gerade seiner Natur entsprechende Situationen nicht fehlen, kann Jeder leicht ermessen; unter den Zeichnungen nach lyrischen Gedichten aber finden sich einzelne, z. B. Mailied, im Sommer, die Spinnerin, die auf die überraschendste Weise zeigen, wie Motiv und Stimmung, welche im Dichter das Gedicht hervorgerufen, sich vor dem geistigen Auge des Malers zu einem Bilde gestalten, das, wenn es gleich dem Gedicht seine Entstehung verdankt, doch in sich selbst vollkommen selbständig und lebendig ist.

Enger schließen sich im Ganzen die in größerem Maßstab ausgeführten Holzschnitte zu Schiller's Lied von der Glocke an die Worte des Dichters an. Es sind der Hauptsache nach sechszehn Familienscenen, welche aus den bekannten Situationen des Gedichtes gezogen sind, ohne in den Rahmen, durch welchen der Dichter sie zu einem Ganzen geeinigt hat, gefaßt zu sein. Sie sind sämmtlich fein, sinnig und reich an lebensvollen Zügen, doch scheint es fast, als ob der eigenthümliche Glanz der Schiller'schen Poesie insofern einen gewissen Einfluß geübt hat, als die Darstellung weniger individuell durchgebildet, namentlich dem Humor sehr viel weniger Spielraum gegönnt ist, als man es bei Richter sonst gewohnt ist.

Daß die künstlerische Eigenthümlichkeit Richter's ihren Grund im Menschenleben und vor allen in der Familie hat und dorther ihre gesunde Nahrung zieht, beweist ganz besonders auch das Vaterunser in Bildern. In acht

schönen Darstellungen, die mitten aus den einfachsten Vorgängen des gewöhnlichen Wirkens gegriffen sind, wird auf die einfachste Weise anschaulich gemacht, wie tief im Menschengemüth die Bitten des Vaterunsers wurzeln, wie täglich und stündlich das Leben ihre ernste Bedeutung bewährt. Der Zusammenhang der gewählten Situationen mit den einzelnen Bitten ist so einfach und bedeutsam, als die künstlerische Darstellung an und für sich befriedigend heißen muß, und wenn ja etwas zu einer Bemerkung Veranlassung giebt, so ist es die gelegentliche Einführung von Engeln, welche dem Ausdruck rein menschlicher Empfindung einen symbolischen Zusatz geben, der mindestens überflüssig ist. Dies macht sich auch in einigen Zeichnungen der Christenfreude in Lied und Bild bemerklich, während in anderen auf naive und glückliche Weise Darstellungen der heiligen Geschichte in den Bereich des heutigen Lebens gezogen worden sind; indessen sind auch hier die Bilder die schönsten und eigenthümlichsten, in denen Inhalt und Wort des geistlichen Liedes eine neue Schöpfung hervorgerufen hat, so daß der den Schranken desselben enthobene Geist auch eine neue Form sich zu offenbaren findet. Dasselbe gilt von dem stattlichen Heft Der Sonntag, welches außer einem hübschen allegorischen Bilde der Wochentage, als emsig beschäftigter Kinder, auf die sich das Sonntagskind segnend in einer Wolke herabläßt, einzelne Familienscenen darstellt, wie sie das Leben den Sonntag hindurch bezeichnen, mit einigen Anklängen an mittelalterliches Costum, die übrigens die ganz moderne Auffassung nicht beeinträchtigen.

Hier hat nun Richter bereits einen Schritt über die Illustration hinaus gethan, so wie in den beiden Sammlungen Beschauliches und Erbauliches und Für's Haus, in

welchen einzelne größere Compositionen ziemlich lose an einander gereiht sind. Das letztere soll nach Richter's eigenem Wort „in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darstellen und ein Werk in's liebe deutsche Haus bringen, welches im Spiegel der Kunst Jedem zeigt, was Jeder einmal erlebte" — ganz wie Springer (Gesch. der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert S. 141 ff.) Richter's künstlerische Weise treffend bezeichnet hat — und geht den Jahreszeiten nach. Das erstere hat zwar eine ganz zwanglose Ordnung, ist aber in seinen einzelnen Gaben auf demselben Boden erwachsen. Zwar fehlt auch hier Wort oder Vers zur Erläuterung des Bildes nicht, allein in den meisten Fällen nimmt es die Stelle eines Motto neben einer ausgeführteren Darstellung ein, es scheint mehr für das Bild beigesetzt zu sein, als daß dieses daraus hervorgegangen wäre, und wenn dies ja der Fall ist, so stellt es sich als ein ganz zufälliger Impuls dar. Georg Wigand, der in seiner begeisterten Freude an Richter's Arbeiten Alles darauf ansah, was Richter daraus machen könnte, theilte ihm wohl in seiner lebendigen Weise Erlebnisse, Motive, Mottos, die ihn ansprachen, mit, und forderte ihn heraus, sie zu benutzen. In Beziehung auf eine solche Mittheilung antwortete einmal Richter: „Wenn Sie mich von dem vielbesprochenen W e i n e n i c h t! dispensiren wollen, wäre mir's lieb, weil ich immer noch nicht im Klaren darüber bin und das Motto doch von der Art ist, als müßte es Gestalt gewinnen. Bis jetzt ist dies Wort noch nicht Fleisch geworden. Aber ich möchte doch Beschlag darauf legen; vielleicht bringe ich es in's Erbauliche." In das Erbauliche ist es nicht gekommen, aber man nehme das köstliche Blatt in der Sammlung F ü r' s H a u s zur Hand,

das die Kinder im Walde bei Schnee und Frost darstellt, mit der Unterschrift: „Weine nur nicht, Helmchen!“ und man wird sehen, wie das Wort Gestalt gewonnen hat. Das ist wohl ein echter Meister, der so den Kindern in's Herz und in's Gesicht geschaut hat, und mit sicherer Hand ein Stück Kinderleben hinwirft, daß man nicht weiß, soll man mitweinen oder soll man lächeln über solchen Schmerz, wie ihn nur ein Kind empfindet. Auch der neue Strauß für's Haus hat in funfzehn Blättern manche schöne neue Blüthe gebracht. „Beiß mal ab, Hänschen“ kann sich auch neben „Weine nur nicht, Helmchen“ sehen lassen, und „Die Schule ist aus“ ist ein prächtiges Stück Kinderleben. Ein vorzügliches Blatt, auch der Ausführung nach, ist die Frau, welche den Kindern gruslìche Geschichten erzählt, und hier gewährt es noch ein besonderes Interesse, damit die Märchenerzählerin im Herbst und in Wolff's Märchen und Sagen zu vergleichen.

Eine reiche Auswahl und in gewisser Hinsicht ein Summarium von Richter's Leistungen für die Illustration durch den Holzschnitt bietet allerdings das Richteralbum in seiner Fülle von reizenden Bildern der mannigfachsten Art aus verschiedenen Zeiten dar, aber wie ist es schon durch die seitdem erschienenen zahlreichen Zeichnungen überflügelt worden. Auch die größeren Werke, welche von Richter ausgegangen sind, oder an denen er sich betheiligt hat, erschöpfen seine künstlerische Thätigkeit bei weitem nicht. Es giebt außerdem eine große Menge einzelner zerstreuter Sachen von Richter, Titelblätter, Vignetten, einzelne Illustrationen zu schon halb oder ganz vergessenen Büchern, auch solchen, die sonst kein besseres Schicksal verdienen. Richter war mit seiner leicht angeregten Production immer auf

jeden Antrieb bereit, eine Zeichnung zu liefern, nicht selten war der unerwartete Impuls der förderlichste, und mit freigebiger Hand hat er seine Arbeiten verstreut. Daher kann er wohl, wie Chodowiecki, zum Sammeln seiner weit zersplitterten kleinen Blätter anreizen, die zum Theil schon zu Seltenheiten geworden sind. Hoffentlich fehlt es nicht an stillen Sammlern, die jetzt, wo es noch Zeit ist, alles zusammenzubringen suchen, was an sich vielleicht unbedeutend, als Blatt eines großen, reichen Bilderbuches Bedeutung gewinnt, das später nicht blos ästhetischen Genuß, sondern auch hohes culturgeschichtliches Interesse gewähren wird, als das Werk eines Mannes, „der eine Naturgeschichte des deutschen Volkes gezeichnet hat, treuer und lebendiger, als es die geistreichste Feder liefern kann."

Denn innerhalb der angedeuteten Sphäre ist Richter in der Darstellung des menschlichen Lebens von einer unerschöpflichen Fülle. Keine Saite des Gemüthes, die er nicht erklingen ließe, kein Verhältniß, das sittliche Bedeutung hat und künstlerischer Darstellung fähig ist, für welches er nicht in den mannichfaltigsten Auffassungen den einfachen und wahren Ausdruck fände. Trauer und Freude, Neigung und Liebe in den verschiedensten Abstufungen — selbst den Kuß darzustellen ist ihm nicht versagt, — fromme Erhebung und ausgelassene Lustigkeit, heiteres Kinderspiel und mühevolle Tagesarbeit: Alles ist mit gleicher Liebe und Treue und herzgewinnender Wahrheit dargestellt. Einzelnes anzuführen ist überflüssig bei dem Reichthum von Bildern, die überall ausgestreut sind, und unter denen jeder Leser und Beschauer seine Lieblinge haben wird. Der unbefangenen Naivetät, welche Richter's Darstellungen auszeichnet, entspricht es, daß er mit besonderer Vorliebe und also auch mit besonderem Glück die Gestalten bildet, welche jeden

Eindruck am unbefangensten und anmuthigsten wiedergeben, jugendliche und weibliche Gestalten. Für die Kinderwelt hat Richter eine Empfänglichkeit, wie man sie fast nur von einer Mutter erwarten sollte, und er wird es nicht müde, sie in allem ihrem Thun und Treiben darzustellen, in ihrem harmlosen Spiel, ihrem possirlichen Ernst und der rührenden Innigkeit, die noch erst ahnen läßt, was in dem kleinen Herzchen alles schlummert und knospet. Auch die Anmuth und Zartheit, wie die Würde der Frauengestalt gelingt Richter unübertrefflich. Was bei ihm zu kurz kommt ist das kräftige Mannesalter, und es läßt sich nicht läugnen, daß er manche Ehe gestiftet hat, in denen der Mann unverhältnißmäßig alt gegen die Frau ist; ja, was ihm bei Frauen kaum begegnet, das kann man, obwohl selten, einigen seiner jungen Männer vorwerfen, daß der Ausdruck ihres Gefühls etwas an Sentimentalität hinstreift; da indeß das Familienglück sichtlich nicht darunter leidet, so mag man es sich gefallen lassen. Mit derselben Unbefangenheit faßt Richter auch das Komische auf, und ein bewußter Humor, der mit sich selbst und auch wohl mit seiner Kunst sein Spiel treibt, ist ihm fremd. Das Hauptobject seiner Laune ist, wie das in Deutschland ja nicht anders sein kann, der Philister. Mit diesem aber steht er — wie wir sahen von früher Jugend an — in der genauesten Bekanntschaft und auf dem allerbesten Fuß, er gönnt es ihm von Herzen, daß ihm in seiner philiströsen Haut so wohl ist, und verkehrt so harmlos mit ihm, daß dieser sich gar nicht vor ihm genirt und mit ihm zu spaßen glaubt, ohne es zu merken, daß jener über ihn spaßt. Darum giebt er auch typische Figuren des Philisters und keine Carricaturen. Ja die Linie, wo der Philister für seine deutschen Landsleute wirklich anfängt poetisch zu werden, hält er mit der

feinsten Beobachtung inne. Daher sind es namentlich auch Bauern und Handwerker, die er in ihrem Thun und Treiben beobachtet und darstellt, weil das komisch Philisterhafte hier auf einem kräftigen Boden von Gesundheit und Tüchtigkeit erwächst und das einfache und wahre Gefühl des Menschlichen überall durchblicken läßt, während die blasirte Philisterei der gelehrten und vornehmen Welt blos langweilig ist. Von der heitersten Laune durchdrungen sind auch die Darstellungen der vagirenden Musikanten, namentlich die Kapelle, der als ein anmuthiges Gegenbild die reizende Kindersymphonie, ein großes lithographirtes Blatt, zur Seite steht. Schade ist es, daß Richter mit dem Thun und Treiben der akademischen Jugend in keine nähere Berührung gekommen ist; er würde dort noch einen reichen Stoff für seine Darstellungen in den verschiedensten Richtungen gefunden haben.

Bei diesen kleinen Compositionen tritt das landschaftliche Element meistens zurück, allein es ist keineswegs beseitigt; vielmehr macht sich Richter's Vertrautheit mit demselben und seine Neigung dafür — neuerdings ist auch unter dem Titel: aus Ludwig Richter's Skizzenbuch ein Heft landschaftlicher Studien und Staffagen, auf Stein übertragen von Wold. Rau, herausgegeben — in den meistens leichten Andeutungen sehr bestimmt geltend. Man kann hier das Umgekehrte behaupten, was von seinen Landschaften gilt: so wie dort die menschliche Gestalt nicht blos zur Staffage benutzt wird, so hier die Landschaft nicht blos zum Einrahmen. Es ist wunderbar, mit wie feinem Sinn und wie sicherer Hand Richter durch wenige Züge den vollen Eindruck der Landschaft hervorzurufen versteht, aus der die Figuren wie hervorgewachsen sind und in der sie erst ihr rechtes, frisches Leben

haben. Eine ganz besondere Rolle spielt dabei auch die Thierwelt, nicht um den herkömmlichen Lückenbüßer abzugeben, sondern mit derselben Empfänglichkeit für das Charakteristische aufgefaßt, wie die Menschen und die Landschaft — es ließe sich eine Physiognomik, ja eine Art von Sittengeschichte, namentlich der Richter'schen Hunde schreiben. Auch die Thiere bilden ein nothwendiges Element des unmittelbar frischen Lebens, welches diese Darstellungen durchdringt, und besonders ist es gar anmuthig, wie sie nicht nur selbständig ihre Rolle klug und bescheiden spielen, sondern zu den reizendsten Motiven auch für die Menschenwelt Veranlassung geben. Uebrigens ist ihm auch die humoristische Thierparodie keineswegs fremd. Vor längerer Zeit hat er Zeichnungen zu Reineke Fuchs entworfen, welche leider im Holzschnitt gänzlich entstellt sind, in den Originalen aber es mit Kaulbach's Bildern, denen sie der Zeit nach vorangehen, sehr wohl aufnehmen können, trotzdem daß sie im Umfang und Apparat ungleich bescheidener auftreten*).

In der Auffassung der Formen bewährt sich wiederum Richter's ursprüngliche Natur, die sich nicht beirren läßt. Die höheren und eigentlich wirksamen Impulse zu seiner Bildung erhielt Richter, wie schon bemerkt, durch die Meister, welche bekanntlich nicht nur überhaupt, sondern ganz besonders in der Behandlung der menschlichen Formen eine ernste und strenge, ja herbe Richtung verfolgten und theils das Großartige nicht

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß Lithographien zu Ortlepp's hochdeutschem Reineke Fuchs nach Zeichnungen von Richter erschienen sind, denen der Verleger eigenmächtig die verkleinerte Lithographie einer damals so eben bekannt gewordenen Kaulbach'schen Composition als einer Richter'schen hinzugefügt hat.

ohne Härte und Straffheit erstrebten, theils den Ausdruck des Geistigen durch das möglichst geringe Maß des Sinnlichen zu erreichen suchten. Dem entsprechend wandte Richter seine Studien, wie in seiner Jugend den Niederländern und Chodowiecki, so später Albrecht Dürer zu, dessen Leben der Maria gar nicht mehr von seinem Tische kam. Allein seine Eigenthümlichkeit wurde dadurch nicht beeinträchtigt, nach wie vor sah er mit seinen eigenen Augen, und stellte dar, was und wie er sah, und es kann wohl als recht bezeichnend gelten, daß nur da, wo das Conventionelle, Richter's Natur an sich Fremde, zur Darstellung kommt, in Gestalt und Gewandung ein Anklang an die strengere Schule bemerkbar wird. Seiner ganzen Natur ist eine frische Sinnlichkeit gemäß, die eine reine Freude hat an allem, was gesund, kräftig und schön, und ebensoweit von dem Puritanismus entfernt ist, welcher die reiche Fülle der Natur zur magern Dürftigkeit herunterkasteien will, als von frivoler Ueppigkeit und Sinnenlust. Einfach und rein, wie Richter's Sinn in Allem, zeigt er sich auch hier, und auch hier ist im Ganzen das Anmuthige und Feine vorherrschend, aber ohne alle Weichlichkeit; und wie scharf und individuell auch seine Charakteristik in Ernst und Scherz ist, so läßt er sich doch nie verführen, ihr zu Gefallen die zarte Linie des Schönen zu verletzen. Für Richter's Formendarstellung sind neben den ausgeführteren Radirungen und Holzschnitten besonders die größeren Zeichnungen zu Musäus interessant, welche je eine Hauptfigur oder Gruppe der einzelnen Märchen darstellen. Diese gehören ohne Frage zu dem Schönsten, was Richter in dieser Gattung gemacht hat; allein man darf ihren Werth nicht nach den etwas stumpfen Lithographien schätzen, sondern die Zeichnungen, welche im Städel'schen Institut in

Frankfurt sind, können allein die richtige Vorstellung von der Grazie und Vollendung dieser Compositionen geben.

Das gilt nun freilich bis zu einem gewissen Grade auch von den Holzschnitten. Richter, der zum großen Theil selbst auf Holz zeichnet, hat sich für diese Compositionen eine einfache aber feine Manier ausgebildet, welche der Technik des Holzschneiders entspricht; daß er dadurch auf die alte deutsche Technik zurückgegangen ist und, wenngleich unbewußt, den unterbrochenen Faden echt volksthümlicher Kunstübung wieder aufgenommen hat, weist Springer (Gesch. der bild. Künste im neunzehnten Jahrh. S. 137 ff.) nach. Der Holzschnitt hat, nicht zum geringsten Theil durch die Aufgaben, welche Richter ihm gestellt hat, eine bedeutende Ausbildung erreicht; unter den tüchtigen Künstlern, welche Richter'sche Zeichnungen in Holz geschnitten haben, ist besonders A. Gaber auszuzeichnen, der Richter am besten wiederzugeben versteht. Den Mißbrauch aber, den Holzschnitt zu einer Ausführung und zu Tonwirkungen hinaufzuschrauben, wo er, in das Gebiet des Kupferstichs scheinbar gehoben, seine eigenthümlichen Vorzüge verliert, hat Richter nie gebilligt noch begünstigt. Was auch in größeren Blättern sich leisten läßt, zeigte zuerst namentlich die Sammlung „Beschauliches und Erbauliches“, in welcher umfassendere Compositionen in der entsprechendsten Weise ausgeführt sind; unter diesen z. B. die badenden Kinder, ein Juwel reizender Anmuth und auch in der technischen Ausführung wohlgelungen. Später sind, wie schon bemerkt, andere Sammlungen gefolgt, welche auch höher gespannten Anforderungen an die Technik genügen können. Allein wer die Handzeichnungen des Meisters gesehen hat, denen eine eigenthümliche leichte Anwendung von Farbe ein charakteristisches

Ansehn giebt, der hat sich auch überzeugen müssen, daß selbst der beste Holzschnitt von der Anmuth und Feinheit des künstlerischen Gefühls, welches sich in jenen ausspricht, nur eine entfernte Ahnung giebt.

Zu den anziehendsten Zeichnungen gehört eine von Richter für S. Hirzel im Jahr 1856 ausgeführte größere Aquarelle von besonderem Reiz und größter Anmuth. Der von diesem Goethefreund mehrmals geäußerte Wunsch, die Worte aus Goethe's Geschwistern

> „Mir ist's eine wunderliche Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages Alles theils zur Ruhe ist, theils danach eilt und man nur noch die Emsigkeit des kleineren Gewerbes in Bewegung sieht. Ich hatte meine Freude an einer alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase beim Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern ab- und zuschnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte“

von Richter's Hand illustrirt zu sehen, scheint den Künstler zu einem besonders liebevollen Eingehen auf diese Aufgabe veranlaßt zu haben. Die Käsefrau, aus deren gutmüthigem alten Gesicht Gerechtigkeit und Genauigkeit gleichmäßig sprechen, und das um ihre Bude versammelte große und kleine Publikum mit seinen getheilten Interessen entfalten ein durch feine psychologische Züge individualisirtes Leben in den reinsten, anmuthigsten Formen, und die bescheidene Färbung breitet einen abendlichen Duft über das Ganze aus. Man freut sich zu sehen, wie das Wort des Dichters in der verwandten Seele des Künstlers neues Leben gewonnen hat. Ein Holzschnitt nach einer erneuten Bearbeitung dieser Zeichnung ist in dem neuen Strauß für das Haus erschienen; und wer die Zeichnung nicht

kennt, wird an dem lebendigen Bilde seine große Freude haben. Allein wie sticht der Holzschnitt gegen die Zartheit und Feinheit der Aquarelle ab! Und hier ist es nicht blos der fehlende Reiz harmonischer Farbenwirkung, die nur durch die Hand des Meisters zu erreichende Klarheit und Schönheit der Form, die unnachahmliche Feinheit in der Nuancirung des Ausdrucks, welche dem Holzschnitt abgehen muß; es sind auch Aenderungen des Künstlers, welche dem Bilde, wiewohl es etwas reicher ausgestattet erscheint, nicht zum Vortheil gereicht haben. Es ist interessant zu vergleichen, wie wenig und kaum in Worten genau Anzugebendes dazu gehört hat, um die Figuren der alten Käsefrau und des Lastträgers, der seine Pfeife anbrennt, welche auf der Zeichnung einen so sprechenden Ausdruck individueller Persönlichkeit haben, daß man an ihnen ein gemüthliches Interesse nimmt, zu einer gewissen Allgemeingültigkeit herabzusetzen. Man ist unzufrieden mit dem Mann, der sich eingedrängt hat und dadurch die reizende Figur der jungen Mutter, welche mit Recht als die Hauptperson erschien, zu einer Passivität gebracht hat, welche dem ganzen Bilde den lebendigen Mittelpunkt genommen hat. Dadurch sind denn auch die beiden daneben stehenden Figuren des neugierig begehrlichen Jungen und des achtsam ihr Geld zählenden Mädchens von ihrem Platz verdrängt; namentlich das letztere hat durch eine geringe Veränderung der Handbewegungen, die auf den ganzen Körper zurückwirkt, gar sehr von ihrer lebendigen Anmuth verloren. Vor Allem aber ist es schade um die überaus reizende Gestalt des kleinen Mädchens, die mit einer leisen Bewegung des Kopfes auf die Bettelkinder neben ihr hinsieht, welche jetzt vor einem etwas protzigen Jungen zurückgetreten ist, der nicht entfernt den Zauber dieser lieblichen Gestalt ersetzen kann. Ja sogar

der Hund zeigt mehr von einer treuen Hundeseele auf der Aquarellzeichnung, und die Katze, welche auf ihren Fang am Wasser lauert, wird man ungern vermissen. Die Zeichnung giebt uns die warme poetische Stimmung der Goethe'schen Geschwister in der schönsten Form wieder; der Holzschnitt ist ein charakteristisches Genrebild einer kleinen Stadt, aber Goethe's Wilhelm ist nicht dabei.

Neuerdings ist auch die Photographie verwandt, um Richter'sche Handzeichnungen in ihrem ursprünglichen frischen Reiz auch dem Publikum allgemein zugänglich zu machen. Für das „photographische Richteralbum" ist ein zu kleines Format gewählt, aber die „Handzeichnungen" in Photographie von F. und O Brockmann sind würdig ausgestattet. Drei Hefte haben bis jetzt neun schöne Blätter gebracht, mit Ausnahme einer Landschaft „im Sabinergebirg" und einer bereits im Stahlstich veröffentlichten Zeichnung mit dem Motto „Der Herr segne deinen Ausgang und Eingang", bisher unbekannte Zeichnungen Richter's aus den letzten Jahren, die den erfreulichen Beweis liefern, daß der Künstler, wenn er auch seine Arbeitszeit einschränken muß, noch immer aus dem unerschöpflichen Quell der Wahrheit und Schönheit schöpft. Im Korn und im Walde mit dem schönen Gegensatz von Licht und Dunkel in Färbung und Stimmung, die Kartoffelernte und die Heimkehr sind echte Kinder der Richterschen Poesie und den besten Erzeugnissen früherer Zeit ebenbürtig.

Eine reiche Sammlung von Handzeichnungen Richter's hat seit einer Reihe von Jahren Herr Ed. Cichorius in Leipzig mit der bewußten Absicht zusammengebracht, durch dieselbe einen vollständigen Ueberblick des künstlerischen Entwick-

lungsganges vor Augen zu legen, welchen der Meister genommen hat.

Sie enthält aus früherer Zeit, ehe sich der Künstler der Illustration zuwandte, eine Anzahl landschaftlicher und Figuren-Studien, welche während Richter's Aufenthalt in Italien entstanden sind, ferner deutsche landschaftliche Studienblätter, vornehmlich aus Sachsen, Böhmen und Franken, endlich eine kleine Anzahl selbstständiger Compositionen, landschaftliche Darstellungen mit vorwiegender Betonung der Figuren, theils in ausgeführten Aquarellen und Sepiazeichnungen, theils in eigenhändigen Bausen.

Ungleich größer ist natürlich die Zahl der Zeichnungen, welche zur Vervielfältigung bestimmt waren. Unter ihnen sind namentlich die Blätter aus der frühesten Zeit dieser Periode besonders werthvoll und oft von großem Liebreiz, während die damals noch wenig entwickelte Technik des Holzschnittes den ursprünglichen Gedanken oft geradezu verunstaltet hat. Dies gilt namentlich von den Zeichnungen zu den Volksbüchern, von denen eine Anzahl, zu Reineke Fuchs, welche bis auf ein Blatt vollständig vorhanden sind, sowie zu Duller's deutscher Geschichte. Von den Zeichnungen zu dem malerischen und romantischen Deutschland sind sowohl Bleistiftskizzen nach der Natur gemacht, als die zum Stich bestimmten nach jenen ausgeführten Sepiazeichnungen (von letzteren etwa fünfzig, die Hälfte der ganzen Folge) vorhanden. Von da an sind beinahe alle Werke, die der Meister illustrirte, sowie die gesammelten selbstständigen Darstellungen durch eine oder mehrere Zeichnungen vertreten bis herab auf die neueste Zeit, oft in mannigfachen, unter einander sehr abweichenden Entwürfen, bis zur endlichen Fixirung des künst-

lerischen Gedankens in einem schönen sauber ausgeführten Blatt.

Endlich schließt sich noch eine Anzahl Compositionen in ausgeführten Blättern an, die entweder gar nicht vervielfältigt sind oder die weitere Verarbeitung eines bereits zur Illustration verwandten Gedankens in größerer räumlicher Ausdehnung enthalten.

Es kann wohl scheinen, als wenn eine solche Sammlung Richter'scher Handzeichnungen sich mehr für eine Privatsammlung als für ein öffentliches Museum schickte. Ihr Umfang wie ihr Inhalt und die künstlerische Auffassung verlangt ein ungestörtes Eingehen Einzelner. Richter schrieb einmal: „Mir ist's immer, als könnte man meine Blättchen nur allein oder zu zweien in recht stillen Stunden betrachten. Sie fallen, wie man zu sagen pflegt, nicht in die Augen. Wenn ein Reiz darin ist, so liegt er mehr in der Idee und in der einfachen knappen Form, in welcher sie ausgesprochen ist." Man wird dem kunstsinnigen Besitzer seinen wohlerworbenen Schatz und die echte Freude, welche er an demselben hat, herzlich gönnen. Indessen darf doch nicht zurückgehalten werden, welche Bedeutung für die Kunstgeschichte eine Sammlung hat, die den ganzen künstlerischen Lebenslauf Richter's von seiner Hand gezeichnet darlegt, und daß dieses Interesse über unsere Generation hinaus weiter reicht, als die Befriedigung des einsichtigen und eifrigen Kunstfreundes.

Goethe's Jugend in Leipzig.

Rede, bei der Feier des Goethe-Jubiläums am 28. August 1849 in der akademischen Aula in Leipzig gehalten, gedruckt in „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" (Leipzig, 1849).

Beim Anschauen des Olympischen Zeus vergaß der Grieche in stiller Bewunderung Leid und Kummer, gebannt unter den Zauber göttlicher Majestät fand er Frieden und Kraft, und ging mit dem stolzen Gefühl, ein Grieche zu sein, von dannen. Der heutige Tag giebt dem Deutschen ein ähnliches Gefühl. Heute ist es ihm vergönnt, selbst die schwerste Sorge, die Sorge um das Vaterland, den tiefsten Kummer über vereitelte Hoffnungen und Bestrebungen im Andenken an den großen Mann zurückzudrängen, der dem ganzen Vaterlande angehört, um auszusprechen, worin wir alle einig und frei sind, unsere Bewunderung und Verehrung gegen Goethe. Dankbarkeit und Anhänglichkeit auszudrücken, bedarf es keiner besonderen Berechtigung, Goethe's Andenken zu feiern ist jeder berufen, der an deutscher Bildung Theil hat; für uns aber ist es eine mahnende Pflicht, das Bild des Dichters, der uns persönlich nahe angehört hat, mit einem Kranze der Erinnerung zu schmücken.

In Leipzig hat Goethe seine Studien begonnen, drei Jahre hindurch hat er unserer Universität angehört, ist hier durch den Verkehr mit Künstlern und Kunstfreunden angeregt und gebildet worden, Freundschaft und Liebe haben ihn hier mannigfach gefesselt, hier hat er die unruhvoll bewegte Zeit der ersten Selbständigkeit durchlebt — wahrlich kein unbedeutender Theil seines Lebens gehört uns an. Wir dürfen ihn selbst zum

Zeugen seiner Anhänglichkeit an Leipzig nehmen, dessen Erinnerung ihm stets theuer und bedeutend war. „Wer kein Leipzig gesehen hat," schrieb er seinem Freunde Breitkopf nach der Heimkehr in Frankfurt, „der könnte hier recht wohl sein," in einer Stadt, „die zu sehr Antithese von Leipzig ist, um viel Annehmlichkeit für ihn zu haben." „Sie haben Recht, meine Freundin, daß ich jetzt für das gestraft werde, was ich gegen Leipzig gesündigt habe," heißt es in einem anderen Briefe; „mein jetziger Aufenthalt ist so unangenehm als mein Leipziger angenehm hätte sein können, wenn gewissen Leuten gelegen gewesen wäre, mir ihn angenehm zu machen." So urtheilte nicht nur der von dem Scheiden aus lieben und gewohnten Verhältnissen schmerzlich ergriffene Jüngling, der „draußen im Reich, in der Frankfurter Hungersnoth des guten Geschmacks" die feinere, namentlich literarische Bildung, den freien ungezwungenen Verkehr, besonders mit Frauen, wodurch Leipzig sich auszeichnete, gar sehr vermißte. Als später Goethe von Weimar aus in wiederholten Besuchen seine persönlichen Beziehungen zu Leipzig erneuete, schrieb er (December 1782) an Frau von Stein: „Seit 69, da ich von hier wegging, bin ich nie über ein paar Tage hier gewesen, auch habe ich nur meine alten Bekannten besucht und Leipzig war mir immer so eng wie jene ersten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf meine neue Weise bekannt und es ist mir eine neue kleine Welt. — Ich wünschte, mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können, denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort, kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an und jeder produzirt sein kleines Original, es sei nun

verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann. Er muß sich nur im Allgemeinen halten, und keinen Antheil an ihren Leidenschaften, Händeln, Vorliebe und Abscheu nehmen. Es leben hier einige Personen im Stillen, die, wenn ich so sagen darf, vom Schicksal in Pension gesetzt worden sind, von denen ich großen Vortheil ziehen würde, wenn es mir die Zeit erlaubte. Von dem allgemeinen Betragen gegen mich kann ich sehr zufrieden sein. Sie bezeigen mir den besten Willen und die größte Achtung, dagegen bin ich auch freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen Jedermann." Und so ist Goethe nicht nur mit den in jenen Studienjahren ihm bekannt und vertraut gewordenen Personen in Verkehr geblieben, bis in die letzte Zeit haben Leipzigs bedeutende Männer — ich darf nur Gottfried Hermann, Friedrich Rochlitz, Blümner nennen — ihm nahe gestanden. Freilich erging das Strafgericht der Xenien auch über Leipzig, und er fand auch wohl gelegentlich, daß bei Anwesenheit der Catalani sich die Leipziger absurd benahmen, und meinte, „es thäte Noth, daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche bei Gelegenheit vergleichen und eine der andern unterordnen könnten*)." Allein nicht lange vorher war er eifrig bemüht, die von Quandt hier aufgefundenen altdeutschen Gemälde, welche jetzt unser städtisches Museum schmücken, ihrem wahren Werth nach in weiteren Kreisen

*) Briefe an Zelter II. S. 306. (28. Aug. 1816.)

bekannt zu machen*). Ueberhaupt fühlt man leicht in so manchen kleinen Zügen die Theilnahme und Freude, mit welcher Goethe die Erinnerung an seinen Leipziger Aufenthalt wieder auffrischt und auf alles überträgt, was Leipzig angeht.

Bei einer Feier, welche seinem hundertjährigen Geburtsfest gilt, werden wir vor allem uns Goethe in Leipzig vergegenwärtigen wollen. Dies Bild zeigt uns zwar nicht den Mann in seiner vollendeten Kraft, nicht den Dichterfürsten im vollen Glanze seines Ruhmes, sondern den strebenden Jüngling, der die ersten Schritte auf seiner langen Siegesbahn beginnt, allein es zeigt uns schon den ganzen Goethe. Was uns bei der Betrachtung Goethe's mehr als alles andere mit Staunen erfüllt, das ist die wunderbare Einheit und Kraft seiner Natur, welche ihn jede Stufe menschlicher Entwickelung so ganz voll und rein durchleben und darstellen ließ. Wer nicht beim Greise das rasche Feuer der Jugend, beim Jüngling die erfahrene Weisheit des Alters erwartet, vom Manne nicht stürmischen Uebermuth, vom Jüngling nicht besonnene Sicherheit fordert, wer unbefangen die Schranken erwägt, welche der menschlichen Natur in ihrer Ausbildung gesetzt sind: dem wird Goethe von der Jugend bis ins hohe Greisenalter als ein Typus naturgemäßer Entfaltung einer großen und reichen Menschennatur erscheinen. Wäre zu unserer Zeit im Volke noch die dichterische Kraft schöpferisch lebendig, gewiß wäre Goethe durch die Sage zu einem Bilde des deutschen Geistes in seinen edelsten Richtungen verklärt worden: jetzt hat der Dichter selbst uns mit seltener Unbefangenheit und Klarheit sein eigenes Abbild entworfen. Hätte der Redner

*) Morgenblatt 1815 Nr. 69 (März).

die Aufgabe, mit Goethe's Meisterwerk einen Wettkampf einzugehen, wer möchte sie übernehmen? Allein vergessen wir nicht, daß der reife Mann seine Jugend schilderte, auf deren Streben und Irren er mit Gelassenheit zurücksah, und daß diese Schilderung den Stempel einer Ruhe trägt, nach welcher jene Zeit vergebens rang. Versuchen wir daher, aus den leider nur spärlichen Nachrichten, welche uns aus jener Zeit in unmittelbarer mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung grade hier zu Gebote stehen, uns eine anschauliche Vorstellung von den Personen und Verhältnissen zu bilden, unter denen Goethe hier gelebt hat, und welchen Einfluß sie auf ihn gewonnen haben. Auch das unbedeutendere, das für ihn selbst später das Interesse verloren haben mochte, wird in diesem Zusammenhang einige Aufmerksamkeit verdienen.

Im Herbste des Jahres 1765 reiste Goethe, nicht lange erst 16 Jahr alt geworden, in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer, der sich auf die Messe begab, und seiner Frau nach Leipzig. In jener Zeit wurde für die Kaufleute, welche zur Messe reisten, in den Kirchen gebetet; auch Goethe kam nicht ohne Unfall davon: bei Auerstädt wurde der Wagen umgeworfen, und Goethe strengte sich bei dem Aufrichten desselben übermäßig an, so daß er später noch die Folgen spürte. Hier angekommen miethete er sich in der Feuerkugel am Neumarkt zwei artige Zimmer, die in den Hof sahen, und wurde am 19. October von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der bayrischen Nation inscribirt *). So sah

*) Bis in die neueste Zeit gehörten alle Mitglieder der Universität, Docenten wie Studenten, einer der vier bei der Stiftung bestimmten Nationen an, der meißnischen, sächsischen, bayrischen oder polnischen. Als Frankfurter wurde Goethe der bayrischen zugeschrieben.

er sich denn in der glücklichen Unruhe des jungen Studenten, der zum ersten Mal der Aufsicht des väterlichen Hauses entledigt den festen Vorsatz hat, seine Freiheit und Selbständigkeit, die ihm doch mitunter noch unbequem ist, zu genießen, voll Zuversicht, daß ihm die Welt gehöre, wenn er sie gleich noch nicht zu gewinnen weiß, voll Vertrauen auf seine Zeit und sein Geld, die ihm unerschöpflich dünken, voll guten Willens, sich auf das Leben vorzubereiten, das er noch nicht kennt. Ein Versuch, eine Enttäuschung folgt der anderen, kein Streben wird befriedigt, Genuß und Entsagung, Arbeit und Zerstreuung verdrängen einander, Leidenschaft stürmt auf Leidenschaft: so zieht das mächtig eindringende Leben tiefe, schmerzliche Furchen in das jugendliche Gemüth, welches frisch und voll die Eindrücke desselben in sich aufnimmt, daß es, zu männlicher Kraft erstarkt, seine Früchte bringe. Goethe giebt uns während der ganzen Zeit seines hiesigen Aufenthalts das Bild dieses unruhvollen Drängens und Treibens, das sich weder seines Ziels noch seiner Kräfte klar bewußt ist, mit um so größerer Hast bald dies, bald das entgegengesetzte ergreift, um schnell enttäuscht zu ermatten. Er war in seinen Beschäftigungen unstät, schwankend, nie mit sich zufrieden; aber so entschieden war die Richtung seiner Natur, so stark das innerste Bedürfniß seiner Seele, daß er sich immer wieder auf die künstlerische Production hingeführt sah. Nicht minder wechselnd war seine Stimmung, bald ausgelassen lustig, bald selbstquälerisch verstimmt, bald übermüthig und neckisch, bald weich und theilnehmend, aber stets offenbarte sich die Ueberlegenheit einer tiefen und großen Natur, welche seine Umgebung, wie er sie auch verletzen und quälen mochte, immer wieder versöhnte und beherrschte.

Goethe befand sich, da er die Universität bezog, in einem eigenthümlichen Zwiespalt. Sein Vater sah zwar seine dichterischen und künstlerischen Beschäftigungen als einen wohlanständigen Zeitvertreib in Mußestunden mit Wohlgefallen und beförderte selbst, daß er sie gründlich trieb; als Hauptstudium aber hatte er für ihn die Jurisprudenz bestimmt und ihn selbst auf dieselbe vorbereitet. Der Sohn fühlte sich von der Rechtswissenschaft in keiner Weise angezogen; sich allein zum Dichter auszubilden kam ihm freilich nicht in den Sinn, seine Neigung führte ihn vielmehr zu gründlicher Erforschung des Alterthums, und deshalb hatte er nach Göttingen zu gehen und in Heyne's und Michaelis Schule sich zu begeben gewünscht. Allein der Vater bestand auf Leipzig. Ihm, dem strengen, pedantisch abgemessenen Mann, von seinem Vorhaben zu sagen wagte Goethe nicht; der erste Gebrauch, den er von seiner akademischen Freiheit machen wollte, sollte der sein, sich von der Jurisprudenz förmlich und feierlich loszusagen und dem Studium der Alten und der Kunst hinzugeben. Offen und ehrlich theilte er dem Hofrath Böhme, an welchen er empfohlen war, seinen Entschluß mit; allein den ernsten Auseinandersetzungen desselben und mehr noch den wohlwollenden Vorstellungen seiner Gattin gelang es bald, ihn von demselben zurückzubringen. Aber der nun gefaßte Entschluß, der Jurisprudenz treu zu bleiben, scheint nicht viel fester gewesen zu sein. Zwar besuchte er anfangs juristische und philosophische Vorlesungen, schrieb auch mit großer Selbstüberwindung eifrig nach, wenn er nicht etwa zur Erholung vorzog, den Rand seines Heftes mit Caricaturen zu illustriren, allein gegen Fastnacht geriethen die Collegien in einen gefährlichen Conflict mit den köstlichen Pfannkuchen, welche am Thomaskirchhof gebacken wurden — es ist

dann von ihnen nicht viel mehr die Rede. Auch die grammatisch-kritische Richtung der sächsischen Philologie scheint ihn nicht angezogen zu haben; bei Ernesti hörte er über Cicero's Redner, aber der berühmte Philosoph entsprach den gehegten Erwartungen nicht, und auf die Richtung seiner Studien gewann er keinen Einfluß.

Der eigentliche Mittelpunkt und Kern derselben blieb das, wozu er berufen war, seine Ausbildung zum Dichter; was er sonst auch thun und treiben mochte, diente immer seinen dichterischen Bestrebungen zur Grundlage und führte ihn unvermerkt zu ihnen zurück. Leipzig hatte in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Literatur eine eigenthümliche und bedeutende Stellung eingenommen. Freilich konnte es dieselbe zu der Zeit, als Goethe hinkam, in Wahrheit nicht mehr behaupten, allein die Männer, deren Namen in aller Munde waren, lebten zum großen Theil noch, ihr Ruhm warf noch einen herbstlichen Schimmer auf ihre Umgebung, welche fortfuhr, Ansprüche auf Verdienste zu begründen, von denen man nicht einsah, daß sie schon vergangen waren. Es ist in der That eine merkwürdige Schickung, daß der jugendliche Goethe hier in Leipzig noch persönlich den Eindruck jener Art zu dichten erhielt, von welcher er uns vollständig frei machen sollte.

Gottsched, der durch das, was er selbst anregte und leistete, wie durch die Polemik, welche er gegen seinen Schulzwang hervorrief, großen Einfluß geübt hatte, war noch am Leben, aber ohne Bedeutung, nur mehr eine Curiosität. „Gottscheden habe ich noch nicht gesehen," ist eine der ersten Nachrichten, welche Goethe seinem Freunde Riese mittheilt, aber

schon nach wenigen Tagen schrieb er ihm: „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um," nachdem er eine poetische Beschreibung von ihm entworfen:

„Gottsched, ein Mann so groß als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philister gebohren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schue" *).

So geht es eine Weile fort und lautet dann zum Schlusse:

„Ich sah den großen Mann auf dem Catedder stehn,
Ich hörte was er sprach und muß es Dir gestehn,
Es ist sein Fürtrag gut und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich dem Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht."

Das war der erste Eindruck; die komische Situation, in welcher er ihn bei einem späteren Besuche fand, wie er mit der einen Hand sich die Perrücke aufsetzte, mit der andern dem Bedienten eine furchtbare Ohrfeige versetzte, ist Jedem bekannt

*) Werke 25 S. 73 in der Beschreibung von Mantegna's Triumphzug Julius Cäsar's. „Im zweiten Gliede zeichnet sich eine alte, kolossale, behaglich dicke, kräftige Statur aus, die hinter alle dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten; höchst behaglich hält er die Hände auf Brust und Bauch und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen habe ich Niemand gesehen, der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottsched; dieser würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung ebenso einhergeschritten sein: er sieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt gleich."

Von Einfluß konnte um so weniger die Rede sein, da Gottsched schon im Jahre 1766 starb.

Von den Schriftstellern einer jüngeren Generation, welche Gottsched nicht sowohl durch Polemik als durch ihre Leistungen überwunden hatten und einen Fortschritt in der deutschen Literatur bezeichnen, waren Gellert und Chr. Fel. Weiße damals vor allen angesehen. Den wohlwollenden, liebenswürdigen Weiße, der als Bühnendichter wie als Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften in voller Thätigkeit war, lernte er in persönlichem Umgange kennen und bewies ihm eine dauernde Anhänglichkeit; im Jahre 1801 noch läßt er sich durch Rochlitz dem verehrten Greise empfehlen. Gellert war als Mensch und Schriftsteller Gegenstand einer allgemeinen, an's Schwärmerische grenzenden Verehrung; die Einfachheit und Aufrichtigkeit seines Wesens, die Herzlichkeit seiner Theilnahme, selbst seine Kränklichkeit machten auch auf die Jugend einen tiefen Eindruck, so daß die weinerliche Weichheit seines Vortrags und sein Moralisiren weder ihre Abneigung noch ihren Muthwillen erregte. Auch Goethe finden wir als einen eifrigen Zuhörer Gellert's, der bemüht ist, aus seinen Vorlesungen wie aus seinen stilistischen Uebungen allen Nutzen zu ziehen, und sich es angelegen sein läßt, die kaum erworbene Weisheit in seinen Briefen seiner Schwester mitzutheilen. Allein ein nachhaltiger Einfluß zeigt sich, wie zu erwarten, auch hier nicht, Lehrer und Schüler waren zu verschiedener Natur *). Gellert mußte sich für den Einzelnen schwer

*) In den Frankf. gel. Anz. 1772, Nr. XV. (Werke 26, S. 8) sagt Goethe über Gellert: „Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung

zugänglich machen, eine persönliche, unmittelbare Einwirkung war nicht möglich; Ermahnungen zum fleißigen Kirchenbesuch bildeten den Hauptinhalt solcher Privatunterhaltung, für Goethe unbequem und drückend, der sich die akademische Freiheit durch kirchlichen Zwang nicht verkümmern wollte, und damals im Gegensatz gegen frühere und spätere Richtungen allen theologischen Studien entsagt hatte. In den Stilübungen zog Goethe Gellert's besondere Aufmerksamkeit nicht auf sich, er verbesserte seine Aufsätze wie alle anderen, ohne sie auszuzeichnen. Sie zogen ihn nicht an, was uns sehr begreiflich erscheint, wenn wir die geringen Bruchstücke dieser meist in Briefform geschriebenen Aufsätze betrachten, die uns zufällig erhalten sind*). Sie zeigen eine Freiheit und Leidenschaft in Auffassung und Form, welche Gellert nicht wohl gefallen konnte, uns aber beweisen, daß Goethe auch in diesen Schulübungen nur das, was er wirklich erlebte, künstlerisch zu gestalten suchte.

Neben Gellert, den seine Kränklichkeit sehr beschränkte, war in ähnlicher Weise Clodius durch Vorlesungen und Uebungen wirksam, die Goethe ebenfalls besuchte. Das An-

strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens, die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle alles Andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen."

*) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 20 ff.

sehen dieses, auch als Dichter thätigen und bekannten Mannes war aber nicht wie bei Gellert in einer aufrichtigen Pietät fest begründet; die Schüler, welche sich mit Eifer selbst in der Dichtkunst versuchten, waren keineswegs geneigt, sich seinem Urtheil unbedingt zu unterwerfen, sie fanden bald seine Schwächen und die Kunstgriffe seiner poetischen Technik heraus. Dazu kam, daß er durch das Auffallende seiner äußeren Erscheinung ihren Spott reizte, zu dessen Zielscheibe sie ihn häufig machten. So machte Goethe einst im Kuchengarten in harmloser Laune das Gedicht auf den Kuchenbäcker Händel, in welchem alle pomphaften Prachtwörter, welche Clodius zu gebrauchen pflegte, parodisch angebracht waren:

„O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.
Des Kaffees Ocean, der sich von dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Catacombe.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermag Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Als es mit einer boshaften Anwendung, welche Horn demselben auf Clodius und dessen Schauspiel Medon gegeben

hatte, bekannt und später sogar gedruckt wurde*), erregte es allgemein großes Aufsehen und Mißbilligung. Auch Goethe war sehr unzufrieden darüber, indeß urtheilte Clodius selbst über

*) Ich theile hier das durch Horn abgeänderte Gedicht mit, wie es Christ. Heinrich Schmid in der Vorrede zu J. C. Rost's vermischten Gedichten (1769) hat abdrucken lassen:

„O Händel! dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt,
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ocean, der sich von dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der von dem Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechselnd sanft in Moden,
Ihr Tribunal verbannt hin zu den Antipoden,
In trauriges Exil, den Kopf leer von Verstand,
Der kein Elysium in deinem Garten fand.
Dein Haus ist ein Trophä von Spolien unsrer Beutel,
Strahlt gleich kein Diadem dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu deinem Ruhm sich gleich kein Monument:
Auch ohne Purpur ehrt dich dennoch der Student —
Glänzt deine Urn' dereinst in majestätischem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe;
Wann dann ein Autor dich uns im Cothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär es dem Marmor gleich, so darfst du uns erscheinen,
Wie M e d o n uns erschien und Myriaden weinen.
Doch leb'! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch, wie der Olymp, wie der Hymettus fest;
Kein Phalanx Griechenlands, nicht Römische Balisten
Vermögen je dein Glück, o Händel, zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Wohl, dein Leiden unser Schmerz
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Das Gedicht muß sich lange im Munde der Leute erhalten haben. In dem 1781 erschienenen „Spaziergang im Kuchengarten" S. 29 wird Herr Händel angeredet: „O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden steigt" u. s. w.

die Sache und Goethe's Benehmen bald billig; Goethe läßt in seinen Briefen stets Grüße an ihn ausrichten*).

Man sieht klar, daß die Universität durch die Persönlichkeit ihrer Lehrer auf Goethe keinen bestimmenden Einfluß ausüben konnte. Jene einst leuchtenden Sterne waren im Verbleichen, Klopstock hatte schon auf Goethe als Knaben einen mächtigen Eindruck gemacht, Wieland wurde von dem Jüngling mit Bewunderung gelesen, und vor allem Lessing, selbst in Leipzig gebildet, hatte den Weg bereits betreten, auf dem ihm Goethe nachfolgen sollte. Seine Minna von Barnhelm (1763) „stieg wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weißischen Wasserfluth, um eine kreißende Göttin gnädig aufzunehmen": kein Werk hatte einen ähnlichen Eindruck auf Goethe gemacht. In welchem Grade man dasselbe verehrte, wie man sich in dem Kreise, in welchem Goethe verkehrte, in dasselbe hineingelebt hatte, das lehren uns kleine Züge noch anschaulich. „Konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben?" heißt es in einem Briefe an seine geliebteste Freun-

*) „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen," schreibt Goethe an Friederike Oeser 13. Februar 1769. Professor Clodius, der Sohn, glaubte nach dem Erscheinen von Dichtung und Wahrheit die Ehre seines Vaters durch einen Aufsatz (Zeitg. f. d. eleg. Welt 1812 Nr. 259 f.) retten zu müssen, in welchem er über der Pietät gegen seinen Vater die gegen den großen Mann vergessen zu haben scheint. Zelter schreibt darüber (Briefw. II, S. 70 f.): „Clodius-Kind in Leipzig hat geweint und auch ein bischen gepocht, daß sein seliger Vater vom Himmel herab nicht mehr gelten soll als bei seinem Leben. Aber selbst solche haben darüber gelacht, die im Herzen wohl gewünscht hätten, daß es zu etwas gekommen wäre."

din, und später: „Sie wissen, was mich unzufrieden, launisch und verdrießlich machte. Das Dach war gut, aber die Betten hätten besser sein können, sagt Franziska." Man hatte sich in einem freundschaftlichen Kreise an die Aufführung dieses Lustspiels gewagt und später noch nannte man sich unter einander mit den Namen der Rollen. „Was macht unsere Franziska?" fragt er, und erkundigt sich, ob sie, nachdem ihr Wachtmeister fort sei, sich nun mit Just vertrage. Minna von Barnhelm erfüllte ihn ganz als ein Werk, das ihn aufmerksam machte, „daß noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte," und ihn ermuthigte, da es lehrte, wie er es zu erreichen habe. Aber es war das einzige Werk seiner Art *).

Im Allgemeinen fand sich Goethe durch die Leistungen der Gegenwart wie durch den Verkehr, in welchen er in Leipzig eintrat, nicht sowohl angeregt und gefördert als verwirrt und unsicher gemacht. Er war an mehrere angesehene und gebildete Familien empfohlen und bei ihnen eingeführt. Die lebhafte literarische Production, deren Mittelpunkt Leipzig seit geraumer Zeit war, hatte auch in weiteren Kreisen größere Theilnahme für die Literatur hervorgerufen, welche durch Kenntniß und allgemeine Bildung unterstützt, ein gewisses Verständniß derselben, eine Fertigkeit im Urtheilen darüber verbreitet hatte. Allein diese Kritik, welche man zur Unterhaltung zu üben pflegte, und die höchstens dahin gelangte, das Mittelmäßige mittelmäßig zu finden, war mehr abstumpfend als fördernd; sie nahm dem Jüngling seinen Glauben und seine Verehrung, er fühlte sehn-

*) Eckermann, Gespräche II. S. 328, vgl. I. S. 340. Riemer, Mittheilungen II. S. 663 f.

lichst das Bedürfniß nach Unterstützung in seinen Bestrebungen durch Beispiel, durch productive Anregung — sie gab ihm Steine statt Brod. Die natürliche Folge war Mißmuth, Unsicherheit, Unzufriedenheit mit andern und mit sich — eines Tages verbrannte er alles, was er bis dahin versucht und entworfen hatte.

Nicht blos in einer Hinsicht sollte er diese Erfahrung machen. Als er kaum erst nach Leipzig gekommen war, da lebte er

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen."

Aber als er in die feine Welt eingeführt wurde, empfand er bald, daß das „klein Paris, das seine Leute bildet," Ansprüche an ihn machte, die ihm lästig genug waren*). Weder seine Kleidung noch sein Benehmen hatte den rechten Zuschnitt, seine Frankfurter Aussprache und die kurze kernige Ausdrucksweise, welche er sich zu eigen gemacht, war nicht das reine Wasser des echten meißner Deutsch, und nicht alle suchten ihn so milde und freundlich zuzustutzen, wie die liebenswürdige Hofräthin Böhme, von der er sogar Kartenspielen lernen mußte. Auch mit seinen Ansichten und Gefühlen sah er sich überall fremd. Seine Begeisterung für Friedrich den Großen fand begreiflicher Weise keinen Widerhall, auch hier wußte man ihm seine

*) „Paris im kleinen" wird Leipzig schon 1768 genannt. S. Leipzig nach der Moral beschrieben von Baron von Ehrenhausen. 1. Stück Seite 7.

Bewunderung zu zerstückeln. Die Unbehaglichkeit dieser Schulmeisterei, des Zwanges, den er sich überall anthun sollte, ertrug er nicht lange. So wie er die Vorlesungen fallen ließ, zog er sich allmälich, besonders nach dem Tode der Hofräthin Böhme, auch aus diesem geselligen Verkehr zurück, der ihn, so vergnügt er auch übrigens war, dennoch allen Mangel eines gesellschaftlichen Lebens fühlen ließ, wie es seine Jugend befriedigen konnte. „Ich seufze nach meinen Freunden und meinem Mädgen,"*) schreibt er an Riese (28. April 1766) „und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber."

Aber schon im zweiten Semester änderte sich dies und Goethe trat in einen ganz anderen Kreis ein. Johann Adam Horn, mit dem er schon in Frankfurt nahe befreundet war, kam ebenfalls nach Leipzig, dem an sich selbst und seinem dichterischen Beruf irre gewordenen durch seine unverwüstliche Heiterkeit und den Einfluß früher Jugendbekanntschaft ein großer Trost. „Horn hat mich durch seine Ankunft einem Teil meiner Schwermuth entrissen," schreibt er (28. April 1766) an Riese „er wundert sich, daß ich so verändert bin,

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach und sieht mir in's Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden,
Ich weiß sie selbsten nicht."

Auch sein späterer Schwager, Johann Georg Schlosser, hielt sich eine Zeitlang in Leipzig auf und führte ihn in eine

*) Das Mädchen, „dem er allein zu gefallen wünschte," war vielleicht Charitas Meixner. Siehe S. 348.

unterhaltende Tischgesellschaft ein, theils Studirender, theils solcher, die ihre Studien nicht lange vollendet. Unter diesen wird der Bruder des Dichters Zachariae, Pfeil, damals Hofmeister eines Freiherrn von Friesen, und der spätere Bürgermeister Chr. Gottfr. Hermann genannt, der mit treuer Sorgfalt Goethe nachher in seiner Krankheit pflegte, durch gleichmäßige Tüchtigkeit seines Wesens ausgezeichnet. Ganz anderer Art war E. W. Behrisch, der Hofmeister des Grafen Lindenau. Er stammte aus einer adelichen Familie, war, obwohl sorglos in Geldangelegenheiten, rechtlich und brav, ein Mann von Kenntnissen, leidenschaftlicher Musikliebhaber, in seinem ganzen Wesen ein Original. So kleidete er sich modisch und fein, aber nur grau, das er in den verschiedensten Schattirungen und Stoffen anzubringen beflissen war. Er gehörte zu den Menschen, wie sie auf Universitäten nicht ausgehen, die eine besondere Gabe haben, die Zeit mit Geschick zu verthun, und dabei sich und andere ironisiren, ebenso gefährlich für die Mittelmäßigen und Schwachen, als anziehend und selbst anregend für die Bedeutenden. Der Humor, mit welchem er seine Thorheiten höchst ernsthaft und das Ernsthafteste possenhaft betreiben konnte, war unerschöpflich und unwiderstehlich, und fesselte auch Goethe an ihn, obwohl er ihn in barocker Weise fortwährend hofmeisterte. Auch an seinen dichterischen Arbeiten nahm er, ein Mann von feinem Geschmack, lebhaften Antheil und munterte ihn fortwährend auf sich darin fortzubilden; nur etwas drucken zu lassen hielt er ihn stets ab, und schrieb dagegen die Gedichte, welche seine Kritik bestanden, mit einer seltnen, in seiner Familie heimischen, Kunst zur Belohnung höchst sauber in ein zierliches Buch. Als Behrisch 1767 von Leipzig fortging, entließ ihn Goethe mit Abschiedsoden von schwerem Caliber. Auf

Gellert's Empfehlung, dessen Liebling er war, wurde er in Dessau Erzieher des Erbprinzen*), dann Pagenhofmeister. Die Entfernung scheint zunächst ihren Verkehr unterbrochen zu haben**); später erneuerte Goethe von Weimar aus bei seinen wiederholten Besuchen in Dessau, welche Behrisch erwiederte, die alte Bekanntschaft. Er fand ihn als feinen Hofmann bei Hofe wohlgelitten und allgemein geachtet, in seinem Humor aber ganz den alten „mit gescheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa"***). „Hab' ich es dir nicht gesagt?" — damit empfing er ihn — „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre eben so gut gewesen" †). Langer, der nach Behrisch Hofmeister des Grafen Lindenau wurde, später Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Mann, der in einem bewegten Leben als Militär mannichfaltige Erfahrungen gemacht, und ohne je studirt zu haben, sich gründliche, um=

*) Behrisch kam nicht gleich von Leipzig aus nach Dessau; der Erbprinz wurde am 27. Dec. 1769 geboren. Reil, Leopold Friedrich Franz S. 32.

**) In einem Brief an Reich vom 2. Dec. 1773 schreibt Behrisch: „Gelegentlich bitte ich mir einmal den Verfasser des Götz von Berlichingen zu melden, wenn Ihnen sein Name bekannt sein sollte."

***) Briefe an Frau v. Stein I. S. 324, an Merck I. S. 294. Riemer, Mittheilungen II. S. 60. Behrisch starb 1809 in Dessau, unverheirathet, sechzig Jahre alt.

†) Eckermann, Gespräche II. S. 175 ff.

fassende Gelehrsamkeit erworben hatte, wurde für Goethe in seiner Krankheit ein großer Trost und gewann durch seinen milden Ernst eben so großen Einfluß auf sein Gemüth, als seine Kenntnisse und Erfahrungen ihn in seiner Bildung förderten.

Von den jüngeren Studiengenossen kennen wir zwei Brüder von Olderogge aus Liefland, welche Goethe und seine Schwester in Frankfurt besuchten*), Bergmann, später Prediger in Livland, der als ausgezeichneter Fechter Goethe als Fuchs den Arm zeichnete**), Wagner, an welchen Goethe als Greis die Verse richtete:

„Ziehn wir nun die achtzig Jahr
Durch des Lebens Mühen,
Müssen auch im Silberhaar
Unsre Pflüge ziehen.
Führt doch durch des Lebens Thor
Traun! so manche Gleise,
Ziehn wir einst im Engelchor,
Geht's nach einer Weise." ***)

Klose, welchem er am 12. Mai 1767 in sein Stammbuch eine Parodie von Gleim's reichem Mann†) schrieb:

*) Briefe an Leipziger Freunde S. 260 ff.

**) Blum, ein Bild aus den Ostseeprovinzen S. 29.

***) Originalien 1832, Nr. 83 f.

†) Gleim's Gedicht lautet:

Ich bin ein reicher Mann, ich habe
Das göttliche Geschenk: die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu sein,
Ich hab ein Mädchen, schön zum Küssen,
Hab' einen Freund, ein gut Gewissen
Und täglich eine Flasche Wein.

Der Reiche.

Ja, ich bin wirklich reich, ich habe
Das göttliche Geschenck, die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu sein,
Ein Mädchen, willig, mich zu küssen,
Der Freunde viel, ein gut Gewissen
Und täglich eine Flasche Wein. *)

Ferner Jerusalem, mit dem er aber nicht in nähere Berührung kam**), die beiden Brüder Breitkopf und Horn. Dieser, dessen kleine Gestalt — er wurde gewöhnlich das Hörnchen genannt — und krumme Beine stets herhalten mußten***), war die lustige Person in der Gesellschaft, die er besonders durch sein Talent nachzumachen, ergötzte, immer bereit zu mystificiren und sich mystificiren zu lassen: übrigens ein braver und treuer Mensch, was er in Goethe's Krankheit bewährte.

*) Kahlert in Prutz' deutsch. Mus. 1857, Nr. 48. Einige Blätter weiter hat sich mit einigen unbedeutenden Versen eingeschrieben Anna Sibylla Schönkopf, die Mutter Käthchens.

**) Von Jerusalem schreibt Goethe (Goethe und Werther S. 66): „Seit sieben Jahren kenne ich die Gestalt," und an Lavater (Briefe S. 7): „Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an die sechs Jahr, ohne uns zu nähern." Abeken hat nachgewiesen, daß Jerusalem im Jahr 1765 die Universität Leipzig bezog (Goethe in d. J. 1771—1775 S. 135).

***) „Wir würden uns doch gewiß recht gut dargestellt haben, denn ich hätte mir ein Postamentgen machen lassen," schreibt Horn an Käthchen Schönkopf, und ein anderes Mal: „Auf der Reise wäre ich bald unglücklich gewesen, denn meine krummen Beine, wie die Mamsell spricht, hatten sich so mit den Andräischen verwickelt, daß man sie um uns zu trennen beynahe hätte zerbrechen müssen."

Goethe gab nun den Mittagstisch, welchen nach damaliger Sitte Hofrath Ludwig für Studenten hielt, auf und schloß sich ganz diesem Kreise an, in welchem Geist und Bildung, ungezwungene Heiterkeit und Laune, jugendlicher Uebermuth herrschten. Man fand sich Mittags und Abends am bestimmten Ort zusammen, die Vergnügungsörter, Apels (später Reichels) Garten, die Kuchengärten, Gohlis, Raschwitz, Konnewitz wurden fleißig besucht. Wie ausgelassen lustig es dabei hergehen konnte, das zeigt uns die Scene in Auerbachs Keller im Faust. Zwar ist es einer gründlichen Forschung noch vorbehalten, die Leipziger Originale der dort auftretenden Personen nachzuweisen, allein die Localfarbe derselben ist unverkennbar, schon der Scherz mit Herrn Hans von Rippach erweist sie, den ohne Commentar zu verstehen noch jetzt das Vorrecht der Leipziger ist*). Ebenso wenig als man hier im Genuß stets Maß beobachtete, hielt man auch die übermüthigste Laune und den schonungslosesten Witz in Schranken, und gab so nach vielen Seiten Anstoß und Gelegenheit zu übler Nachrede. Liebschaften waren damals an der Tagesordnung und manche aus diesem Kreise hatten eine Neigung zu Mädchen, die zwar „besser waren als ihr Ruf", deren Umgang aber mindestens für den Ruf nicht vortheilhaft war. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sowohl die Ansicht von dem

*) Wieland schreibt (Briefe an Merck I. S. 87): „Den Altfranken und der ganzen Familie von Rippach zum Besten erklären Sie doch, was Sie von vortrefflich, gut, mittelmäßig gedacht haben wollen," und (ebend. S. 436): „wie die Welt heutzutage von Kindsköpfen, Gecken, Schlafmützen, Tollbrägen, Donquischotten und Hans A. von Rippach regiert wird." Auf der Reise von Weimar nach Leipzig pflegte man in Rippach zu übernachten oder anzuhalten.

Wankelmuth und der Unzuverlässigkeit der Frauen, als auch eine gewisse Leichtfertigkeit und Freiheit sinnlicher Leidenschaft, welche in Gedichten und Briefen jener Zeit sich ausspricht, aus diesem Verkehr hervorgegangen war. Dabei darf man freilich nie vergessen, daß die Vorstellungen von Schicklichkeit in Ton und Betragen gar sehr wechseln; schon ein Blick auf Bilder aus damaliger Zeit erklärt manches, was uns jetzt befremdet. Wenn Goethe in feuriger Jugendkraft rücksichtslos sich frischem Lebensgenuß ergab und sich wenig um ein geregeltes Leben kümmerte, so blieb die Strafe dafür, wie für andere Unvorsichtigkeiten, durch welche er seiner Gesundheit schadete, nicht aus. Ein Blutsturz brachte ihn an den Rand des Grabes und nur die sorgfältige Behandlung seines Arztes Reichel und die treue Pflege seiner Freunde, namentlich seines Stubennachbarn, eines armen, fast erblindeten Studiosus der Theologie Joh. Chr. Limprecht*), rettete ihn. Allein er blieb die letzte Zeit seines Aufenthalts in Leipzig und später noch in Frankfurt fortwährend leidend und kränkelnd. Dies hatte auf seine Stimmung keinen geringen Einfluß, auch nach der Genesung blieb sie gedrückt, der jugendliche Frohsinn und Uebermuth war gebrochen. Er hatte es kein Hehl, daß er leichtsinnig auf seine Gesundheit eingestürmt sei; allein als er nun nicht nur sich selbst mit einer gewissen Aengstlichkeit schonte, sondern auch die Freunde gern zur Mäßigung ermahnte, entging er ihrem Spott nicht, wie es in einem seiner Lieder heißt:

---

*) Goethe schickte ihm von Straßburg aus unaufgefordert eine Unterstützung (v. Biedermann, Goethe und Leipzig II. S. 13). Später wurde Limprecht durch eine Erbschaft wohlhabend und starb als privatisirender Magister im Jahr 1812.

„Ihr lacht mich aus und ruft: der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlohr,
Verschnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz,
Das warnt euch vor der Falle."

Und dieser Scherz vom Füchslein muß in dem Freundeskreise sprüchwörtlich gewesen sein, denn auch in den Briefen wird er mehrmals erwähnt.

Vergessen wir aber nicht, daß diese lebenslustige Gesellschaft aus jungen Männern von bedeutender Fähigkeit und tüchtiger Gesinnung bestand, die über fröhlichem Genuß das ernste Streben nicht vergaßen. Der unschätzbare Gewinn des akademischen Lebens ist die Unbefangenheit im gegenseitigen Verkehr, die sich auf gleichartige jugendliche Neigungen wie auf das gemeinsame Streben nach wissenschaftlicher Bildung gründet, und gleich offen und entschieden in Liebe und Abneigung eine beständige Anspannung der Kräfte im regen Wetteifer hervorruft, die deshalb so heilsam ist, weil sie stets aus dem nächsten Anlaß des wirklichen Lebens unmittelbar hervorgeht. Hier fand Goethe eine ebenso warme Theilnahme als scharfe Kritik für das, was er hervorbrachte, dieser Verkehr bot ihm wahre Impulse seiner künstlerischen Production in den Erfahrungen eines wenn auch jugendlich beschränkten, doch frisch und frei bewegten Lebens. So entwickelte sich hier zuerst die Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Natur, welche ihn groß vor allen, welche ihn zum Befreier der deutschen Dichtkunst gemacht hat, daß er den einzigen Quell seiner Dichtung in seinem Gemüthe fand, daß alles, was ihn innerlich ergriff und bewegte, ihn mit Nothwendigkeit zur künstlerischen Darstellung trieb, welche ihn wie von einer Last befreite. Nichts

aber hat sein Gemüth während seines hiesigen Aufenthalts so tief ergriffen und so anhaltend beschäftigt, als die leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen, welche er uns als Aennchen geschildert hat, eine Liebe, welche aus seinen noch vorhandenen Briefen lebendiger hervortritt, als aus der späteren Darstellung.

Christian Gottlob Schönkopf, ein Weinhändler, war der Hauswirth, in dessen Wohnung*) sich die Gesellschaft, zu welcher Goethe gehörte, Mittags einzufinden pflegte. Seine Gattin, eine geborne Hauk aus einer Frankfurter Patricierfamilie, war eine geistvolle und lebendige Frau; bei der Landsmännin fühlte Goethe sich bald vertraut und heimisch, er war „ein Stück der Familie" geworden, die er uns gleich in dem ersten Briefe aus Frankfurt vom 1. October 1768 vor Augen führt. „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, Guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Nebenthüre hereinkomme. Sie Herr Schönkopf sitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckgen am Schreibetisch, Peter liegt unterm Ofen und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen. Nun fangen wir an zu discouriren." Und nun erzählt er von seiner Reise und wie es ihm in Frankfurt schlecht behage, auch mit seiner Gesundheit nicht zum besten gehe; er entschuldigt sich, daß er nicht Abschied genommen habe, er sei dagewesen, habe die Laterne brennen sehen

*) Das Haus liegt im Brühl Nr. 79 neben dem goldenen Apfel, und ist bis vor wenig Jahren im Besitz der Familie geblieben; seitdem es in andere Hände gekommen ist, ist es fast ganz umgebaut worden.

und an der Treppe gestanden — „zum letztenmal wie wäre ich wieder heruntergekommen?" In vielen kleinen Zügen spricht sich in allen Briefen die innerliche Vertraulichkeit des Verkehrs mit der Familie und ihren Bekannten aus. Dort fand sich ein Kreis gebildeter Menschen zusammen, die in ungezwungener Heiterkeit, gelegentlich beim Glas Punsch *), des Lebens froh waren. Es wurde oft Musik gemacht; ein Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte **), mit zwei Töchtern, von denen die älteste als Concertsängerin glänzte, Joh. Georg Häser, der Vater der berühmten Sängerin, gingen aus und ein, Goethe blies die Flöte, bis die Krankheit es ihm verbot, und Peterchen, der jüngste Sohn, geboren im Jahr 1756, zeichnete sich schon als Knabe durch sein Klavierspiel aus. Eine Zeichnung, welche ihn am Klavier, daneben seine Schwester, Häser und Löhlein, ebenfalls einen angesehenen Musiker ***), darstellte und von Goethe herrühren sollte, ist erst im Kriege 1813 verbrannt. Mitunter wurde auch Komödie gespielt, man hatte sich sogar an Minna von Barnhelm gewagt, und ganz besondere Freude hatte eine Aufführung des Lustspiels

*) „Ich wünschte, daß ich diesen Abend bei Ihnen Punsch trinken könnte," schreibt Horn, und ein andermal: „Was wollte ich darum geben, wenn ich nur noch einmal mit Ihnen Punsch trinken könnte!"

**) Leipz. Intell.-Bl. 13. Mai 1767 Nr. 20: „Bei Johann Wilhelm Obermann im Brühl ist das beste englische Bier (Burton ale) die Bouteille à 8 gr., ingleichen veritabler Arac de Goa zu bekommen."

***) Georg Simon Löhlein (1766, als er sein erstes Werk Sei partite per il clavicembalo herausgab, schrieb er sich Lelei, kehrte aber schon bei seinem zweiten Sei sonate con variate repetizioni zu seinem eigentlichen Namen zurück) war seit 1763 in Leipzig, als Virtuos und Lehrer geachtet, Verfasser einer beliebten Clavierschule; im Jahre 1779 wurde er als Kapellmeister nach Danzig berufen, wo er 1782 starb.

Herzog Michel von Joh. Christ. Krüger gemacht. Goethe hatte den Michel, Käthchen das Hannchen gespielt, und in einem Zimmer des Schönkopf'schen Hauses war die Hauptscene in einem großen Wandgemälde dargestellt, das sich noch lange Zeit erhalten hat. Von Frankfurt aus erkundigte sich Goethe nach dem Directeur Schönkopf und seinen Acteurs, und schickte einen scherzhaften Brief an Mademoiselle, unterzeichnet von „Michel, sonst Herzog genannt, nach Verlust seines Herzogtums aber, wohlbestallter Pachter auf des gnädigen Herren hochadelichen Rittergute," der im Auftrage des Herrn Goethe ihr eine mittelmäßige Scheere, ein gutes Messer und Leder zu zwei Paar Pantoffeln schickt. In diesem Kreise finden wir Reich, den Fürsten der Leipziger Buchhändler, mit dem Goethe auch später in einem großentheils durch Lavaters Physiognomik veranlaßten Verkehr stand, den Buchhändler Junius, Mademoiselle Weidmann, die Breitkopf'sche Familie, Stock, „den närrischen Kupferstecher, der so wunderliche, auch wohl garstige Sachen zu sagen pflegte," wie Horn schreibt; den Ober-Geleits-Einnehmer Richter; von den jüngeren Kapp*), den später berühmten Arzt, und Horn, der auch im Hause wohnte. Zum Schluß jenes ersten Briefes bittet er dann, daß ihm Käthchen schreiben möge, wenigstens alle Monat doch einen Brief.

Freilich fesselte Käthchen, wie sie im vertrauten Kreise genannt wurde, oder, wie sie mit vollem Namen hieß, Anna Katharine, ihn an dies Haus. Sie war am 22. August

*) Kapp studirte seit 1758 in Leipzig, reiste während der Jahre 1764 und 1765, kehrte dann nach Leipzig zurück und wurde 1768 Doctor.

1746 geboren, drei Jahr älter als Goethe, ein hübsches Mädchen, von mittlerer Größe und schönem Wuchs, mit einem vollen, frischen Gesicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteren, munteren Sinnes und von einfachem, warmem Gemüth. Sie gewann bald des Jünglings leidenschaftliche Liebe und erwiederte dieselbe. Eine Zeit lang glaubte er sie durch eine wunderliche Maskerade selbst vor seinen Freunden verstecken zu müssen, wiewohl er ihr (23. Januar 1770) schreiben konnte: „Sie wissen, daß ich, so lange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe." Halstuch, Fächer und Schuhe, die er für sie malt, sind hier, wie später in Sesenheim und Weimar, seine Liebesgaben. Sie theilte das Interesse für Poesie, er las ihr vor, auch an seinen eigenen Dichtungen nahm sie Antheil; später meldet er ihr seine Lieder an, die immer noch nicht gedruckt seien. „Lassen Sie Petern ein's spielen, wenn Sie an mich denken wollen." Das ruhige Glück dieser gegenseitigen Neigung störte Goethe's heftige Eifersucht, durch welche er ohne allen Grund sich und das arme Mädchen fortwährend quälte, und wie oft er es auch bereuete, doch immer von neuem leidenschaftliche Scenen herbeiführte, was ihm endlich das Herz der Geliebten entfremdete. „Heut vor einem Jahr," schreibt er am 26. August 1769, „sah ich Sie zum letztenmal. Vor drei Jahren hätte ich geschworen, es würde anders werden. O könnte ich die dritthalb Jahr zurück rufen. Käthgen ich schwöre es Ihnen, liebes Käthgen, ich wollte gescheuter sein." Außer vielen andern Gedichten, welche später vernichtet wurden, schrieb er zur eigenen Buße 1768 das Schauspiel „die Laune des Verliebten," in welcher durch die anmuthig zierliche Form, die oft zugespitzte und hie und da geschnitzelte Ausdrucksweise, welche jener Zeit angehört

wie das Schäfercostüm, die volle Wahrheit selbst erlebter Zustände und schwer durchkämpfter Leidenschaft durchleuchtet und heute noch ergreift*). Allein jene künstlerische Sühne mochte den Dichter freisprechen, die Neigung der Geliebten konnte sie ihm nicht wiedergeben, er mußte sehen, wie sie sich einem andern zuwandte.

Daß er bei seinem Weggehen die volle Liebe zu Käthchen und die Hoffnung, sie einst zu besitzen, mit sich fortnahm, ist aus seinen Briefen klar. Jene Bitte wurde erfüllt, Käthchen schrieb ihm, und sogleich antwortete er (1. November 1768) seiner geliebtesten Freundin, die seine ganze Liebe, seine ganze Freundschaft hat, und in einem beigelegten Blatt verbessert er auf ihren Wunsch die orthographischen Fehler, welche sie in ihrem Brief gemacht hatte. Sie war in Sorgen gesetzt um seine Gesundheit, sofort beruhigt er (30. December 1768) seine beste ängstliche Freundin, es gehe ihm besser, er hoffe reisen zu können; wenn er aber dennoch vor Ostern sterben sollte, wolle er sich einen Grabstein auf dem Leipziger Kirchhof verordnen, „daß ihr doch wenigstens alle Jahr am Johannes als meinen Namens Tag das Johannesmännchen und mein Denkmal besuchen möget.“ Einen Monat später (31. Januar 1769) be-

*) Frl. v. Göchhausen schreibt (Riemer, Mitth. II. S. 85 f.): „Gestern (20. Mai 1779) hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Launen des Verliebten, hier (in Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem achtzehnten Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan. Es bestand nur aus vier Personen, welche der Doctor, Einsiedel, das Frl. v. Wöllwarth und Mlle. Schröder vorstellten. Es ist von Einem Act mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Seckendorf componirt hat. Es wurde recht sehr gut gespielt, und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge.“

klagt er sich bitter, daß er krank und elend und dazu ohne Nachricht von ihr sei. Das war begreiflich, denn Ende Mai gelangte an Horn, der im April von Leipzig zurückgekommen war, die Nachricht von Käthchens Verlobung mit dem Dr. Christ. Karl Kanne*), welcher von Goethe selbst eingeführt im Schönkopf'schen Hause wohnte**), als dessen Wittwe sie 1810 (20. Mai) gestorben ist. Während Horn sofort als Schulmeister und Ludimagister einen scherzhaften Gratulationsbrief erläßt, schreibt Goethe am 1. Juni 1769 einen Brief, der Anfangs zwar ruhige Fassung, im weiteren Verlauf aber immer mehr eine gereizte Bitterkeit zeigt, die sich selbst gegen die Geliebte wendet, deren gewissen Verlust er so schwer ertragen kann. Wir erkennen deutlich die Laune des Verliebten in diesem Briefe, die sich in Aeußerungen ausspricht wie „Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt vergißt auch am leichtesten," aber der Ausruf: „Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen!" zeigt uns, wie tief sein Gemüth ergriffen war. Nach Leipzig werde er nun nicht kommen, da der abgethane Liebhaber eine schlechte Figur als Freund spielen werde; es

*) Kanne, geb. 1744, studirte in Leipzig von 1762 an und promovirte 1769; er starb als Vicebürgermeister in Leipzig im Jahre 1806.

**) Horn schreibt am 9. April: „Hr. Dr. Kanne wird noch bei Ihnen sein. Geben Sie ihm diesen Brief zu lesen. Er wird es nicht übel nehmen, daß ich nicht besonders an Ihn geschrieben habe. Im Grunde glaube ich ist es auch einerley ob ich an Sie oder an Ihn schreibe, denn so lange wir noch in Ihrem Hause wohnten, machten wir doch immer ein Stück von der Familie aus und Er hat noch ein größeres Recht dazu als ich denn er ist . . . . . älterer Student."

müsse ihr doch komisch vorkommen, wenn sie an alle die Liebhaber denke, die sie mit Freundschaft eingesalzen habe, wie man die Fische einsalze, wenn man fürchtet, daß sie verderben, doch solle sie die Correspondenz mit ihm nicht ganz abbrechen, da er für einen Pöckling doch immer noch artig genug sei. Auch in den folgenden Briefen spricht sich das schmerzliche Gefühl ihres Verlustes bald mit heftiger Leidenschaftlichkeit, bald in einer ruhig wehmüthigen Stimmung aus, in welcher er in der Ahnung, daß sie schon verheirathet sei, Abschied von ihr nimmt und sie bittet, ihm nicht wieder zu antworten. „Es ist das eine traurige Bitte, meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlecht, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das ist ein nicht bedeutender Tittul gegen das, was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören mögte, es ist mir leid genug dass meine Träume so geschäftig sind. Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen schicken, ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder druckten sie meine Empfindung zu viel oder zu wenig aus.“ Allein sie antwortete ihm dennoch und meldete ihm, daß sie noch nicht verheirathet sei — die Hochzeit fand am 7. März 1770 Statt — und daß sie erwarte, er werde auch ferner schreiben, kurz sie setzte ihm den Kopf zurecht. Darauf erwiederte er denn auch (23. Januar 1770), er werde ihr schreiben, weil sie es verlange. Dieser Brief ist in einem heitern Humor geschrieben, in dem man den Wiederschein ihrer Liebenswürdigkeit erkennt, aber nicht minder ein tief schmerzliches Gefühl über ihren Verlust. Er zeigt ihr an, daß er ruhig lebe und frisch und gesund und fleißig, denn er habe kein Mädchen im Kopf, und daß er nun nach Straßburg gehen werde; dort werde sich seine Adresse verändern wie die ihrige und es werde auf beide etwas

vom Doktor kommen: „und am Ende wäre doch Fr. Doct. C. und Fr. Doct. G. ein herzlich kleiner Unterschied.“ Er schrieb nicht wieder, in Straßburg verdrängte Friederike die letzte schmerzliche Erinnerung und fesselte ihn ganz; aber als er sie eben hatte kennen lernen, da dachte er in der glücklichsten Stimmung an alle die ihn liebten „und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verläugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war.“ Und bei seinem ersten Besuch in Leipzig (1776) suchte er auch sogleich „sein erstes Mädgen“ auf. „Alles ist wie's war, nur ich bin anders“ schrieb er an Fr. v. Stein, „nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — Mais ce n'est plus Julie*).“

In eine andere Region führte ihn der Verkehr mit dem Breitkopf'schen Hause, das der Mittelpunkt eines zahlreichen Kreises war, in welchem gründliche Bildung in Wissenschaft und Kunst und ganz besonders in der Musik heimisch war**). Von den beiden Söhnen, welche Goethe's Studiengenossen waren, zeichnete sich der ältere, Bernhard (geb. 1749), in der Familie der Magister genannt, welcher später

*) Briefe an Frau v. Stein I. S. 19 f. 21.

**) J. Fr. Reichardt bei Schletterer I. S. 110: „Das ansehnliche Breitkopfsche Haus war ein sehr gastfreies und mancher Abend wurde da unter frohen Spielen und lebhafter witziger Unterhaltung durchlebt, bald mit Musik, bald mit sinnreichen und lustigen Aufführungen dramatisirter Sprüchwörter. Man erzählte damals im (Jahre 1772) noch oft davon, wie Goethe wenige Jahre vorher in diesen Spielen geglänzt habe. Er hatte in Leipzig theatralische Belustigungen sehr geliebt und mit der Familie Breitkopf und der schönen Corona manche erfreuliche Darstellung veranstaltet.“

in Petersburg gestorben ist, schon damals als Musiker aus*). Mit seinen Melodieen, von denen manche, wenn man von einigen Zufälligkeiten der Mode absieht, noch heute gefallen werden, erschien die erste Sammlung Goethe'scher Lieder (1770) im Druck. Der jüngere, Gottlob (geb. 1750), welcher im Jahr 1800 als Vorsteher der Handlung starb, nicht minder tüchtig in der Musik gebildet, war, wie Goethe von Frankfurt im August 1769 schreibt, von jeher ein guter Junge und hatte Menschenverstand und Gedanken wie ein Mensch, der eine Sache begreift, und Einfälle nicht wie jeder. In diesem Verkehr war das Interesse für Musik wohl das vorherrschende, das ja auch Goethe nicht fremd war; denn ob er gleich keine hervortretende Anlage zur Musik hatte, war er doch nicht unempfänglich dafür und hatte selbst mehrere Instrumente zu spielen gelernt**). Hiller, dessen komische Opern damals in Aller Mund waren, lernte er kennen und wurde freundlich von ihm aufgenommen; er bekennt aber, daß dieser sich mit seiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit seiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde so wenig als andere zu befreunden gewußt habe***). Auch Goethe war ein begeisterter Verehrer der beiden Sängerinnen, welche damals alles entzückten, Elisabeth Schmeling und Corona

*) Reichardt a. O.: „Er war ein passionirter und geschickter Dilettant, wie es nur je einen geben kann. Er sang, spielte Laute, Clavier, Violine, Violoncell und componirte mit Einsicht und Geschmack."

**) Merck, Briefe III. S. 86. „Goethe accompagne le clavecin de Mme. (Brentano) avec la basse." Vgl. Eckermann, Gespräche I. S. 79: „Goethe antwortete: Aber Sie finden kein Wort über Musik (in den Reisenotizen), weil das nicht in meinem Kreise lag."

***) Goethe's Werke 32. S. 335.

Schröter. Als jene, die später als Madame Mara in ganz Europa berühmt war, im Jahr 1831 ihr Jubiläum feierte, erinnerte sich Goethe mit Vergnügen, wie er sie in Hasse'schen Oratorien, welche Hiller in den Fasten regelmäßig aufführen ließ *), gehört und ihr „als ein erregbares Studentchen wüthend applaudirt hatte" **) und richtete ein Gedicht an sie, das jene Jugenderinnerung auffrischte. Corona Schröter verehrte er als Student nur von ferne und machte für Andere Gedichte an sie ***); später trat er ihr wiederum in Leipzig näher †) und veranlaßte, daß sie nach Weimar kam ††).

---

*) In den Fasten 1767 war es das Oratorium Sant Elena al Calvario, welches am 20. und 22. Dec. desselben Jahres wiederholt wurde, wobei folgendes Gedicht an Corona Schröter von einem Ungenannten gedruckt ausgegeben wurde:

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken;
Wenn Jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er dich niemals als Helena gehört.

Hiller, Wöchentl. Nachr. II. S. 204.

**) Briefwechsel mit Zelter VI. S. 129.

***) Reichardt's Aeußerung (bei Schletterer I. S. 103): „Goethe, dem Corona während seiner Universitätszeit in Leipzig das war, was sie später Reichardten wurde, die schwärmerisch verehrte und geliebte Freundin", scheint auf ungenauer Erinnerung zu beruhen.

†) Briefe an Frau v. Stein I. S. 20: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt in Frieden lassen." — „Ich bin bei der Schrötern — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!"

††) Corona Elise Wilh. Schröter, geb. in Guben 1748, verlebte ihre Jugend in Warschau, seit 1764 Concertsängerin in Leipzig

Wichtiger für Goethe als die musikalischen Genüsse Leipzigs war das Theater*). Die künstlerische Entwickelung der deutschen Bühne war von Leipzig ausgegangen und grade damals stand das Leipziger Schauspiel in seiner höchsten Blüthe. Koch war 1765 auf ein neues Privilegium mit einer stehenden Gesellschaft nach Leipzig gekommen, ein neues Haus wurde gebaut, und am 6. October 1766 mit Schlegels Hermann eröffnet. Bald nach Goethe's Weggang hörte diese glänzende Periode auf, denn am 18. October 1768 schloß Koch die Bühne und verließ Leipzig. Das Interesse am Theater war zu jener Zeit allgemein und in allen Kreisen von literarischer Bildung das vorherrschende. Der Einfluß auf Goethe, dessen Neigung, alles in dramatische Form zu kleiden, frühzeitig hervortrat — sie zeigt sich auch darin, daß er seinen stilistischen Uebungen gern die Form eines Romans in Briefen gab — ist unverkennbar. Da ihm die köstliche Gabe verliehen war, „in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in seiner Seele immer vorging“**), so rief jede Veranlassung, die ihn in erhöhete Stimmung versetzte, lyrische Gedichte leicht hervor; sein Studium war hauptsächlich dem Drama zugewandt, und Uebersetzung wie Nachbildung französischer Stücke beschäftigten ihn anhaltend und ernstlich, wovon nur eine geringe Spur uns in dem Bruchstück einer Bearbeitung von Corneille's Lügner erhalten ist***). Denn er verbrannte später fast alle

(Schletterer, J. Fr. Reichardt I. S. 102 ff.), seit 1777 Hoffängerin in Weimar, starb 1802 in Ilmenau. Schade, Minerva 1858, II. S 113 ff. Pasqué, Goethe's Theaterleitung II. S. 335 ff.

*) Werke 27. S. 467 ff.

**) Briefe an Frau v. Stein II. S. 69.

***) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 7 ff.

21*

Versuche aus jener Zeit und nur die Mitschuldigen legen durch ihre für diese Zeit bewundernswürdige Gewandtheit und Sicherheit in der Form und Technik, welche allerdings ohne vielfältige angestrengte Uebung nicht erreicht werden konnte, Zeugniß seines ernstlichen Studiums ab*). In anderer Rücksicht ist dies Lustspiel wiederum ein merkwürdiger Beweis, wie Goethe schon damals sich von den Lebenserfahrungen, welche ihn quälten und beunruhigten, durch die Dichtung losmachen und befreien konnte. Schon in früher Jugend war er Zeuge und Theilnehmer innerlich zerrütteter Familienverhältnisse gewesen; nicht aus eigenem Behagen wählte er sich diesen Stoff für ein Lustspiel, er reinigte vielmehr sein Inneres von diesen Vorstellungen, indem er ihnen als Dichter eine Gestalt gab, wodurch sie von seinem Innern abgelöst ihm fremd wurden und nun außer ihm existirten.

Später hatte Goethe Gelegenheit, seine Anerkennung und seinen Dank der Leipziger Bühne auszusprechen, als die Weimar'sche Schauspielergesellschaft in Leipzig während des Som-

*) Goethe bot die in Frankfurt nachgefeilten Mitschuldigen dem dortigen Buchhändler Fleischer vergebens zum Verlag an, sie wurden erst 1787 gedruckt. Vorher aber wurden sie nach der ersten Aufführung Ende October 1776 (Müller, Abschied von der Bühne S. 187) wiederholt auf dem Weimarschen Liebhabertheater gespielt, wo Goethe den Alcest, Bertuch den Söller, Musäus den Wirth, Corona Schröter die Sophie gab. Riemer, Mittheilungen II. S. 36. 54. Briefe an Frau v. Stein II. S. 13. Böttiger, liter. Zustände I. S. 277. Peucer in Weimar's Album S. 72. Als ein Curiosum mag bemerkt werden, daß die Mitschuldigen in Leipzig zuerst in einer prosaischen Bearbeitung von Albrecht aufgeführt worden sind, Blümner, Geschichte des Theaters zu Leipzig S. 302.

mers 1807 Vorstellungen gab. In dem schönen Prolog, welchen er auf Rochlitz's Wunsch dichtete, heißt es:

Belohnung! ja sie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut auf's Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit
Natur- und Kunst darbietend herrlich wirkten;
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?

Er sprach auch gegen Rochlitz die Erwartung aus, wie belehrend dieser Aufenthalt in Leipzig für die Schauspieler sein würde, und später seine Freude, daß dieses theatralische Unternehmen glücklich vollendet und mit Ehre und Vortheil belohnt worden sei; auch fand er es sehr artig, daß sogar das kleine Schäferspiel, das er 1768 in Leipzig geschrieben, noch auftauchen mußte und gut empfangen ward, eine Aufführung (am 29. August 1807), bei der wohl Käthchen selbst gegenwärtig gewesen ist.

Wenn uns bisher eine hervorragende Persönlichkeit nicht entgegengetreten ist, welche einen bestimmenden Einfluß auf Goethe ausgeübt hätte, so finden wir diese auf dem Gebiete der bildenden Kunst in Adam Friedrich Oeser, der seit 1763 als Director der Kunstakademie in Leipzig lebte und dort als Maler und Bildhauer wie als Mensch in hoher Achtung stand. Goethe, dessen glückliche Naturanlagen für die bildende Kunst bereits im väterlichen Hause sorgfältig gepflegt waren, suchte sie auch in Leipzig weiter auszubilden und nahm bei Oeser

Unterricht im Zeichnen, an welchem auch der nachmalige Staatskanzler Hardenberg*), welcher unter Huber's Anleitung seit Ostern 1768 dort studirte**), der Fürst Lieven und Gröning aus Bremen Theil nahmen. Später begnügte er sich mit dem Zeichnen nicht, sondern wurde durch den Verkehr mit dem Kupferstecher Stock — dessen Töchter Minna, später die Gattin Körner's, und Dora, die talentvolle Malerin, nachmals zu Schiller in ein so inniges Verhältniß traten — veranlaßt, sich auch mit dem Radiren zu beschäftigen, wovon noch jetzt kleine Platten für Schönkopf und Käthchen geätzt um ihre Bücher zu zeichnen, und zwei größere Radirungen Zeugniß geben***). Oeser's Verdienste als Künstler, welche seine Zeitgenossen überschätzten, hat Goethe später richtig gewürdigt; sein Einfluß auf Goethe aber reichte weit über die Belehrung von bildender Kunst hinaus: in seinem Verkehr war es ihm einleuchtend geworden, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers." Er war ein sinniger, denkender Mann von kräftiger Eigenthümlichkeit und nicht geringer Bildung, durch hingeworfene Andeutungen mehr anregend als aufklärend, frisch und derb, heiter und jovial, kurz ein Mann, der auf die Jugend ungemein wirken mußte. Durch aufmunternde Aner-

*) Werke 6. S. 440 f. Hardenberg schrieb an Reich am 27. März 1767: Notre samedy dure-t-il encore? et vous amusez vous encore toujours comme nous fîmes tantôt? Je n'en doute nullement et regrette encore fort souvent le plaisir perdu de votre agréable compagnie et de celle du reste de mes amis.

**) Lang, Memoiren II. S. 22.

***) Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek S. 16 f.

kennung gewann er Goethe's Vertrauen und Neigung und gab ihm in der bildenden Kunst einen sicheren Ausgangspunkt für die Erkenntniß des Schönen, nach welcher Goethe eifrig strebte, um sie auch auf anderen Gebieten fruchtbar zu machen. Oeser war Winckelmanns vertrauter Freund gewesen und hatte auch auf dessen Ansichten von der Kunst großen Einfluß geübt; die Begeisterung, mit welcher Winckelmann allgemein verehrt wurde, ließ Oeser in einem höheren Lichte glänzen, und der persönliche Eindruck dieses Mannes gab auch der Verehrung für Winckelmann einen bestimmten, gleichsam persönlichen Charakter. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf daher alle die Nachricht von Winckelmann's Tode zu der Zeit, da man eben seinem Besuch entgegensah. Auch auf diesem Gebiet war es Lessing, der durch seinen Laokoon ein ungeahntes helles Licht in die jüngern Geister warf, und reinigend und stärkend wie kein anderer sie ergriff, indem er ihnen nicht sowohl die Wahrheit als den Weg zeigte, auf welchem sie zu derselben gelangen konnten, und mit sittlichem Ernst von ihnen verlangte, daß sie den Schweiß und selbst den Schmerz der Anstrengung nicht scheueten, um die Wahrheit zu erringen. Noch können wir die Spuren erkennen, mit welchem Eifer Goethe Lessing zu studiren und an ihm sich weiter zu bilden bemüht war*).

Für Goethe's ganze spätere Entwickelung ist es von der größten Bedeutung, daß er schon jetzt durch Oeser in dem Sinne mit der Kunst, und ganz besonders der des Alterthums, vertraut gemacht wurde, welchen er sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat. Er hat lange zwischen der Dichtkunst und der

*) Vergl. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 108.

bildenden Kunst geschwankt, und erst spät mit Schmerzen die Einsicht gewonnen, daß er in der letzteren nur Dilettant sein könne*); allein das plastische Element seiner Poesie hing mit dieser Richtung auf die bildende Kunst so eng zusammen, daß die Anschauung und Einsicht, welche er auf diesem Gebiet in früher Jugend gewann, fortwährend einflußreich und maßgebend gewesen ist. Mit der hingebendsten Dankbarkeit und einer wahrhaft ehrfurchtsvollen Liebe spricht er sich in seinen Briefen gegen Oeser aus und an Reich**) schreibt er: „Oesers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu seegnen, dass ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Er drang in unsere Seelen und man musste keine haben um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille" ***). Später wurde die Bekanntschaft

*) Riemer, Mittheilungen II. S. 301: „Von meinem längeren Aufenthalte im Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." Eckermann, Gespräche I. S. 132: „Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber in so weit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei." S. 139: „Ich sage dieses, indem ich gedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

**) Briefe an Lavater S. 164 f.; an Leipz. Freunde S. 216.

***) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 107 f.: „Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Reynolds. Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers über die Bildung junger Maler; er dringt besonders auf die Correction und auf das Gefühl der Idealischen stillen Größe. Er hat Recht. Genies werden dadurch unendlich erhaben und kleine Geister wenigstens etwas."

von Weimar aus wieder erneuet. „Wie süß ist es," schreibt er an Frau von Stein (25. December 1782 *), „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weis wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen glücklichern denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist." Aehnliche Aeußerungen wiederholen sich, so oft er Oeser sieht und bezeugen, wie tief er auch in seinen Mannesjahren Oesers Werth empfand. Durch Goethe mit dem Weimar'schen Hofe bekannt gemacht, ward er dem Herzog Carl August wie der Herzogin Amalia durch seine Kunstkenntniß und Erfahrung werth; die letztere gewann ihn besonders lieb und veranlaßte ihn zu wiederholten Besuchen in Weimar, wo seine lebensfrische, geistreiche Jovialität und seine weltmännische Klugheit ihn zu einem stets willkommenen Gast machten.

Durch Oeser waren Goethe die Kunstsammlungen Leipzigs, von denen die Winkler'sche einen großen Ruf mit Recht behauptete **), geöffnet, um ihn sammelte sich ein Kreis

---

*) Briefe an Frau v. Stein II. S. 279.

**) Kreuchauff preist in seinen 1768 erschienenen „histor. Erklärungen der Gemälde, welche Hr. Gottfr. Winkler in Leipzig gesammelt hat," in der Zuschrift an Winkler S. XVI ff. mit patriotischem Stolz Leipzig. „Wie groß sind die Vortheile einer Stadt, die auf ihre Gelehrten stolz zu seyn hat! Wo unter so vielen schönen Geistern Gellert selbst das Muster der Tugend ist, die er lehret! Wo uns Ernesti durch Erklä-

von Kunstfreunden und Kennern, unter denen besonders neben Huber sich Kreuchauff auszeichnete, der früher Kaufmann gewesen war, später nur seinem Interesse für die Kunst lebte, das er auch durch Schriften bewährte*). Dieser Kreis pflegte sich in Oeser's überaus gastfreiem Hause in der Pleißenburg,

rung alter Kunstwerke den Verlust eines Christ ersetzt! Wo uns Weise, der deutsche Arouet, im Schauspiele bald ermahnend rührt, bald lehrreich erschreckt! Wo Müllers bescheidene Muse ungenannt, mit Hagedorns Geschmacke, horazisch dichtet, und uns in sanften Liedern, mit dem scherzenden Anacreon entzückt! Wo uns Schiebler mit Werken des Verstandes und Witzes angenehm unterhält! Wo Oeser mit schöpferischem Geist ein Chor von Jünglingen, Minervens Dienste geweiht, in bildenden Künsten unterrichtet, und aus der Zahl guter Zeichner einen Geyser und Stein zu Lehrern geschickt machte! Wo Lange und Habersang den Geschmack in der Architektur durch ihren Fleiß verbreiten! Wo Reichel selbst den Grabstichel nimmt und seine anatomischen Schriften mit lehrreichen Kupfern begleitet! Wo Breitkopf durch eine Erfindung, welche die Tonkunst unterstützet, die Gränzen seiner Kunst erweitert! Wo Hiller und Leley unser Ohr mit süßer Harmonie tränken, und dem empfindenden Herzen die Gewalt der Poesie fühlbarer machen, wenn sie mit schmeichelnden Tönen die Stimme einer Schmeling oder Schrötern begleiten, die den Neid wälscher Sängerinnen reizen! Wo das Volk durch die besten deutschen Schauspieler sittlich ergötzt wird, und Koch, unser Roscius, rühmlichen Eifers voll, noch immer die Bühne verbessert! Nur in einer so glücklichen Stadt, von welcher unser vortrefflicher Clodius, ein neuer Terenz, sagt

Wo Handlung und Geschmack sich brüderlich verbinden,
Und Hand in Hand das Glück geliebt zu sein empfinden,

hat jeder ihrer Bewohner die Gelegenheit, an der Seite weiser Lehrer, sich Herz und Verstand zu bilden."

*) Franz Wilh. Kreuchauff privatisirte in Leipzig „als Dilettant der schönen Künste und Wissenschaften" und bearbeitete mehrere französische Dramen für die Bühne. Er war Besitzer einer hübschen Kupferstichsammlung.

im Sommer auf dem Landsitz, den er in Dölitz besaß, in ungezwungener Heiterkeit zu versammeln*). Eine Predigt im Frankfurter Judendialekt, welche Goethe vorzutragen liebte, von ihm selbst aufgeschrieben, ist ein harmloses Zeugniß der jugendlichen Fröhlichkeit, welche dort herrschte**). Die Seele dieser Gesellschaft war, für die Jugend zumal, Oesers älteste Tochter Friederike Elisabeth, geboren im Jahr 1748, unvermählt hierselbst gestorben im Jahr 1829. Von Jugend auf war sie der Liebling des Vaters gewesen und selbst wenn er arbeitete in seiner Gesellschaft. Durch ihren Muthwillen, welchen besonders ihr phlegmatischer Bruder empfinden mußte, ergötzte sie ihn als Kind, später stand sie ihm durch

*) Reichardt (bei Schletterer I. S. 111): „Des vergnügten Umgangs in dem Hause des biedern Oesers, der mit seinen beiden angenehmen und gebildeten Töchtern ein recht gemüthliches Künstlerleben führte, und die frohe Jugend gern um sich versammelte und auf seinem kleinen Landhause der Garten- und Blumenlust so freudig lebte, soll hier noch dankbar gedacht werden." Wie sich die Sagenbildung auch hier thätig erwiesen hat, mag eine Stelle aus einem Briefe Passow's zeigen, der im J. 1805 in Eutritsch bei Leipzig in Geyser's Hause schrieb (Wachler, Passow's Leben und Briefe. S. 59): „Eutritsch ist ein für die Geschichte der deutschen Poesie sehr merkwürdiger Ort. Man zeigt hier das Gartenhaus, in dem Lessing als Leipziger Student sein erstes Gedicht gemacht hat. Und in derselben Qualität hat Goethe, als Freund des Hauses, in welchem ich wohne, oft 8 Tage lang auf meinem Zimmer gewohnt und Stellen aus dem Werther ausgearbeitet, namentlich aus dem Brief vom 16. Juni, wo er die Gruppe von Kindern beschreibt, denen Lotte das Abendbrodt austheilt, und die Knaben, die hinten auf den Wagen klettern. Das hat er hier nach dem Leben copirt und frisch auf das Papier geworfen."

**) Sie ist mitgetheilt bei v. Biedermann, Goethe und Leipzig I. S. 259 f.

Verstand und Bildung nahe; er bediente sich ihrer Feder und ließ fast seine ganze Correspondenz von ihr führen. Ihr volles Gesicht mit dem Stumpfnäschen und den lebendigen braunen Augen stimmte zu ihrer kleinen raschen Figur, und verrieth, wenn auch durch Blatternarben entstellt, lebhaften Geist und Verstand, auch die fröhliche Heiterkeit ihrer Laune, womit sie dem Jüngling neckisch und übermüthig zusetzte — zu hart und unbarmherzig, wie er meinte, wenn er sich unglücklich und leidend fühlte. Denn zu ihr nahm er seine Zuflucht, wenn Liebe und Eifersucht ihn quälten, und sie hatte um so eher ein gewisses Uebergewicht über ihn, da hier keine leidenschaftliche Neigung ins Spiel kam. In den nächsten Jahren nach seinem Fortgehen von Leipzig unterhielt er mit ihr eine belebte Correspondenz und schickte ihr ein Bild seiner geliebten Schwester Cornelie, das er auf einen Correcturbogen des Götz flüchtig gezeichnet hatte, als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit. Im Walde und auf den Wiesen von Dölitz erging er sich gern in dichterischen Streifereien, und war auch Käthchen oder wie sie dem Dichter hieß, Annette, meistens Veranlassung und Gegenstand seiner Lieder, so wurden sie der fein gebildeten und scharf urtheilenden Friederike zur Prüfung vorgelegt. Eine Sammlung „Lieder mit Melodien Mademoiselle Friederike Oeser gewiedmet von Goethen," das älteste und eigenthümlichste Denkmal Goethe'scher Poesie, wird noch handschriftlich in Hirzels Goethe-Bibliothek in Leipzig aufbewahrt. Als dieselben, „davon ein Theil das Unglück hatte, ihr zu mißfallen" — man kann wohl errathen weshalb — durch andere vermehrt später gedruckt wurden, „würde er sich vielleicht unterstanden haben, ihr ein unterschriebenes Exemplar zu wiedmen, wenn er nicht wüßte, daß man sie durch einige Kleinigkeiten leicht zum

schimpfen bewegen könnte.“ Diese neuen Lieder, in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf, erschienen 1770 ohne Goethe's Namen. Hiller, der sie anzeigte, meinte, wenn man sie läse, werde man gestehen, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle*) — für uns sind sie ein schönes, echtes Denkmal seines Leipziger Aufenthalts. Die Zueignung, welche den Schluß derselben macht:

„Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von Ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätsche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick,
Ein bißgen naß auf euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an,
Er hat's so gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen.“

drückte seine Stimmung so wahr und tief, so einfach und schön aus, wie schon damals kaum ein anderer Dichter es vermochte.

*) Wöchentl. Nachr. III. Anh. S. 140. Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek S. 1 f.

So ging er von Leipzig am 28. August 1768 fort. Weder er selbst noch seine Freunde ahnten in ihm die künftige Größe, zu der wir jetzt bewundernd hinaufschauen. Leipzig hat Goethe nicht den Lorbeer ins Haar gewunden, aber noch hat der Blumenstrauß, den der Jüngling hier gepflückt, frischen, unvergänglich frischen Duft.

Goethe in Leipzig*).

An Herrn Salomon Hirzel. Mit seinen Liebhabereien wendet man sich gern an Gleichgesinnte, bei welchen man nicht nur Entschuldigung, sondern Theilnahme zu finden hoffen kann. Sie haben schon einmal, lieber Freund, die Reliquien, welche ich von Goethe's Leipziger Aufenthalt gesammelt habe, unter Ihren Schutz genommen, lassen Sie sich jetzt auch einen Nachtrag gefallen, der wenigstens für Sammler und Scholiasten, wie wir es sind, nicht ohne Interesse sein wird.

Bei meinem Aufenthalt in Frankfurt a. M. im vorigen Sommer (1853) theilte mir Herr Dr. Varrentrapp einige Briefe mit, welche sich durch Familientradition im Besitz seiner Schwester, der Frau Zickwolf befinden, und deren Veröffentlichung mir auf meine Bitte freundlichst gestattet wurde. Sie sind von Goethe und seinem Freunde Horn aus Leipzig an einen, so viel ich weiß, in der Goethe-Literatur noch nicht genannten Frankfurter Freund Moors gerichtet.

---

*) Erschien in der allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1854, Januarheft.

Joh. Isaac Moors, im Jahr 1777 als Stadtschultheiß von Frankfurt hochbetagt gestorben, hatte zwei Söhne. Der ältere, Friedrich Maximilian, geb. den 24. April 1747, starb als Advokat den 19. Februar 1782. In sein Stammbuch hatte Goethe sich vor seinem Abgang nach Leipzig mit folgenden Versen eingeschrieben, welche durch Euler in der Didaskalia (1865 Nr. 244) mitgetheilt worden sind:

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt*).
Risum teneatis amici!
Es hat der Autor, wenn er schreibt,
So etwas Gewisses, was ihn treibt.
Der Trieb zog auch den Alexander
Und alle die Helden mit einander;
Drum schreib ich auch allhier mich ein,
Ich möcht' nicht gern vergessen sein.

Frankfurt den 28. August 1765.

Goethe
der schönen Wissenschaften Liebhaber.

Der zweite, an den die Briefe gerichtet sind, Wilhelm Carl Ludwig, ist den 28. August 1749 geboren — sein Name steht in dem Taufregister unmittelbar unter Goethe eingeschrieben. Von ihm weiß ich Ihnen nicht einmal so viel

als die Gellert'sche Grabschrift zu erzählen, denn er nahm kein Weib, sondern starb unvermählt am 26. September 1806 als Stadt- und Gerichtsschultheiß. Er war ein angenehmer heiterer Lebemann; mit Horn blieb er fortwährend im Umgang und wenn Goethe nach Frankfurt kam, wurde die Jugendfreundschaft in lebhaftem Verkehr wieder angefrischt, ein näheres Verhältniß scheint in späterer Zeit zwischen ihnen nicht stattgefunden zu haben. An ihn richtete Horn, der um Ostern 1766, ein halbes Jahr nach Goethe, als Student nach Leipzig gekommen war, im Sommer desselben Jahres einen ausführlichen Brief, aus welchem ich das mittheile, was Goethe angeht.

„Von unserem Goethe zu reden! — Das ist immer noch der stolze Phantast, der er war als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind Himmel weit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerley, man mag ihm seine Thorheit vorhalten so viel man will.

Mag man Amphion seyn und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kan man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm.

Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebehrden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kan. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

il marche à pas comtés
Comme un Recteur suivi des quatre Facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher, und Er sucht auch denselbigen wo er kan zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte. Was würde der König von Holland sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe? Schreibe doch bald wieder an ihn und sage ihm Deine Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. Wenn mich nur der Himmel so lange ich hier bin vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzigmal sähest, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurth. So gute Freunde wir auch sonst waren, so vertragen wir uns jezo kaum 1/4 Stunde. Doch mit der Zeit hoffe ich ihn noch zu bekehren, ob es schon schwer ist einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles mögliche daran wagen.

Ach fruchtete diß mein Bemühn!
Ach könnt ich meinen Zweck erreichen!
Ich wollt nicht Luther, nicht Calvin
Noch einem der Bekehrer weichen.

Du kannst ihm nur alles wieder schreiben, was ich Dir hier erzählt habe. Es ist mir recht lieb wenn Du es thust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn Er wird doch nicht so leichte bös auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen. — So viel von Ihm, künftig mehr — ..... Leb und vergiss nicht

Leipzig, den 12. August 1766.

Deinen Horn."

Moors mag den Brief mit einer ähnlichen Ueberraschung gelesen haben, wie wir, die wir uns Goethe als jungen Studenten ganz anders vorzustellen gewohnt sind, am wenigsten als einen vornehmthuenden Modegecken und Courmacher. Er befolgte denn auch den Rath Horns und drückte dem Freunde sein Erstaunen und seine Mißbilligung über diese unvortheilhafte Veränderung unverhohlen und wie es scheint ziemlich derb aus. Erst im October erhielt er durch Horn folgende nicht minder überraschende Aufklärung.

— „Aber lieber Moors! welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verlohren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen, denn er hat mir es aufgetragen um ihm die Mühe die es ihm machen würde zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich

immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich Ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädgen das unter seinem Stand ist, aber ein Mädgen das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht ausserordentlich schönes Gesicht, eine ofne sanfte einnehmende Mine, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand ohne die gröste Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weist lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen lassen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander gebohren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe im Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher ausserordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein von der ich Dir erzählt habe die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpfte, und ich begleite Ihn manchmal zu Ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in Sie. Mittlerweile hält man ihn in die Fräulein —*) doch was brauchst Du

*) Der Name war ursprünglich geschrieben, aber von ihm ausgestrichen.

ihren Namen zu wissen, verliebt und man vexirt ihn wohl gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt Sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oeconomie entdeckt und gezeigt daß der Aufwand den er macht nicht so groß ist wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthey nehmen welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kan. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das würklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hofnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß Sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein? Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andere davon selbst an Dich schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab nicht nöthig Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist . . .

Leipzig, d. 3. Oct. 1766.

Dein aufrichtiger Freund

Horn."

Wenige Tage vorher hatte auch Goethe selbst an Moors folgenden Brief geschrieben, der durch die vorhergehenden verständlich ist.

„Mein lieber Moors,

Endlich schreibe ich Dir. Die verworrenen Umstände in denen ich mich befinde, werden mich entschuldigen, daß

ich so lange unschlüssig gewesen bin, was ich tuhn sollte. Ich habe mich endlich entschlossen, Dir alles zu entdecken, und Horn hat die Mühe über sich genommen, es Dir zu schreiben, eine Sache, die mir dennoch nicht die angenehmste gewesen wäre. Du weißt also alles. Du wirst daraus gesehen haben, daß Dein Goethe noch nicht so bestrafenswerth ist, als Du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt Du denken wenn Du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsden meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die*) die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jezo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht den elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja Sie ist des großen Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können

*) Vorher stand geschrieben: Ein eitles Gespenst, das sich.

etwas dazu beyzutragen. Lebe wohl. Ich werde an Deinen Bruder schreiben, es ist kein Stolz, es ist Nachlässigkeit, die mich ihn vergessen gemacht hat. Ich muß Dir noch am Ende im namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen ohne ausnahme. Du kannst denken, welches Uebel daraus entstehen könnte. Lebe wohl.

L. d. 1. Oct. 1766. Goethe *)."

Sie werden diese ältesten unmittelbarsten Zeugnisse von Goethe's jugendlicher Neigung willkommen heißen, wenn sie gleich gegen die schöne Schilderung in Dichtung und Wahrheit merklich abstechen. Denn nicht deshalb spüren wir ja den älteren, gleichzeitigen Berichten über Goethe's Leben nach, um von seiner eigenen Darstellung den poetischen Duft abzuwischen, sie zu controliren und wo es irgend angeht, zu widerlegen, sondern um durch klarere Einsicht in das Factische auch die Kunst des Dichters, den überlieferten Stoff zu einem Kunstwerk zu gestalten, ohne dem Wesen der Wahrheit irgend zu nahe zu treten, immer mehr bewundern zu lernen. Neu und fremd sind die kleinen charakteristischen Züge, welche wir hier gewahren, keineswegs. Besonders das Hervortreten der Reflexion gegen die Neigung, wie unreif sich auch diese moralische Philosophie erweist, und selbst, daß der Stolz des Frankfurters aus guter Familie, wohl auch die Furcht vor dem Vater, seiner Reflexion eine eigenthümliche Färbung giebt, kann uns nicht

*) Die Adresse lautet

Goethe amico suo Moorsio
Salutem plurimam dicit.

Der Brief war in einen andern eingelegt, wie man noch sieht; vielleicht hat Goethe diese Adresse seinem Vater zu Ehren gemacht.

überraschen. Die Komödie, welche Goethe mit sich und Andern spielte, um seine Neigung zu verstecken, ist freilich recht seltsam, aber auch sie giebt einen charakteristischen Zug ab. Doch ich will Ihnen nicht durch Raisonnement die Freude verderben, die Ihnen gewiß die hübsche Schilderung macht, welche Horn uns von Käthchen Schönkopf giebt. Wissen wir ja doch auch, daß später die Neigung zu dem liebenswürdigen Mädchen den Jüngling ganz und voll ergriff und altkluge Bedenken, wie wir sie hier finden, niederschlug. Aber nun lassen Sie mich Ihnen auch meine Unwissenheit eingestehen. Ich weiß nicht, wer mit dem König von Holland gemeint ist; ich weiß nicht, welches Leipziger Fräulein Goethe's vorgeschobene Geliebte war, von der Horn eine so ungünstige Beschreibung macht — doch damit sind Sie vielleicht als Leipziger Patriot zufrieden; ich weiß aber auch nicht, wer die W. war, um deren Gunstbezeugungen sich Goethe schon in Frankfurt bemühete.

Der eigenthümliche Eindruck, welchen jener Brief Goethe's an Moors macht, wird aber noch sehr verstärkt, wenn man damit einen an demselben Tage an Trapp gerichteten französischen Brief zusammenhält, der folgendermaßen lautet:

Monsieur mon cher ami!

Vous me confondez! Est ce donc vous même qui autrefois mon rival m'enviates tout jusques au plaisir d'être regardé par ma maitresse, vous qui quelques fois sentites la rage au coeur, parceque j'aspirois au même bonheur qne vous; est donc vous même, qui m'apprennez aujourd'hui le plus souhaitté et le plus inattendu evenement, que me met au comble de la joie.

Elle a donc vu ma lettre, elle n'a donc pas été fachée de ce coeur farouche, de cet amour ardent, de mes sentimens impetueux, elle même a souhaitté de posseder ces lignes miserables.

Ah pourquoi ne les lui avez pas données sans me demander! Comment avez vous pu croire, que je ne serois pas ravi du sort agreable de ma lettre, d'être gardée par les mains de celle que j'aime, et que je refuserois a mes vers le bonheur d'être si proche d'Elle, que je souhaite moi même si ardement. Donnez lui la lettre, mais dites lui pour quel usage je souhaiterois quel le gardat. Quelle se souvienne quelquefois, en regardant ces lignes, d'un amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour, qui lui souhaite la vie la plus heureuse, sans esperer de pouvoir contribuer à son bonheur quelque peu de chose. Je n'aurois jamais eu la hardiesse de dire si hautement mes sentimens, si elle ne les avait pas reçus si gracieusement.

Vous me dites des compliments de sa part! seroit-ce bien possible, qu'elle eut tant pensé a moi.

Dites lui — Mais que pourriez vous lui dire quelle ne sent pas encore. Elle connoit mon coeur. Conservez moi son amitié et la votre. Adieu!

Leipzig,
ce 1. d'Octb. 1766. Goethe.*)

*) Trapp ertheilte hierauf nachstehende Antwort:

Reponse ce 4.

Non non mon tendre ami, ou l'on vous a trompé ou vous vous etes trompé vous même, moi votre rival? Vous me mortifies. Avez vous oubliez les expressions, dont je me suis servi en sortant de l'allée a 10 heures, le soir d'un Dimanche. Je veux vous les rappeller. Je vous disois — qu'elle merite un bonheur au dessus de celui, qui depend de moi.

Je retourne chez moi pour quelques tems. Je lui donnerai votre lettre et lui dirai pour quel Usage elle doit la conserver. En attendant que je m'arrete ici jusqu'à la fin de ce mois, honorés moi de vos nouvelles pour signe de votre amitié. Croyes moi plus que jamais etc.

Ffort le 4 8br.

Hier begegnen wir ganz ähnlichen Gedanken und Wendungen, französisch ausgedrückt und an ein anderes Mädchen gerichtet, das er zu lieben, aber nicht glücklich machen zu können behauptet. Der frühere Brief, den Trapp demselben mitgetheilt hatte, ist ebenfalls vorhanden und verdient hier einen Platz.

Mon cher Trapp.

Vous savez bien ramener les gens à leur devoir, duquel ils se sont éloignés en les contraignant d'une façon, qui ne leurs fait pas sentir que vous les contraignez. Vous m'entendez cher ami? vous souriez de ce que j'ai eu seu si bien penetrer votre intention, et ce même souris me fait esperer le pardon de la faute que j'ai commise en ne vous écrivant pas tout le temps que je suis à Leipsic. C'etoit faute d'industrie et non pas faute de memoire. Comment pourrois je oublier Wormbs et les agreables habitans de cette bien aimée. O vous savez trop que Worms me tient au coeur. Vous connoissez ma passion pour la belle Charitas que vous l'avez crue le plus fort motif de m'amener à Vous ecrire en me donnant par Stern le doux espoir, de me faire entendre des nouvelles, qui touchent de plus pres votre charmante nièce. Votre offre a encore plus de pouvoir sur moi, parce que je suis tout a fait delaissé par ce mechant Muller.*)

Muller! je suis faché de ce malicieux
Ce n'est plus cet ami si tendre en ses adieux,
Qui m'aimant autrefois, relevoit ma foiblesse
Se joingit à ma joie et chassa ma tristesse.
Aujourd'hui tout changé, il rit de mes soupirs,
Et dans un noir chagrin fait changer mes plaisirs.
Jamais il ne m'ecrit des nouvelles agreables
Sans qu'il y fasse entrer un recit qui m'accable;

*) Dies ist gewiß derselbe Müller, von dem Cornelia berichtet, ihr Bruder stehe nicht mehr so gut mit ihm wie früher (Briefe an Leipz. Freunde S. 279).

Et qui d'un coup mechant, adroitement porté
Ne m'ôte le bonheur, que lui même a donné.
Le cruel! Il connoit mon coeur sensible et tendre,
Il connoit le repos qu'il y pourroit repandre,
Il scait bien qu'un ami s'il ne peut nous aider,
Devroit en nous plaignant pourtant nous soulager.
Le fait il? Oh que non! ma douleur est estreme,
Je suis faible il est vrai. Est on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien que de combler mes maux,
Et me dit en riant: Ha, tu as des rivaux.
Je ne le scais que trop, sans qu'il le dise encore.
Tout qui la vit l'admire, qui la connoit l'adore;
Mais faut il eveiller, l'idée plein d'effroi;
Un rival est plus digne de cet enfant que moi.
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! que l'amour soit mon maître.
J'ecouterai lui seul, lui seul doit me guider,
Au sommet du bonheur par lui je vais monter.
Au sommet de la science monté par l'industrie,
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir en depit de tout altier censeur;
Si elle est en état d'achever mon bonheur.
Mais il faut jusque la que votre main m'assiste
Laissez parler toujours ce docte moraliste.
Ecrivez moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient il de moi? Ou m'a il oublié?
Ah ne me cachez rien, qu'il m'eleve ou m'accable.
Un poignard de sa main, me seroit agreable.
Ecrivez, c'est allors, que de mon coeur cheri,
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami.
Je suis avec toute affection possible

Leipsic cher Trapp
ce 2 du Juin 1766. Le votre Goethe*).

*) Die Adresse ist Monsieur Monsieur Trapp chez V[t]. Sebastian Stern Francfort sur le main (so).

Sie sehen, das sind dieselben Verse, die zum Theil schon früher, unter einem falschen Datum gedruckt, uns in einige Verlegenheit gesetzt haben, die nun beseitigt ist. Daß die Originalbriefe im Besitze König Ludwigs I. von Bayern sind, ist Ihnen ebensowohl bekannt, als welche Mühe es gekostet hat, die genauen Abschriften derselben zu erlangen, nach denen ich die Briefe mitgetheilt habe. Daß die Incorrectheiten des Französischen nicht geändert sind, werden Sie in der Ordnung finden; darin wie in der ganzen Haltung erinnern diese Briefe an Corneliens französische Aufzeichnungen.

Wer la belle Charitas war, ist Ihnen auch keine Neuigkeit mehr*). Charitas, oder wie sie eigentlich hieß Charlotte, Meixner war die Tochter eines reichen Kaufmannes Georg Friedr. Meixner und der Maria Dorothea geb. Moritz in Worms und wurde dort 27. Juli 1750 geboren. Sie war sehr schön, lebhaften Geistes und versuchte sich selbst in lyrischen Gedichten, namentlich in französischer Sprache. Als junges Mädchen kam sie nach Frankfurt in das Haus eines nahen Verwandten, des mit der Goethe'schen Familie befreundeten Rath Moritz, auf längere Zeit zum Besuch. Hier knüpfte sich eine nahe Freundschaft mit Cornelia Goethe an (Briefe an Leipz. Freunde S. 238. 250), auch Goethe lernte sie hier kennen. Er besuchte sie später noch in Worms, wo in dem Hause des Hrn. Baudel, ehemals von

*) Nachrichten über Charitas Meixner sind gegeben von Dieffenbach (Didaskalia 1844 Nr. 233) und J. H. (Illustr. Zeitg. 1863, 10. Jan. Nr. 1019 S. 37 f.), wo beide Briefe an Trapp, jedoch unvollständig, und ein Porträt der Charitas in Holzschnitt nach einem Oelgemälde mitgetheilt sind.

Kampf gehörig, in eine Fensterscheibe eingeschnitten zu lesen ist:

Goethe
1769.

Charitas heirathete im Jahre 1773 einen Kaufmann Schuler in Worms und starb am 31. Dec. 1779 an den Folgen eines Wochenbettes.

Ihr Vetter Augustin Trapp ist Ihnen keine ganz unbekannte Persönlichkeit. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß an ihn noch ein späterer Brief Goethe's vorhanden ist, der sich auf ein Heirathsproject Trapp's bezieht*).

War ich mit diesen Briefen unerwartet glücklich, so habe ich in Beziehung auf andere Correspondenzen Goethe's aus frühester Zeit leider nur die Gewißheit erhalten, daß sie verloren sind. Daß Riese, welcher als Kastenschreiber am allgemeinen Almosenkasten angestellt, unverheirathet im Jahre 1827 starb, Goethe's Briefe an ihn bis auf wenige zufällig gerettete selbst verbrannt habe, hat sich mir bestätigt. Außer dem wohlbekannten Studentenbriefe sind nur zwei aus späteren Jahren von Classen**) veröffentlicht. Von diesen frischt der eine die alte Jugendfreundschaft in so liebenswürdiger Weise wieder auf, daß Sie ihm hier, wo wir Reliquien sammeln, wohl auch einen Platz gönnen.

Die Erzählungen meines Sohnes, begleitet von einem Schreiben Ihrer liebwerthen Hand, haben mich in jene so

*) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 31 ff.

) **Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Nr. 2, 1858.

ruhig als unschuldige Zeiten zurückversetzt, in welcher wir einer heitern und lustigen Jugend genossen. Ich freue mich, daß Sie, als ein besonders theurer Freund, zu den übrig gebliebnen gehören, und wir uns noch, bis auf diesen Tag, zusammen der Vergangenheit freuen können. In meinem dritten Bande finden Sie Ihren geschätzten Nahmen und die Erinnerung unserer näheren Verhältnisse, nicht ohne Bemerkung des vielfältigen Widerspruchs, mit welchem der Freund meinen Enthusiasmus zu zügeln und meine Dialectik zu üben verstand.

Auch habe ich, bei Gelegenheit der lebhaften Erzählung meines Sohnes, die Narbe an dem rechten Zeigefinger vorgewiesen, welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben, unter einer Forsthauslaube, etwas schalkisch, auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben einen Teller Schinken zu verzehren, und Sie hatten das aufgehobene Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenkte.

Solche lustige leichte Wunden schlägt das fortschreitende, immer ernstere Leben nicht, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie, bey so großem Wechsel der Dinge, als einzelner Mann, weniger Sorgen unterworfen, an Ihrer Stelle unverruckt geblieben. Grüßen Sie mir unser Fränzchen zum Schönsten, deren Heiterkeit sich gewiß erhalten hat. Eine so beständige Freundschaft deutet auf redliche, treue Gemüther und einen ruhigen, gleichen Lebenswandel.

Mögen Sie noch lange amtlich auf dem Kirchhofe beschäftigt, diesem und jenem ein Erbbegräbniß zutheilen und mit dem besten Humor sich selbst und Ihren nächsten Umgebungen

leben, zu Trost und Freude, und auch dabey immerfort meiner in Liebe gedenken.

Weimar, den 14. Febr. 1814.

Herzlich angeeignet
Goethe.

Riese hatte aber nach dem Tode Horn's, welcher im Jahre 1806 als Gerichtsschreiber starb, auf der Auction unter anderen Familienpapieren desselben auch seine Correspondenz mit Goethe an sich gebracht. In seinem Nachlasse fand sich dieselbe versiegelt mit der Bitte an Goethe's Freund, Geheimrath v. Willemer, sie Goethe zukommen zu lassen, der diese Sendung mit folgendem Briefe vom 3. Januar 1828 erwiederte, welchen Frau Geheimräthin v. Willemer mir mitzutheilen die Güte gehabt hat.

„Das Abscheiden unseres guten Riese mußte mir zu weiten Rückblicken Veranlassung geben; er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben, bis er nun auch aus diesem Gänsespiel scheidet. Schön war es und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtniß durch Ihre Hand gehen läßt, er spricht dadurch rührend aus, was Sie ihm waren und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan.

Eigentlich waren es uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich sein konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrücken, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert: zwei von Straßburg hob ich auf, in denen man endlich ein freieres Umherblicken und Auf-

athmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freisinn noch keine Spur von woher? und wohin? von wo aus? woein? deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden."

Die Existenz dieser Briefe ist Ihnen natürlich längst aus dem bekannt, was Eckermann in den Gesprächen mit Goethe (II. S. 136 f.) vom 11. April 1829 erzählt:

„Nach Tisch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in seine Arbeitsstube und zeigte mir zwei höchst merkwürdige Scripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwei Briefe aus Goethe's Jugendzeit, im Jahr 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben, der eine im Juli, der andere im December. In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen. In dem letzteren zeigten sich schon Spuren vom Werther; das Verhältniß in Sesenheim ist angeknüpft und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und schon zu dem Charakter entschieden, den Goethe's Hand später immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu lesen und verließ Goethe in der glücklichsten, dankbarsten Empfindung." — Wann werden die Enkel des Dichters durch Mittheilung dieser Briefe und so mancher Schätze, die das Goethe'sche Archiv birgt, dieselbe Empfindung in uns erwecken?

Goethe und Oeser*).

Adam Friedrich Oeser**) wurde am 18. Februar 1717 in Preßburg geboren und zeigte in früher Jugend Neigung und Talent zur Malerei, für deren Ausbildung in seiner Vaterstadt wenig geschehen konnte. Im Jahre 1730 ging er nach Wien und besuchte die dortige Akademie auf kurze Zeit, da ihm die nöthigen Mittel bald ausgingen. Durch ein Bild, das Opfer Abrahams, erwarb er sich in seinem achtzehnten Jahre die goldene Prämie, welche ihm durch den Neid einiger Künstler, die sich zurückgesetzt glaubten, beinahe das Leben gekostet hätte***). Nun setzte er in Wien seine Studien mit Eifer fort, und trat namentlich zu Raphael Donner in ein nahes Verhältniß, bei dem er sich im Modelliren und als Bildhauer ausbildete; von Mügler lernte er die Emailmalerei. Gegen Ende des Jahres 1739 begab er sich nach

*) Zuerst in Goethe's Briefen an Leipziger Freunde S. 105 ff.

**) Vgl. Leipz. Gelehrten- und Künstler-Almanach 1787 S. 85; Seume, N. Teutsch. Merc. 1799 II. S. 152 ff. Neue Bibl. der schönen Wissensch. 1800 LXIII. S. 120 ff. Leipziger Kunstblatt 1817 Nr. 8. 9. Geyser, Gesch. d. Malerei in Leipzig S. 61 ff.

***) Gräffer, Kleine Wiener Memoiren I. S. 240 ff.

Dresden. Hier wurde Winckelmann mit ihm bekannt, der, nachdem er Nöthenitz 1754 verlassen, in Dresden bei ihm wohnte*), und dem er, als er in Italien war, für mancherlei Geschäfte der Vermittler war**); er nennt ihn seinen einzigen Freund, der es auch bleiben werde***). Oeser hatte, wie Winckelmann selbst dankbar anerkennt, auf die Ausbildung seines künstlerischen Sinnes (den er nach seiner Unterweisung auch durch Zeichnen zu schärfen suchte†) großen Einfluß, wie man in der Schrift über die Nachahmung der alten Kunst vielfach wahrnehmen konnte††), und zum Schlusse der Erläuterung sagt er selbst: „die Unterredungen mit meinem Freunde, Herrn Friedrich Oeser, einem wahren Nachfolger des Aristides,

---

*) Winckelmann's Briefe I. S. 102.

**) Winckelmann's Briefe I. S. 105. 165.

***) Winckelmann's Briefe I. S. 145. II. S. 292. In welchem Maße Oeser Winckelmann verehrte, mag ein Brief an Hagedorn (23. März 1773) zeigen: „Es war mir eine recht erfreuliche Nachricht, daß Riedel die Winckelmannische Geschichte der Kunst herausgeben will. Er begehrt von mir Beiträge zum Lebenslauf des Winckelmann. Ich weiß nicht, was zu thun ist. Auf der einen Seite wäre das der rechte Ort, den Pedanten und selbst dem großen Ernesti mit seinem elenden Urtheil die Wahrheit zu sagen, und auf der andern Seite wirft man die Knochen unter die Hunde. Ich habe noch keinen Gelehrten gefunden, der den Plan von Winckelmann eingesehen hätte. Wahrlich der Mann hat uns zu viel Ehre angethan, daß er uns sein classisches Werk deutsch hat wollen liefern. Es ist was klägliches mit den Zurechtweisungen der Gelehrten. Und doch schreiet man über die Undankbarkeit Winckelmann's gegen seine Landsleute. Die Unerkenntlichen." (Briefe über die Kunst von u. an Chr. L. v. Hagedorn S. 290.)

†) Weimar. Herder-Album S. 456.

††) Vgl. Winckelmann's Werke I. S. 83 (222), 115 (224), 214 und S. VIII.

der die Seele schilderte, und für den Verstand malte, gaben zum Theil hierzu (zu der Schrift) die Gelegenheit. Der Name dieses würdigen Künstlers und Freundes soll den Schluß meiner Schrift zieren *)". Namentlich soll er auch auf Winckelmann's Schrift über die Allegorie, die von diesem schon in Dresden begonnen war, bedeutenden Einfluß gehabt haben **), und dies ist um so wahrscheinlicher, als die Neigung für das Allegorische bei Oeser so vorherrschend war, daß sehr häufig das, was er sich nebenher dachte, vor dem eigentlich Künstlerischen seiner Werke hervortrat und jenes als das unwichtigere erscheinen ließ. Eine berühmte Arbeit der Art war der Vorhang des Leipziger neuen Theaters, welchen Oeser auf dem großen Boden über dem neuen Theater malte, während der junge Goethe ihm die Aushängebogen von Musarion vorlas ***). Er stellte einen Vorhof zum Tempel des Ruhms vor, geschmückt mit den Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich

*) Winckelmann's Werke I. S. 212. Vergl. Winckelmann und sein Jahrhundert (S. 407): „Lippert, Hagedorn, Oeser, Dietrich, Heinecke, Oesterreich liebten, trieben, beförderten die Kunst jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anecdoten kursirten, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmann's, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte." Rumohr, Ital. Forsch. I. S. 44: „Wäre es nun so wunderbar, wenn der damals sich gläubig hingebende Kunstjünger von seinem Zeichnenlehrer Oeser, diesem grauenhaftesten, leichenähnlichsten aller Manieristen — Ansichten und Vorbegriffe sich hätte aufdrängen lassen?"

**) Winckelmann's Werke I. Vorr. S. 4. Vgl. oben S. 62 f.

***) Werke XVII. S. 281.

neben den Musen die neueren Schauspieldichter versammeln. Zwischen ihnen geht unbekümmert ein Mann in leichter Jacke, vom Rücken gesehen, hindurch — Shakespeare *). Später stellte er in dem Deckengemälde des großen Concertsaales „nach den Grundsätzen der heidnischen Götterlehre zuerst die alte, dann die neue Musik dar. Die alte wird verjagt und dagegen die neue eingeführt. Unter der letzten Darstellung hält ein Genius ein fliegend Band mit der Inschrift Bach. Dieses vortreffliche Denkmal ist für Bach eine der größten Lobreden" **).

Im Jahre 1756 verließ Oeser Dresden und lebte während des siebenjährigen Krieges mehrere Jahre mit seiner Familie — er war seit 1745 mit Elisabeth Hoburg verheirathet — in Dahlen. Gegen das Ende desselben ging er nach Leipzig, wo er 1763 durch Hagedorn, welcher sich Weiße's als Vermittler bediente ***), zum Professor an der allgemeinen Kunst-Akademie und zum Director der neu errichteten Zeichen-Akademie in Leipzig ernannt wurde †). Er zog mit seiner Akademie nach einigen Jahren in die Pleißenburg ein, wo Goethe ihn 1765 bereits vollständig eingerichtet traf. Seine Wirksamkeit fand an den geringfügigen Mitteln und an-

*) Neue Bibl. d. schön. Wiss. 1766. III. S. 147 ff. (Reichardt) Briefe e. aufmerks. Reis. II. S. 96 ff. Die ausgeführte Skizze befand sich in der Winckler'schen Sammlung, wo auch ein allegorisches Deckengemälde von Oeser war. Histor. Erklärungen der Gemälde, welche Hr. G. Winckler in Leipzig gesammelt (1768) S. 71 ff.

**) Forkel, musikal. Almanach f. 1783 S. 152 ff. Kreuchauff über Oeser's neueste Allegoriegemälde. Leipzig 1783.

***) Weiße's Selbstbiographie S. 97.

†) Wießner, Die Akademie der bildenden Künste in Dresden S. 21. 32. Das bezügliche Decret ist vom 6. Februar 1764 (Wießner S. 37. 38). Oeser bezog 600 Thlr. Gehalt nebst 80 Thlr. Quartiergeld.

dem hartnäckigen Widerstand der Innungsmaler, welche Oeser in seinen Briefen an Hagedorn ergötzlich schildert, keine geringen Schwierigkeiten, doch gelang es ihm durch seine persönliche Tüchtigkeit eine Stellung von nicht gewöhnlichem Einfluß und eine über seine nächste Umgebung weit hinausreichende Anerkennung zu erringen *).

Wie anregend und nachhaltig sein Unterricht und Verkehr auf Goethe während seines Aufenthaltes in Leipzig wirkte, das berichtet dieser selbst und noch lebhafter sprechen es die von Frankfurt an ihn geschriebenen Briefe aus. Daß Oeser an seinen Beschäftigungen mit der Kunst lebhaften Antheil zu nehmen fortfuhr, zeigt ein Brief vom Jahre 1769, in welchem er ihm auf Befragen die Stelle des Plinius von der Steinschneidekunst der Alten aus praktischer Erfahrung erläutert, nicht ohne über die Gelehrten herzlich zu lachen, „die da glauben, es sei schon genug, wenn man nur viel Sprachen weiß, um durch Nachschlagen und angeführte Stellen ohne praktische Kenntnisse entscheidende Urtheile fällen zu können" —, von denen auch Lessing nicht ausgenommen wird, dessen antiquarische Briefe Goethe ohne Zweifel auf diese Frage geführt hatten **). Auch in Straßburg blieb er mit ihm in Verkehr; als er auf der Rückkehr in Mannheim zuerst einen Gipsabguß des Laokoon sah, (in Leipzig war nur ein Abguß des beckenschlagenden

*) Eine begeisterte Schilderung von Oeser's Persönlichkeit entwirft Großmann in einem Briefe an Knebel vom 28. Sept. 1772 (Knebel, liter. Nachl. II. S. 167 ff.). Geringschätzige Urtheile, wie von Sonnenfels (Briefe an Klotz I. S. 17): „Oeser war in meinen Augen immer nur mittelmäßig; freylich im Verhältniß gegen die Zwerge ist ein mittelmäßiger Mann auch groß," wird man in jener Zeit selten finden.

**) v. Biedermann, Goethe und Leipzig II. S. 28 ff.

Fauns *), theilte er die Ansichten, welche ihm dabei aufgingen, Oeser in einem Briefe mit, der freilich auf seine Auslegung nicht sonderlich achtete, sondern den guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte **). Von den Briefen, welche Goethe nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt an Oeser schrieb ***), hat sich leider keiner erhalten, aber an Zeichen seiner unveränderten Anhänglichkeit für ihn fehlt es nicht. Riedel's Epistel an Herrn Oeser†) wurde in den Frankfurter gelehrten Anzeigen mit folgenden Worten recensirt††), die ohne Zweifel von Goethe herrühren:

„Das Ding mag Oesern wohl eine muntere Viertelstunde gemacht haben; als Gesellenscherz hätte es uns auch gefallen; es ist nicht ganz ohne launischen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange, solch einen Mann von Großen und Kleinen nur immer als Künstler und so becomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeiht's dem Publikum, denn nie hat er auf den Beifall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist anders zu kennen und zu nennen."

Im Auftrage des Buchhändlers Wendler hatte Oeser im Jahre 1773 ein Denkmal Gellert's entworfen, welches von

*) Werke XXIV. S. 287. Oeser wünschte einen Abguß der mediceischen Venus und des Apoll von Belvedere für die Akademie zu erwerben, aber er sollte sie mit 100 Thlr. bezahlen und diese Rechnung ging ihm bei den traurigen Umständen und der fürchterlichen Oeconomie gewaltig im Kopfe herum (Briefe an und von Hagedorn S. 278 f.).

**) Werke XXII. S. 66.

***) Briefe an Leipz. Freunde S. 221.

†) Sie erschien anonym Erfurt 1771 in Quart, abgedruckt in Chr. H. Schmid Anthologie der Deutschen III. S. 161 ff.

††) Frankfurter gel. Anz. 1772, 2. Juni S. 680.

Unger in Marmor ausgeführt und im Wendlerschen Garten aufgestellt wurde *). Seine Idee war, Gellert sei als Vater der deutschen Grazien zu betrachten, er sei ihnen abgestorben, da sie noch Kinder waren, und habe ihre völlige Ausbildung anderen Händen überlassen. Er versammelte auf seinem Monument die drei Grazien in Kindesgestalt um Gellert's Urne, die auf einer unvollendeten Säule steht. Zwei haben sich trauernd über die Urne geworfen, die dritte beugt sich, am Fuße der Urne knieend, zu Gellert's Bildniß herab, das in Medaillonform an der Säule hängt **). Dieses Denkmal ***) begrüßte Goethe (1774) mit dem Gedichte:

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte,
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen in die Ehrenkrone,

*) Es wurde später auf den Schneckenberg versetzt und wird jetzt auf dem Rathhaus verwahrt.

**) Kreuchauff über Gellert's Monument, Leipz. 1774. N. Bibl. der schönen Wissensch. u. d. fr. Künste XVI. S. 133 ff. Gleim schreibt an Heinse 29. Juni 1774 (Briefe zw. Gleim, Heinse und Müller I. S. 172): „Satyren auf Gellert's Monument gehen zu Leipzig umher und lästern den guten Gellert, der für seine Fabeln einunddreißig Gulden zum Trinkgeld von Wendlern empfing. Wir erwarten den Maler Gottlob aus Leipzig, einen Schüler Oeser's, und Oesern selbst. Ich freue mich darauf."

***) Ein anderes von Oeser projectirtes größeres Denkmal kam nicht zur Ausführung, das in der Johanniskirche aufgestellte war eine Arbeit Schlegel's.

Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab*):
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann,
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Ein persönlicher Verkehr mit Oeser wurde wieder angeknüpft, nachdem Goethe in Weimar seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte**).

Die Veranlassung dazu gaben die Reisen, welche der Herzog ziemlich jedes Jahr, gewöhnlich zur Zeit der Messe, nach Leipzig machte, auf welchen ihn Goethe zu begleiten pflegte, wo denn Oeser stets aufgesucht wurde. Schon im März 1776

*) „Die Menge der kleinen Schriften, welche auf Gellert's Tod herausgekommen sind, haben Deutschland fast wie eine Sündfluth überschwemmt," heißt es in der Vorrede der schwäbischen Beyträge zu Gellert's Epicedien (Stuttg. 1770). Die „vollständige Sammlung der Gedichte, welche der Tod des Herrn Prof. Gellert veranlaßt hat" (Leipzig 1770), ist bei weitem nicht vollständig.

**) Mit Wieland war Oeser bekannt geworden, als dieser im Jahre 1770 von Erfurt aus einen Besuch in Leipzig gemacht hatte. Er schreibt an Frau von La Roche (S. 126 f.): Winckler contribue beaucoup à animer et à entretenir cet esprit des beaux arts, que mon digne ami Oeser a scu y exciter depuis le retablissement de la paix; cet ami Oeser est un de ces hommes de génie, que la nature produit assez rarement, il est de tous les gens de mérite que j'ai vu à L. celui que j'ai trouvé le plus selon mon coeur. C'est une belle ame et un coeur excellent sous le dehors de la simplicité qui accompagne le vrai génie.

kam Goethe nach Leipzig und blieb mehrere Tage dort, sah seine alten Freunde, Käthchen, Oeser wieder und lernte Corona Schröter jetzt näher kennen *); gegen Ende desselben Jahres wurde abermals ein Ausflug dahin unternommen **). Im Mai 1778 kamen sie wieder nach Leipzig ***) und gingen von da nach Dessau, Berlin und Potsdam; Wieland schreibt von dieser Reise: „Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll †)." Mit dem Herzog war Goethe auch im April 1780 ††) und im Mai 1781 †††) in Leipzig und wiederholte seinen Be-

*) Briefe an Frau v. Stein I. S. 19 ff. Carl August's Briefw. mit Goethe I. S. 1 f.: „Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vielblinkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende, blinsende, schnäbelnde und schwämelnde Mägdlein und gegen die judenhafte, strotzliche, schwanzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welche Greuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind. Dagegen präservirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen." Briefe an Merck II. S. 58. Riemer, Mittheil. II. S. 24. Vgl. Briefe an Lavater S. 15. 18.

**) Briefe an Frau v. Stein I. S. 73. Riemer, Mitth. II. S. 36 f.

***) Als sie wieder zurückgekehrt waren, schrieb Goethe's Diener Seidel an Reich: „Der Hr. Geh. L.-R. hat bei seiner Durchreiße durch Leipzig einem Uhrmacher in oder neben dem Hotel de Bavière (dessen Namen der Bediente nicht weiß) eine goldne Uhr zu repariren gegeben. Haben Sie die Güte, diese zurückzufordern, die Gebühr auszulegen und solche anher zu senden."

†) Briefe an Merck II. S. 146 vgl. S. 140. Goethe's Briefe an Frau v. Stein I. S. 165. Riemer Mitth. II. S. 59.

††) Briefe an Merck I. S. 241. 242. 243.

†††) Riemer, Mitth. II. S. 128. Briefe an Merck II. S. 184 f.

such im September desselben Jahres mit dem jungen Friedrich von Stein*). Im folgenden Jahre reiste Goethe wieder Ende December mit dem Herzog nach Leipzig, blieb aber, nachdem dieser am Weihnachtsabend fortgereist war, bis in den Anfang des nächsten Jahres, und machte sich nun mit der Stadt, die ihm eine neue kleine Welt war, auf neue Weise bekannt, indem er außer dem Kreise seiner alten Freunde viele neue Bekanntschaften machte. Auf einem Balle waren ungefähr 180 Personen zugegen, schöne Gesichtchen mitunter und gefällige Menschen; er dachte dabei: „warum hast du nun die Menschen vor funfzehn Jahren nicht so gesehen, wie du sie jetzt siehst? und es ist doch nichts natürlicher, als daß sie sind, was sie sind." Daß aber seine Liebe und Verehrung gegen Oeser die alte blieb, beweist die schöne Schilderung, welche er an Frau v. Stein von ihm entwirft**), wie der herzliche Brief, welchen er nachher an ihn schrieb. Aus den folgenden Jahren wissen wir von keiner Reise nach Leipzig, erst Ende December 1796 hören wir, daß Goethe wieder mit dem Herzog nach Leipzig ging, wo er eine Menge Menschen, unter ihnen einige recht interessante, auch die alten Freunde und Bekannte sah, und auf einem großen Ball von den Herren Dyk und Comp., und wer sich sonst durch die Xenien verletzt und erschreckt hielt***), mit Apprehension wie das böse Prinzip betrachtet wurde†). Die letzte Reise, die uns bekannt ist, fällt

*) Briefe an Frau v. Stein II. S. 103. 105.

**) Briefe an Frau v. Stein II. S. 277 ff.

***) Die Xenien trafen in Leipzig besonders Dyk, Platner, Blankenburg, Heydenreich, den literarischen Anzeiger; sie scheinen aber meistens von Schiller herzurühren.

†) Briefw. m. Schiller 263 (II. S. 302). 265 (III. S. 1). Werke XXVII. S. 61. Vgl. Schütz, Briefw. I. S. 86.

in's Jahr 1800 nach Oeser's Tode*). Bei diesem Aufenthalt in Leipzig besuchte er G. Hermann und forderte ihn nach einem langen Gespräch über Metrik auf, eine deutsche Metrik zu schreiben, worauf dieser erwiederte, ehe das geschehen könne, müsse Goethe die deutsche Verskunst schaffen.

Oeser wurde durch Goethe auch mit dem Weimarschen Hofe bekannt, der Herzog lernte ihn in Leipzig kennen und verkehrte gern mit ihm**); er sah im Jahre 1781 den alten Forster zuerst bei Oeser und freute sich, wie die beiden Männer mit einander umgingen. „Oeser stallt ganz vortrefflich mit ihm; er hat eine hohe Freude an dem tollen Seefahrer. Wie sich nun der alte Oeser leicht imponiren läßt in gewissen Studien und viel auf's Amüsiren hält, so vergißt er scheints Alles bei ihm und läßt sichs herzlich wohl sein***)." Sie begegneten sich in ihren Liebhabereien und förderten einander gegenseitig. „Oeser, bei dem ich gewesen bin," schreibt der Herzog 30. April 1780, „hat mir eine außerordentlich schöne Zeichnung von Seidelmann aus Dresden, einem Schüler von Mengs, verschafft†)." Und am 26. October 1783 schreibt er an Oeser: „Hier schicke ich Ihnen einen Diamanten in Ihre Sammlung. Den Rubinen kann ich nicht schicken, weil ich ihn schon vor einigen Monathen an Kappen verkauft hatte, und ich dieses in Leipzig vergaß. Doch will ich suchen einen zu finden, der Ihnen anstehe und ihn nachschicken. Cray hat mir melden

*) Briefw. mit Schiller 743 (V. S. 272 f.) Schillers Briefw. m. Körner IV. S. 177.

**) Briefe an Frau v. Stein II. S. 278.

***) Briefe an Merck II. S. 185.

†) Briefe an Merck I. S. 242.

lassen, daß Sie etliche Blätter Raphaels sehr wohlfeil erkauft haben, ich erwarte sie mit Verlangen, wie auch die mir versprochenen Schlitterschen Masquen. Die meiner Mutter geschickte Zeichnung ist sehr schön. Adieu *)."

Die nächste Folge waren Einladungen nach Weimar, welchen Oeser schon im Jahre 1776 folgte **). Diese Besuche wiederholten sich im folgenden Jahre ***), und später kam Oeser ziemlich jedes Jahr wenigstens einmal nach Weimar. Dort finden wir ihn im Januar †), im Juni ††) und nachdem er mit der Herzogin Amalie eine Reise nach Mannheim gemacht hatte, im Herbst des Jahres 1780 †††), im Frühjahr *†) und im Herbst 1782 **†), im Juli 1783 ***†), im August

*) Der Brief ist mir von Prof. Hercher mitgetheilt.

**) Briefe an Leipziger Freunde S. 127 (an Oeser V).

***) Riemer, Mitth. II. S. 38. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar S. 162 f.

†) Briefe an Merck I. S. 204. 211.

††) Briefe an Frau von Stein I. S. 312 f. 316. 319. 321. an Merck I. S. 252. 256. II. S. 177. Knebel, liter. Nachl. I. S. 116. 186. Briefw. zw. Goethe u. Knebel I. S. 18. Riemer, Mitth. II. S. 122. Der Bildhauer Klauer hatte eine Büste Oeser's gemacht, mit welcher Goethe wohl zufrieden war.

†††) Briefe an Frau v. Stein I. S. 353. 362.

*†) Knebel, liter. Nachr. I. S. 189.

**†) Briefe an Frau v. Stein II. S. 256, an Merck II. S. 214 vgl. 212. Knebel, liter. Nachl. I. S. 193. Briefw. zw. Goethe und Knebel I. S. 39. Riemer, Mitth. II. S. 162. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit S. 42.

***†) Briefe an Frau v. Stein II. S. 327.

1784 *) und im Juli 1785 **). Er war nicht nur als erfahrner Kenner, dessen Rath und Vermittlung bei Erwerbung von Kunstsachen man gern in Anspruch nahm, in Weimar willkommen ***), sondern nahm an allen künstlerischen Unternehmungen dort thätigen Antheil. „Oeser ist hier und gar gut," schreibt Goethe, „schon habe ich seinen Rath in vielen Sachen genützt. Er weis gleich, wie's zu machen ist, das was bin ich wohl eher glücklich zu finden;" und nachdem er fort ist, meint Goethe: „Wenn ich ihn nur alle Monat einen halben Tag hätte, ich wollt' andere Fahnen aufstecken †)." Er malte für das Liebhabertheater einen Vorhang und Decorationen, so für Lila, zur Geburtstagsfeier der Herzogin Luise am 30. Jan. 1777 ††), namentlich für die Vögel, welche am 18. August 1780 in Ettersburg aufgeführt wurden †††). Am 18. April 1784 lud ihn die Herzogin Amalie ein, ihr Zimmer zu malen, in folgendem liebenswürdigen Brief, den mir Prof. Hercher mitgetheilt hat.

„Mir ist als hätte ich einmahl geträumet, daß Sie, lieber Alter, mit vielen schönen Farben und mit mancherley herrlichen

*) Briefe an Frau von Stein III. S. 103. Knebel, liter. Nachl. III. S. 373. Briefw. m. Henriette S. 27. Lewald, Europa 1840, II. S. 581.

**) Briefe an Merck I. S. 459. Riemer, Mitth. II. S. 193.

***) Briefe an Merck I. S. 242. 256. 328. II. S. 212. Knebel, liter. Nachl. I. S. 186.

†) Briefe an Frau v. Stein I. S. 312. 321.

††) Briefe an Leipz. Freunde S. 127. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar S. 162 f.

†††) Knebel, liter. Nachl. I. S. 116 f. Briefe an Frau von Stein I. S. 312 f.

und seinen Ideen zu mir gekommen wären um alles dieses in mein Zimmer in Weimar anzudeuten."

„Aus diesem närrischen Traume könnten Sie mir, lieber Oeser, am besten helfen, wenn Sie mir sagten, ob es Wahrheit oder Täuschung sey, denn wie Sie wohl wissen, lieber Oeser, daß man im Traume schöne Erscheinungen hat und oft beym Erwachen wünscht sie realisiren zu können; aber hier muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht irre wird."

„Wenn es nun würklich Ihre Meynung gewesen ist, könnten Sie wohl, lieber Oeser, zu Ende des Monats Juni kommen um den Sommer bey mir zuzubringen, aber nicht wieder wegzugehen, wie ein Dieb in der Nacht, wie man schon der Exempel hat. Sie wissen, lieber Alter, bey allen Gelegenheiten sind Sie mir lieb. Kommen Sie, mit der aufrichtigsten Freundschaft werden Sie erwartet von Ihrer Freundin Amalie."

Oeser stellte sich ein und Goethe fand die von ihm gemalten Plafonds damals im hohen Grade bewundernswerth *). Auch Festlichkeiten zu verherrlichen bot er gern die Hand, wie Knebel eine seiner Schwester beschreibt **). „Abends war

---

*) Briefe an Frau von Stein III. S. 103: „Tu sauras deja que le vieil Oeser est ici; pour peindre les petits apartemens de Mde. la Duchesse Mere, mais personne t'aura dit combien son ouvrage est beau. C'est comme si cet homme ne devrait pas mourir tant ses talents paroissent toujours aller en s'augmentant. Les idees des Platfonds sont charmantes, elles sont executees avec un gout que l'age et le travail seuls peuvent epurer a un si haut degré et en meme tems avec une vivacité que la jeunesse croit etre exclusivement son partage."

**) Knebel, Briefw. mit Henriette S. 27 f.

Illumination, die schon zu Goethe's Geburtstag bereitet war. Der alte Oeser, der auch zugegen war, hatte einen herrlichen Transparent gemalt, wo sich Tugend und Genie über einem Altar die Hände geben und mit der Fackel die Flamme des Altars anstecken; oben sah man in Olivenkränzen Goethe's und Herder's Silhouetten. Meine Verse darunter waren folgende:

Reine Glut entflammet vom Himmel; Ihr bracht' sie hernieder:
Nehmt von unserm Altar Freundschaft und Liebe zurück.

Oeser ließ noch in dem gegenüber etwas erhaben liegenden Hölzchen einige Reisbündel anzünden, welches eine herrliche Erleuchtung gab, zumal da er einige große Figuren in Form von Statuen, die er dazu gemacht hatte, hineinsetzen ließ." Ebenso half er durch Rath und That bei den Anlagen, welche im Park und in Tiefurt gemacht wurden *), und verfertigte das Monument, welches die Herzogin Luise dem Herzog Leopold von Braunschweig errichten ließ. In einem Briefe an Knebel vom 25. Januar 1780 theilt er ihm einen Entwurf dazu mit, welchen er mit einigen Bemerkungen erläutert; dann schließt er charakteristisch genug: „Ich denke nicht, daß ich mich dieser Idee zu einem Monument zu schämen habe, meines Wissens ist der Gedanke neu und ich hoffe den Beyfall der Kenner zu erhalten. Die, so der Herr General Superintendent angegeben, kan ich unmöglich verdauen, es kommt mir vor, als wenn es sich so ausnehmen würde, daß der Hr. G. S. und ich die Er-

*) Briefe an Leipz. Freunde S. 134. Unter Oeser's Papieren fand sich von Goethe's Hand das Epigramm auf den die Nachtigal fütternden Amor, so wie es in Tiefurt in den Stein gegraben ist. Sollte die kleine Statue von Oeser sein?

wartung des Publikums mit nichts Besserm zu befriedigen wüßten, als daß er aus einem alten Autor eine Stelle herläse und ich das Buch dazu hielte, anstatt daß er und ich was neues sagen sollten, und uns den gerechten Vorwurf müßten gefallen lassen, daß das Publicum die Stelle selbst aufschlagen und lesen könnte und nicht brauchte danach zu gehen. Die Alten studiren oder copiren ist nach meinen Begriffen zweyerley."

Der Mann voll Geschmack und Geist, der stille Künstler von Weltmanns Klugheit, wie ihn Goethe bezeichnet*), gefiel gar sehr durch seine heitere Laune und anziehende Unterhaltung und erwarb sich die allgemeine Zuneigung. „Der alte Oeser ist hier," schreibt Knebel**), „und erheitert vorzüglich die Abende in Tiefurt durch seine drollichten und zugleich höchst malerischen Erzählungen. In ihnen ist er ganz der Maler, wozu ihn die Natur gebildet, doch scheint es danach, daß solche ihn mehr zu einem scherzhaft launichten und in Scenen der Natur zu einem innigen, warmen, als zu einem hohen tragischen Künstler bestimmt habe. Ein angenehmes Sonnenlicht von ächter Menschenweisheit erheitert indeß all sein Thun."

In ganz vorzüglichem Maße gewann er die Gunst der Herzogin Amalie, zu deren Geburtstag (24. October) ihr alter Oeser, wie sie ihn zu nennen pflegt, sich gewöhnlich mit mancherlei schönen Gaben einstellte***), wie sie es nicht verschmähte, in Leipzig ein paar Tage in seinem Hause als Gast

*) Briefw. zw. Goethe und Knebel I. S. 39. Riemer, Mittheil. II. S. 162.

**) Knebel, liter. Nachl. III. S. 373.

***) Briefe an Merck I. S. 256. „Der alte Oeser ist hier bei mir gewesen. Er hat mir wieder herrliche Kunstsachen mitgebracht, wieder einen Mengs, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist." Knebel, nachgel.

zu weilen. „Die Herzogin," schreibt Goethe*), „war sehr vergnügt, so lang Oeser da war, jetzt geht's freilich schon ein wenig einfacher zu. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren u. s. w., daß keine Minute leer war;" und sie selbst schreibt**): „Unterdessen, daß Sie und fast Alles von hier diesen Sommer herumschwärmten, habe ich mich in mein kleines Tiefurt zurückgezogen, und meine Gesellschaft war der alte Professor Oeser von Leipzig, der 5 Wochen bei mir wohnte, und bei dem einem auch bei dem unfreundlichsten Wetter, womit uns dieser Sommer heimsuchte, keine Stunde zu lang wird***)." Mit gewohnter Liberalität unterstützte sie ihn auch bei der Erziehung seines Sohnes, wovon folgendes Billet von ihr an den Steuerrath Ludecus (im Album des Schillerhauses in Weimar) Nachricht giebt.

„Erinnern Sie sich nicht mehr, wie viel ich voriges Jahr dem jungen Oeser versprochen habe zu seiner weiteren Vorsetzung in der Welt. Der alte Vater hat sich wieder an mich gewandt zwar nur durch die dritte Hand. Ich bin es auf eine gewisse Art dem Alten schuldig, der Sohn verdient es nicht,

---

Schr. I. S. 186. 193. „Mein alter Oeser ist hier gewesen und war so galant, daß er zu meinem Geburtstag kam und viele schöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht so vergnügt und gut gelaunt gesehen."

*) Briefe an Merck I. S. 253 f.

**) Briefe an Merck I. S. 459.

***) Nicht lange vorher schrieb Wieland an Merck (I. S. 451), daß Alles davon gegangen sei, so daß die gute duchessa madre zu thun haben werde, sich der Langenweile zu erwehren. „Wenn uns (wie wir hoffen) der podagrische Freund Oeser nicht bald zu Hilfe kommt, so sei uns der Himmel gnädig."

aber der Vater. Wenn ich nicht irre, so sind es 50 oder 100 fl. Wenn Sie sie haben, so bringen Sie sie selber an Goethe, der sie übermachen wird an den alten Vater. Leben Sie wohl. Amelie."

In späteren Jahren hören wir von Oeser's Besuchen in Weimar nichts, wovon sein vorgerücktes Alter die Ursache gewesen sein mag; doch scheint seit Goethe's italienischer Reise der Verkehr mit ihm nachgelassen zu haben.

Oeser starb an einem Stickfluß den 18. März 1799 in den Abendstunden vor seinem Tische sitzend; Goethe ehrte sein Andenken durch eine sein Verdienst anerkennende Würdigung in den Propyläen vom Jahre 1800 (III. S. 125 ff.).

Man hat sich, und nicht mit Unrecht, darüber gewundert, daß Goethe in der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" (1805) Oeser's nur ganz beiläufig, mit einem mißfälligen Seitenblick gedenkt, ohne den großen Einfluß, welchen er auf beide gehabt hatte, hervorzuheben. Dieses Uebergehen, wie die etwas skeptische Weise, mit welcher Goethe in Dichtung und Wahrheit von jenem Einfluß Oeser's auf Winckelmann spricht*), ist wohl eine Wirkung der italienischen Reise. Daß Oeser auf Goethe's künstlerische Auffassung bedeutend einwirkte, und noch später ihm als Kenner und Künstler hochstand, liegt klar vor, der Aufenthalt in Italien aber modificirte sein künstlerisches Urtheil gar sehr. „Ich dachte wohl," sagt er**), „hier was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht." Auch hier ging er dankbar von Winckelmann

*) Werke XXI. S. 115 ff.
**) Werke XXIII. S. 179.

aus und kehrte immer zu ihm zurück, aber er erkannte auch, daß von ihm der Begriff zwar richtig und herrlich aufgestellt, alles Einzelne aber noch im ungewissen Dunkel sei*). Da fand er nun einen Führer an Heinrich Meyer, der den sichern von Winckelmann und Mengs eröffneten Weg ruhig fortging**). „Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe," schreibt er von ihm. „Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte. Alles was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie eine Baumrinde zum Kern der Frucht***)." Meyer war durch eine umfassende, auf sorgfältige Beobachtung gegründete Kenntniß der Kunstwerke ausgezeichnet, die er sich nach Winckelmann's System geordnet hatte, das er wohl inne hatte und auszubauen verstand. Er war durch seinen nüchternen, klaren Verstand und seine Ruhe von Oesern ganz außerordentlich verschieden und bot Goethe das dar, dessen er damals bedurfte. Nach einer andern Seite hin war der Verkehr mit Moritz†) für die Auffassung des Schönen und der Kunst anregend und fördernd, auf welche auch Goethe's naturwissenschaftliche Studien eine so eigenthümliche Einwirkung hatten. Ohne gegen Oeser undankbar zu werden, dessen früheren Einfluß auf sich er so wahr und warm geschildert hat, lernte er seinen Werth als Künstler und Kritiker unbefangner

---

*) Werke XXIII. S. 205. vgl. S. 176. 177 f. 186. 194. 195.

**) Werke XXIV. S. 154.

***) Werke XXIV. S. 164 f. vgl. Eckermann, Gespräche I. S. 215. 341.

†) Werke XXIV. S. 270 f.

würdigen*), und kam wohl zu der Ueberzeugung, daß das, was Winckelmann in früheren Jahren Oeser verdankte, zu hoch angeschlagen werde gegen das, was er in Rom durch sich selbst und Mengs geworden sei. So schwieg er über Oeser, um nicht härter über ihn sich auszusprechen, als er selbst wohl wünschte.

*) Briefw. m. Schiller 615 (V. S. 85): „Nebulisten giebt es in der älteren Kunst gar keinen; Oeser wird hingegen als ein solcher wohl aufgeführt werden.“ Kunst u. Alterth. I. 2. S. 10: „Jedoch hatte auch Oeser, welcher keinem Vorbilde folgte, sondern sich bloß von den Eingebungen seines eigenen schönen Talents leiten ließ, mit gefälligen, doch zu leicht und nebelhaft ausgeführten Malereien großes Lob erworben.“

Shakespeare-Rede

von

Goethe*).

Wie eifrig sich Goethe in Straßburg mit Shakespeare beschäftigte, wohl hauptsächlich durch Herder angeregt**), wissen wir durch ihn selbst***), und wie die Gesellschaft, welche unter dem Vorsitz des Actuarius Salzmann Vorträge über Wissenschaft und Literatur hielt, diese Schwärmerei theilte. „Will jemand unmittelbar erfahren," sagt er in Dichtung und Wahrheit, „was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz über Shakespeare

*) Erschien in der allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1854, Aprilheft S. 247 ff.

**) In den Briefen, welche Herder von Straßburg aus an seine Braut schrieb, suchte er ihr das Verständniß für Shakespeare zu eröffnen; wie ja auch Goethe uns seine Freude über die Theilnahme Friederikens an seiner Vorlesung des „Hamlet" schildert.

***) Von Frankfurt aus schrieb Goethe den 28. Nov. 1771 an Salzmann: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden."

in dem Hefte: Von deutscher Art und Kunst, ferner Lenzens Anmerkungen über's Theater, denen eine Uebersetzung von love's labours lost hinzugefügt war." Im Nachlasse F. H. Jacobi's befindet sich von Goethe's Hand schön geschrieben eine Rede mit der Ueberschrift Zum Shakespeares Tag. Daß diese von ihm in Straßburg bei einer solchen Feier vorgetragen worden sei, war eine nahe liegende Vermuthung; daß sie aber vielmehr am 14. Octbr. 1771 in Frankfurt gehalten sei, macht folgende Mittheilung von Dr. M. Bernays unzweifelhaft:

„Wie aus einem Briefe Goethe's an Herder (Aus Herder's Nachlaß I. S. 30) hervorgeht, ward der vierzehnte October als Shakespeare's Namenstag gefeiert; und für eine solche Feier ist offenbar die Rede bestimmt gewesen. („Wir ehren heute das Andenken des größten Wandrers" u. s. w.) Vom April 1770 bis gegen Ende August 1771 lebte Goethe in Straßburg. Am 14. October 1770 wird er aber wohl schwerlich jene Rede vorgetragen haben, denn eben in jenen Tagen hatte er Friederike zuerst gesehen; der erste Brief an sie, kurz nach dem ersten Besuch in Sesenheim geschrieben, ist vom 15. October datirt (Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 51). — Zu einer nähern Bekanntschaft mit Shakespeare's Poesie, zu einem tieferen Erfassen derselben ward Goethe erst durch Herder angeregt, mit dem er in Straßburg vom Herbst 1770 bis zum April 1771 verkehrte. In Straßburg also, zum 14. October 1770, kann die Rede nicht verfaßt sein. Alles leitet vielmehr zu der Annahme, daß sie bestimmt war, am 14. Octbr. 1771 im Kreise der Frankfurter Freunde vorgetragen zu werden. In jenem oben erwähnten Briefe Goethe's an Herder (wahrscheinlich aus dem Septbr. 1771) heißt es: „Meine Schwester macht mich noch einmal ansetzen. Ich soll Sie grüßen und Sie auf den 14. October in-

vitiren, da Shakespeare's Namenstag mit großem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigstens sollen Sie im Geiste gegenwärtig sein, und wenn es möglich ist, Ihre Abhandlung auf den Tag einsenden, damit sie einen Theil unserer Liturgie ausmache." — Zu dieser Liturgie gehörte, aller Wahrscheinlichkeit nach, Goethe's Rede."

Zum Shakespeares Tag.

Mir kommt vor, das sei die edelste von unsern Empfindungen, die Hoffnung, auch dann zu bleiben, wenn das Schicksal uns zur allgemeinen Nonexistenz zurückgeführt zu haben scheint. Dieses Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz; Zeuge, daß jeder Mensch, der geringste wie der höchste, der unfähigste wie der würdigste, eher alles müd wird, als zu leben; und daß keiner sein Ziel erreicht, wonach er so sehnlich ausging; — denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lang glückt, fällt er doch endlich, und oft im Angesicht des gehofften Zwecks, in eine Grube, die ihm Gott weiß wer gegraben hat, und wird für nichts gerechnet.

Für nichts gerechnet! Ich! der ich mir alles bin, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weg drüben. Freilich jeder nach seinem Maaß. Macht der eine mit dem stärksten Wandrertrab sich auf, so hat der andre Siebenmeilenstiefel an, überschreitet ihn, und zwei Schritte des letzten bezeichnen die Tagreise des ersten. Dem sei wie ihm wolle: dieser emsige Wandrer bleibt unser Freund und unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen, seine Schritte mit den unsrigen abmessen.

Auf die Reise, meine Herren! die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsre Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs.

Wir ehren heute das Andenken des größten Wandrers und thun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.

Erwarten Sie nicht, daß ich viel und ordentlich schreibe; Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid, und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespearen gedacht; — geahndet, empfunden, wenns hoch kam, ist das Höchste, wohin ich's habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe.

Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entsagen *). Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo da ich sahe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinne sich

*) Wir wissen, daß Goethe in Straßburg mit dem Julius Cäsar, wie es scheint, auch schon mit Götz (Stöber, Alsatia 1853 S. 51) beschäftigt war.

krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammen zu schlagen.

Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innrer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis dem Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wär.

Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß.

Und in was für Seelen!

Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühl's, und berufe mich der Kürze halben auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

Nun sag ich geschwind hinten drein: Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst.

Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe und auch langweilig mitunter, besonders in genere im Vierten Act, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsaktionen aufs Theater zu bringen, weiß ich nicht; es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich; genung er brachte diese Art auf den Grad, der noch

immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen.

Shakespeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir; wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos *).

Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unsres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbner Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit, wie bei mehreren, wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle

*) „Es wäre ebenso," sagt Goethe zu Eckermann (I. S. 143), „wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."

Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.

Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an.

Und ich rufe, Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen.

Da habe ich sie alle überm Hals.

Laßt mir Luft, daß ich reden kann!

Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in colossalischer Größe; darin liegt's, daß wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft *).

Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beym ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hinten drein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe.

---

*) „Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, so wie die Charaktere des Shakespeare von der seinigen. Und so ist es recht und so soll man es machen." (Eckermann I. S. 327.)

Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lapland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen.

Goethe.

Auch ohne des Dichters Unterschrift würde man ihn an dem frischen Hauch, der das Ganze durchweht, erkennen, besonders wenn man den Aufsatz über die deutsche Baukunst vergleicht und die oben angeführten von Herder und Lenz dagegen hält, welche Goethe selbst so treffend mit den Worten characterisirt: „Herder dringt in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben.“ In allen finden wir dieselbe Stimmung, dieselbe Auffassung der griechischen Tragödie gegenüber der französischen und Shakespeare's als des berechtigten Vertreters der neuen Zeit in ihrer unverfälschten Natur. Kein Zweifel,

daß Herder als der in Kenntnissen und Einsicht gereiftere erscheint. Allein wenn ihn Lenz in seiner tumultuarischen Weise zu überbieten sucht, namentlich in den Angriffen auf Aristoteles, so macht dagegen die lebendige Frische, mit der Goethe den unmittelbaren Eindruck des Dichters wiedergiebt, und die Schärfe, mit welcher er die Hauptpunkte der kritisch-historischen Betrachtung andeutet, den erfreulichsten Eindruck, indem sie uns einen großen und freien Geist ahnen läßt, der unbefangen sich vom Tüchtigen und Bedeutenden anregen läßt, ohne seine Selbständigkeit aufzugeben. Und wie treu ist Goethe dem geblieben, was er hier ausspricht. Einzelne spätere Aeußerungen habe ich schon angeführt, die ganz dazu stimmen. Besonders aber ist es interessant, wie in dem Satze, daß seine Stücke „sich alle um denselben geheimen Punkt drehen, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unsres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstoßt" bereits der Gedanke ausgesprochen ist, welchen Goethe später mit Vorliebe ausgeführt hat, indem er die Größe Shakespeare's, namentlich der antiken Tragödie gegenüber, wesentlich darin setzt, daß Wollen und Sollen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen suchen, daß er herrlicher als irgend jemand die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt hat.

Noch einmal die Wertherbriefe*).

Selten ist wohl eine Reliquie eines Dichters mit ähnlicher Spannung erwartet worden, als der Briefwechsel Goethe's mit der Kestner'schen Familie. Man wußte, daß diese Briefe die Wahrheit zu der Dichtung des Werther enthielten, man wußte, daß sie sorgsam aufbewahrt wurden, durch Mittheilungen Einzelner, welche sie hatten lesen dürfen; je lebhafter das Entzücken dieser sich aussprach, um so unbegreiflicher erschien es, daß man sie dem Publicum vorenthielt. Jetzt sind sie erschienen und haben selbst Männer, welche sonst zu den ewigen Publicationen Goethe'scher Briefe unwillig oder spöttisch den Kopf schütteln, befriedigt und erfreut. In der That aber ist das Murren über die vielen Briefe Goethe's, welche gedruckt werden, ungerecht und undankbar dem meisten gegenüber, was bis jetzt erschienen ist. Bekanntlich faßt man die Literatur- und Kunstgeschichte nicht mehr als ein lockeres Aggregat von biographischen Notizen und ästhetisch-kritischen Anmerkungen auf, sondern hat als ihre Aufgabe erkannt, den Künstler als ein Individuum aufzufassen, das seinen Anlagen,

*) Grenzboten 1855, I. S. 161 ff.

seiner Bildung, seinem Lebensgange nach in der bestimmten Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen sich so und nicht anders entwickelt hat, und diesen Entwicklungsgang in seinen Werken nachzuweisen, sodann aber in gleicher Methode die einzelnen Erscheinungen zu einem Gesammtbilde der fortschreitenden Entwicklung einer Nation in Literatur und Kunst zusammenzufassen. Da ist denn leicht einzusehen, wie mühseliger Forschung es bedarf, um die zerstreuten, meist spärlichen Nachrichten zusammenzubringen, welche den Dichter und Künstler individuell charakterisiren, ihn im lebendigen Zusammenhang mit seiner Zeit zeigen, uns in sein Inneres wie in seine Werkstatt blicken lassen, und wie dann scharfsinnige und doch oft unsichere Combination nöthig ist, das Bild zu vollenden. Werden in jenen entlegenen Regionen, die der Gelehrsamkeit verfallen sind, Entdeckungen solcher Art gemacht, so ist große Freude, weil grade sie am meisten dazu helfen, den Staub von dem verdunkelten Bilde abzublasen und es dem Publicum zugänglich zu machen. Wie viel Ursache hat man also dankbar zu sein, wenn für die bedeutendsten Erscheinungen unserer Literatur Documente zu ihrer genauen Kenntniß und Würdigung in reicher Fülle sich ausbreiten. Wohl wahr, daß die Kleinigkeitskrämer sich auch dieses Stoffes bemächtigen und ihn geschmacklos verarbeitet auf den Markt bringen; doch dagegen giebt es ein einfaches und sicheres Mittel, und kommt einmal der rechte Mann, so wird er zeigen, welche Schätze hier zu gewinnen sind. Und kaum für irgend einen unsrer Dichter sind Quellen der Art so wichtig als für Goethe. Nicht allein, daß sein Leben eine lange und die für die Gegenwart wichtigste Periode unserer Literaturgeschichte umfaßt, daß er als Dichter den ersten Platz in derselben eingenommen, einen in alle Kreise

unsres geistigen Lebens eingedrungenen maßgebenden Einfluß geübt hat: seine Individualität war der Art, daß der Dichter und der Mensch nie zu trennen sind, und in demselben Sinne, wie er in der Beschreibung seines Lebens von der Wahrheit, die zu geben seine Absicht war, die Dichtung zu scheiden nicht im Stande war, ist in allen seinen Dichtungen die Wahrheit des Selbsterlebten zu finden. Es ist daher kein Zufall noch bloße Neugier, wenn man allgemein Goethe's Leben auch in seinem Detail mit lebhafterem Interesse verfolgt als das anderer Dichter, sondern das richtige Gefühl oder die Einsicht, daß das Verständniß des Dichters wachse mit der Erkenntniß des Menschen.

In jeder Beziehung gesteigert ist nun grade das Interesse dieser Briefsammlung, schon weil sie den Werther angeht, und die Stellung dieses Romans in unsrer Literatur allein macht authentische Nachrichten über seine Entstehung interessant. Nun war aber derselbe mit wirklichen Erlebnissen des Dichters enger verflochten als irgend eine andere seiner Dichtungen; das wußte man auch damals und bei dem Eifer der Nachspürenden wurde man über das Factische und Persönliche der zugrundeliegenden Verhältnisse bald recht unterrichtet. Die authentische Bestätigung gab dann Goethe selbst in der Schilderung seines Aufenthalts in Wetzlar. Jetzt liegen uns die damals geschriebenen Briefe vor und fordern uns zum Vergleiche auf sowohl mit der aus der jugendlich gährenden Leidenschaft hervorgegangenen dichterischen Gestaltung dieser Erlebnisse im Roman, als mit der vom reifen Mann, der ruhigen Blicks in die Vergangenheit zurückschaut, mit unverkennbarer Schonung lebender Personen gegebenen Darstellung. Man forsche nach in aller Literatur, wo eine ähnliche Aufgabe sich

darbietet und mit gleich schönem Erfolg. Zwar die Berichtigung einiger Facta und Data, die größere Bestimmtheit dieser oder jener Züge ist dem gegenüber, was man bereits wußte, nicht von großer Erheblichkeit. Aber erst jetzt kann man in der Seele des Dichters lesen, die klar und offen vor uns liegt, wie sich selten und gewiß nur ein reiner und edler Mensch offenbart. Wie groß auch das Interesse der ästhetisch-kritischen Aufgabe sein mag, dem Dichter nachzuforschen, wer ein Herz mitbringt zu den großen Männern unsrer Literatur, dem wird nicht der geringste Gewinn die freudige Erhebung sein, welche das über Vermuthen schöne und reine Verhältniß und die edle und kräftige Natur Goethe's in jedem hervorrufen muß. Denn wie viel höher sich hier Goethe zeigt als Werther, ist so einleuchtend, daß man nicht weiter darauf einzugehen braucht. Doch mag es erlaubt sein, hervorzuheben, wie hier Charakterzüge Goethe's hervortreten, die man im allgemeinen weniger geneigt ist, ihm gelten zu lassen, obwohl sie auch in anderen Lebensverhältnissen deutlich genug sich aussprechen: neben der gleichmäßigen Kraft der Leidenschaft und des sie bändigenden Verstandes eine tiefinnerliche nachhaltige Wärme des Gemüths, die sich namentlich in seiner Anhänglichkeit an die Familie und in der herzlichen Freundschaft der späteren Jahre ausspricht. Dieses Heimischsein in der Buff'schen Familie, das Bedürfniß mit ihr fortzuleben, das Interesse auch für die kleinen Leiden und Freuden der Mitglieder, das unbefangene Hingeben an die Kinder sind ebenso schöne Züge eines echt deutschen Gemüths, als sein Bestreben, die Geliebte seiner Seele und ihre Lieben auch in seiner Familie geliebt und heimisch zu machen. Je unbefangener und flüchtiger die Andeutungen in den Briefchen seiner Schwester Cornelie und

einigen anderen Aeußerungen sind, um so vernehmlicher sprechen sie und legen zugleich das wahrste Zeugniß für die Reinheit und Unschuld dieser Verhältnisse ab. Auch die späteren Briefe tragen denselben durchaus wohlthuenden Charakter der Wahrheit und Natürlichkeit. Von der Leidenschaftlichkeit des Jünglings kann nicht mehr die Rede sein, aber es zeigt sich auch keine Spur von einem Bestreben in der Einbildung etwas festzuhalten, das in der Wirklichkeit verschwunden war, oder gar durch Schein zu täuschen. Das gehört ja wesentlich zu dem wunderbar Großen in Goethe, daß er stets die naturgemäße Entwicklung des Menschen ausspricht, und so ist es hier die Freundschaft des gereiften Mannes, die sich ebenso wahr und herzlich äußert, als die leidenschaftliche Liebe des Jünglings.

Sonach darf man diese Briefe als einen Juwel dieser Literatur ansehen. Ganz anders ist das freilich einem Gänsekiel vorgekommen, welchem ein Referat über dieselben in dem Leipziger Repertorium (1854, S. 197) entflossen ist. Er meint, es sei doch nur eine intime Familiencorrespondenz, in welcher eine Menge von Dingen vorkommen, die nur die Mitglieder derselben interessiren könnten und allenfalls die Goethomanen; für einen ehrsamen Referenten des Repertoriums aber sei es zum Verzweifeln, sich durch 138 Briefe hindurchzuarbeiten, in denen zwar oft von Liebe, aber stets in einer ernsthaften, gesetzten, durchaus nicht polizeiwidrigen Weise die Rede sei, einer Liebe, die sehr zahm und geduldig, von einem höheren poetischen Schwunge nichts an sich habe und fast nur hergebrachtermaßen fortgesponnen zu werden scheine, bis die Lampe aus Mangel an Oel erlösche. Nur einmal wird ihm die Geschichte interessant, als es Aussicht auf Scandal giebt, und

Kestner seine Unzufriedenheit über die Veröffentlichung des Werther ausspricht, aber leider wird das Mißverständniß schnell ausgeglichen. Dieser Mißvergnügte hat aber auch ästhetische Ansichten. Er leugnet, daß in dem hier Gelieferten und in den Begebenheiten und Ereignissen, welche berührt werden, irgend ein Fingerzeig über den Uebergang Goethe's aus dem wirklichen Leben in die Poesie gegeben werde, es könne ein solcher Uebergang möglicherweise (!) überhaupt gar nicht stattfinden; die Poesie könne nur Gestalten, die sich in der gemeinen Wirklichkeit bewegten, ihr entlehnen und damit ihr Reich zu einem individuellen erheben; die Begebenheiten seien hier aber so durch und durch prosaischer nicht allein, sondern größtentheils wahrhaft spießbürgerlicher Natur, daß sie nur negativ dazu beigetragen haben könnten, die Flamme der Kunst in Goethe zu entzünden, indem er die Macht der gemeinen Wirklichkeit an sich selbst wie an andern empfunden habe. Solcher Radotage gegenüber, die selbst einen obstinaten Leser des Repertoriums erschrecken müßte, wird man allerdings versucht, dem Referenten einzuräumen, daß „die gemeine Wirklichkeit immer und ewig bleibt, was sie ist." Als der erste Theil von Dichtung und Wahrheit erschienen war, fand sich in der Bibliothek der redenden und bildenden Künste (VIII, 2 S. 261 ff.) ein Recensent, dem es auch um die gemeine Wirklichkeit zu thun war, und dem es nicht entgangen war, daß Goethe lange mit der deutschen Sprachlehre im Kampfe blieb — eine Folge seines mangelhaften, unclassischen Hausunterrichts als Knaben. Er freute sich auf den Bericht über die Universitätszeit, da er mit Herrn von Goethe in Leipzig ziemlich genau bekannt gewesen war, mit ihm bei Ernesti Collegia gehört und bei Oeser gezeichnet hatte. Wie würden wir uns

freuen können, wenn der Biedermann uns seinen Controlbericht nicht vorenthalten hätte!

Das Publicum hat anders geurtheilt als das Repertorium und den Ausspruch der Grenzboten wahr gemacht, daß, wenn manche der Goethe'schen Briefsammlungen nur für die stille Gemeinde waren, die sich in gleichmäßiger Verehrung um Goethe sammelte, diese für das gesammte deutsche Volk sei: es ist bereits die zweite Auflage erschienen.

Die Weise der Publication dieser Briefe kann man musterhaft nennen. Vielleicht dürfte manchem, der von der dauernden, so schwer zu besiegenden Abneigung der Familie gegen die Veröffentlichung derselben gehört hat und daß schon im Jahre 1853 eine Anzahl Bogen gedruckt waren, die dann unterdrückt wurden, der Verdacht sich aufdrängen, die Ausgabe sei eine willkürlich verstümmelte. Eine Vergleichung der jetzt erschienenen Sammlung mit jenen unterdrückten Bogen zeigt aber vielmehr, daß der Legationsrath A. Kestner manches fortzulassen für gut befunden hatte — man sieht freilich gar nicht ein weshalb — was jetzt aufgenommen worden ist, so daß man gewiß überzeugt sein darf, daß nichts Wesentliches übergangen ist. Mit richtigem Takt ist auch dasjenige aus Kestner's Briefen und Aufzeichnungen ausgewählt, was zur Erläuterung dienen kann; der Herausgeber hat, wo er über Personen oder Sachen eine Aufklärung zu geben wußte, diese in zweckmäßiger Kürze mitgetheilt und mit Recht, wo er nichts Bestimmtes wußte, lieber geschwiegen als unsichere Vermuthungen ausgesprochen.

Das Interesse am Werther wurde ohne Zweifel bei einem großen Theile des Publikums durch die Voraussetzung realer Verhältnisse, die zu Grunde lägen, und die neugierige Theil-

nahme an den wirklichen Personen sehr erhöht. Wie weit dieselbe, die Kestners mit Recht so sehr unbequem war, ging, kann unter anderm eine Stelle aus einem Briefe von J. C. Bock zeigen, der nach einem Besuche in Hannover am 8. Mai 1775 an Nicolai schrieb: „Die in den Leiden Werthers geschilderte Lotte ist wirklich eines gräflichen Amtmannes Tochter. Sie war schon versprochen, als Dr. Goethe sie kennen lernte und heirathen wollte. Ihr Mann ist Herr Johann Christian Kestner, Secretär und Registrator beim churfürstlichen Archiv zu Hannover und Advocatus immatriculatus. Die Frau Secretärin ist nicht schön, besitzt aber doch viel Annehmlichkeiten. Sie wird roth, sobald man von Goethen spricht, scheut sich aber nicht, die Unterredung fortzusetzen und viel Gutes von Goethe zu sagen."

Daß Goethe in spätern Jahren noch mit warmer Theilnahme an Wetzlar und den Erinnerungen seines dortigen Aufenthaltes hing, beweist auch eine hübsche Anekdote, welche ein Reisender, der in Wetzlar Goethe's Spuren nachging, in Lewald's Europa (1839 1. S. 10) mittheilt, und die man nicht ungern auch hier wieder lesen wird. Der Wirth von Garbenheim erzählte ihm, wie er im Jahr 1822 als Rekrut zur Garde nach Berlin marschirt und auch durch Weimar gekommen wäre, da sei er von einem seiner Kameraden auf der Straße mit dem Namen seines Geburtsortes Wetzlar angerufen worden, und bald darauf habe sich ein Bedienter eingefunden und ihn gefragt, ob er aus Wetzlar gebürtig sei oder diesen Namen führe. Auf die Bejahung des ersteren habe sodann jener ihn eingeladen, mit zu seinem Herrn zu gehen, welches er auch gethan. Es sei Goethe gewesen, der im Fenster den Ruf gehört und ihn gar freundlich gefragt habe, ob er die Buff'sche Familie kenne, und wie

es ihr gehe. Er habe sich auch nach verschiedenen anderen Personen erkundigt, habe sich von Garbenheim erzählen lassen und gefragt, ob die Wirthin Koch noch lebe, welche aber längst verstorben gewesen; auch von den Linden und vom Wildbacher Brunnen habe er gesprochen und ihn endlich, nachdem er ihm zwei harte Thaler geschenkt, auch ihn zu Mittag bewirthet habe, auf's wohlwollendste entlassen.

Wenige Reisende, die den Werther gelesen — und wer hätte das nicht? — kommen wohl in diese Gegend, ohne die durch Goethe gefeierten Plätze aufzusuchen; jeder ist überrascht durch die Wahrheit und Frische der Localfarben in seinen Schilderungen. Ein Freund, der vor kurzem dort sich umgesehen hat, gestattet einige Bruchstücke aus seinem Tagebuch mitzutheilen, das, wenn es in des greisen Dichters Hände gelangt wäre, ihn wohl auch zu wiederholten Spiegelungen veranlaßt haben möchte. Leider können seine hübschen Zeichnungen nicht auch mitgetheilt werden.

„Wetzlar, 2. October 1854, im herzoglichen Haus am Domplatz. Unten im alten Gasthof ist ein langer, niedriger Saal, in den sich gleich die Scenen der Ordensceremonien verlegen ließen. An der Wand hängt natürlich Lotte's Bild. Kaum war ich aus dem Hause getreten, als sich ein kleiner wohlgekleideter Straßenjunge mir zum Führer anbot mit der unerfragten Versicherung, er sei über den Werther und alles dahin einschlagende sehr wohl unterrichtet. Mit Freuden schlug ich ein, ohne das belehrende Geleit seiner Freunde abzuweisen, welche mit der Liebenswürdigkeit neapolitanischer Quaglioni sich uns anschlossen."

„Das deutsche Haus liegt hoch oben nahe beim Domplatz, von welchem eine enge Gasse zwischen zwei Gartenmauern

etwas bergan grade auf den Thorweg zuführt. Es ist ein großes Gehöft für ein ausgedehntes landwirthschaftliches Gewerbe, umgeben von einer alten dicken Mauer. Durch diesen Thorweg kommt man in den Hof, der dem Haus zu etwas aufwärts geht. Gleich links ist ein acht oder zehn Fenster breites zweistöckiges Wohnhaus an die Umgebungsmauer gelehnt und auf sie gesetzt; daran stößt ein massiver hoher Speicher mit vergitterten Fenstern. Dem Eingang gegenüber liegt das Hauptgebäude von altersgrauer Farbe mit hohem Schieferdach; auf dessen anderer Seite ein kleiner jetzt wüster Garten liegt, an dessen hinterer Mauer das schwarze Kreuz des deutschen Ordens angemalt ist. Dann folgt eine hohe Scheuer mit dem Kuhstall, ein Hof mit Ställen für Kleinvieh und endlich ein kleiner Garten, der wieder an den Eingang stößt. Der Boden desselben liegt wohl fünf Fuß höher als die Höfe; darin steht ein verfallenes Lusthäuschen, von dessen vergitterten Fenstern man auf die gegenüberliegenden Gärten sieht. Hier mag die Scene gar manches Gespräches gewesen sein!"

„Das Haupthaus hat eine steinerne Freitreppe mit eisernem Geländer, welche auf die schwere Hausthür zuführt. Im Flur steht sogleich die schwarze Treppe mit einem Geländer starker viereckiger Pfeiler entgegen, sie führt in einiger Dunkelheit durch alle Stockwerke, in jedem der obern ist ein Vorplatz: Treppe und Vorplatz nehmen ein volles Drittel des Hausraums ein. Zu jeder Seite der Treppe sind zwei etwas niedrige Zimmer; aus den Fenstern der obern hat man eine sehr freundliche Aussicht. Von den Häusern der Stadt sieht man wenig, sondern über den Hof und die Gärten die Längenansicht des Doms und dann hinaus in die Lahnebene. Jetzt ist das Haus der Stadtschule eingeräumt."

„Nachdem ich dies Haus mit den in solchen Fällen herkömmlichen aus Neugier und Rührung gemischten angenehmen Gefühlen durchaus betrachtet und gezeichnet hatte, äußerte ein bis dahin meist schweigender Straßenjunge mit der Miene voller Ueberlegenheit, das kleinere Haus links sei das Wohnhaus des Amtmanns Buff, dies große aber an einen Kammergerichts-Präsidenten vermiethet gewesen. Sogleich entspann sich ein Streit, leidenschaftlich geführt, wie gelehrte Streite ja leider pflegen. Jener schweigsame aber wandte sich schließlich zu mir, er habe diese Ueberlieferung aus seines jüngst verstorbenen Großvaters Munde: Geschichte müsse doch wohl auf Treu' und Glauben angenommen werden."

„Ich gestehe es, der Humor dieser Scene schlug bei mir nicht gleich durch, ich war einen Augenblick verdrießlich. Zum Unglück war das Nebenhaus verschlossen und der Schlüssel nicht gleich zu bekommen. Was mir nun gleich ahnte, bestätigte sich später bei genauerer Nachforschung: Amtmann Buff hat wirklich in dem Nebenhause gewohnt — wer es nicht auf Treu' und Glauben annehmen will, der kann mit Citaten überführt werden — die Chorographie desselben bleibt meinen Nachfahren überlassen."

„Nach Garbenheim. Es liegt Lahnaufwärts. Der Fußpfad zur Wildbacher Pforte hinaus führt „gleich vor dem Ort" zur Wildbacher Quelle. „Lottes Brunnen," sagten hier einstimmig meine Gelehrten auf die Quelle links vom Wege zeigend; denn es sind hier leider zwei Quellen unten im Grunde, nur durch den Weg getrennt. Es stehen hier auch noch schöne Linden und die Schilderung der Quellen im Werther spricht das Charakteristische der landschaftlichen Einzelheit so treffend aus, daß man sich wundert, die Wirklichkeit zu finden, wie man sie

erwartet hatte! Nun steigt man in einem felsigen Hohlweg den Deutschordenberg hinan, dessen Höhe einen malerischen Rückblick auf die curiose alte Stadt gewährt. Ueber den Dom ragt noch die nahe Burg Kalsmunt hinaus mit ihrem mächtigen wohlerhaltenen Thurm. Dann geht man oben weiter durch fruchtbare Felder und Obstbäume auf breiter sonniger Halde, auf deren höchstem Punkt zur Rechten ein schlanker runder Wartthurm steht, das Kennzeichen der freien Reichsstadt, während man links die Breite der fruchtbaren Lahnebene mit dem schlängelnden Fluß überblickt bis zu den jenseitigen bewaldeten Bergen. Der Blick reicht von den Burgruinen bei Gießen bis gegen die Limburger Berge."

„Bald hat man Garbenheim vor sich, ein hübsches Dorf in der Tiefe, halb umschlossen von den Höhen, versteckt in Obstbäumen. „Der kleine Platz vor der Kirche, ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen," ist wirklich noch „so vertraulich und heimlich"; nur fehlen die „zwei Linden," und die beiden neugepflanzten sind noch gar zu klein. Eine Pyramide von weißem Stein hat die Inschrift:

Ruheplatz des Dichters
Goethe
zu seinem Andenken frisch bepflanzt
bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Der „Pflug" stand noch an der richtigen Stelle. Ich fragte meine Gefährten, ob es etwa in der Gegend ein Jagdhaus gebe. Hier nicht, war die Antwort, aber eine halbe Meile gegen Frankfurt hin liege das Jagdhaus Stoppelberg."

„Ganz am südlichen Ende der Stadt, am Zunftplatz, wo das alte Versammlungshaus der Zünfte steht, dem Franziskanerkloster gegenüber, ist auch das Haus, wo Jerusalem sich

erschoß, leerstehend. Das nahe Silhöher Thor führt nach dem hohen Kalsmunt, von wo man eine schöne weite Aussicht hat. Man übersieht die ganze alterthümliche Stadt, umgeben von der Ringmauer mit hohen vorspringenden Thürmen, die steinernen Brücken, die weite Ebene des Flusses mit Dörfern und Weilern, unter denen Kloster Altenberg hervorsteht, Wälder auf allen Höhen; es war sehr schön hier oben bei dem abendlichen Sonnenschein, der die warmen herbstlichen Farben verklärte."

„In der Dämmerung ging ich noch auf den Kirchhof, in dessen Mitte unter einer großen Thränenweide das unbeglaubigte Grab Jerusalem's gezeigt wird. Dem Werther nach müßte es am Ende des Kirchhofs liegen, allein dieser ist, wie der Todtengräber versicherte und glaubwürdige Zeugen bestätigten, zu Anfang des Jahrhunderts erweitert worden, so daß das, was früher sein Ende war, nun recht wohl in der Mitte liegen kann. Andere unbezeichnete Gräber werden als die von Lotte's Eltern gezeigt."

„Nachdem ich auch diese Pflicht erfüllt hatte, trennte ich mich am Abend dankbar von meinen kleinen Freunden und fuhr nach Limburg."

Als wir, Freund Hirzel und ich, im Jahr 1865 an einem sonnenhellen Frühlingstag unsere Wallfahrt nach Wetzlar machten, wurden wir im Wohngebäude des Amtmanns Buff auch in das „Lottezimmer" geführt. Das recht geräumige und unverhältnißmäßig niedrige, eine Treppe hoch gelegene Zimmer ist durch ein vollständiges Ameublement, dem auch das Klavier nicht fehlt, wieder in seinen Stand gesetzt worden. Man behauptet natürlich, es seien durchaus authentische Möbel

der Buff'schen Familie, welche jetzt ihren alten Platz wieder eingenommen haben. Sollten sich aber auch Lücken in der Tradition finden, so sind sie jedenfalls im Stil und wohl geeignet, ein deutliches Bild von den Umgebungen zu geben, unter welchen Goethe die Stunden zubrachte, deren Andenken in unserer Literatur fortlebt. Der Eindruck kleiner und beschränkter Verhältnisse auch einer wohlhäbigen und angesehenen Bürgerfamilie, den man hier empfängt, in welchen sich aber ein Sinn für Zierlichkeit und sinnige Ausschmückung der Räume und Geräthe ausspricht, vom Luxus und Kunstsinn unserer Zeit sehr verschieden, ist doch, ganz abgesehen von jeglicher Pietät, auch ein belehrender. Es ist nicht allein die Staffage und das Colorit des poetischen Gemäldes, welche dadurch lebendiger und frischer werden, der Reflex der äußeren Umgebungen fällt auch auf das innere Leben, auf die geistigen und gemüthlichen Motive zurück.

Die Photographie hat dafür gesorgt, daß man diese Eindrücke auch schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Ein Goethe-Werther-Album giebt Ansichten des deutschen Hauses, des Lottezimmers, des Werther-Hauses und Brunnens, auch des geschmacklosen Goethedenkmals in Garbenheim.

Von der unglaublichen Wirkung, welche der Werther auf das deutsche Publicum hatte, geben uns die Sündfluth der Werther-Literatur und so manche pathologische Erscheinung eine nicht durchaus erfreuliche Vorstellung. Ein Zeugniß ganz anderer, sehr ergötzlicher Art bietet dagegen eine kleine Schrift „Ulrich Hegners Jugendjahre" *). Hegner lebte im Jahr 1776 in Straßburg im Hause eines Apothekers und verkehrte

*) Winterthur, gedruckt in der Zieglerschen Buchdruckerei. (1855.)

viel mit dem ersten Gehilfen **Heinsius**, einem kleinen, häßlichen, pockennarbigen, lustigen, originellen Menschen, der den ganzen Werther auswendig wußte und in der Apotheke — aber nur dort — fast allein mit Citaten aus demselben redete. Die Skizze, die Hegner von ihm entwirft, ist spaßhaft genug.

„Mit Kindern und Mädchen hatte Heinsius die meiste Kurzweil. Einem armen Jungen, den er liebgewonnen, pflegte er etwas Süßes mitzugeben, fügte aber hinzu: „Sag' das nicht weiter, es giebt Leute, die mirs verübeln würden.“ Andern Kindern befahl er, „den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritt zurückkäme“, oder „der Schwester Sophie zu folgen, als wenn sie's selbst wäre.“ Einem, der fortgehen wollte ohne zu zahlen, rief er mit donnernder Stimme zu: „Halt Unglücklicher!“ und setzte hinzu: „fühle Kerl bei diesen trockenen Worten, daß man zahlen soll.“ Hatte ein Knabe nicht genug Münze, so fuhr er ihn an: „Bester, das ist wohl gesagt und bald gesagt,“ legte aber meistens das Fehlende zu. Die Kinder belustigte dieser Muthwille, wenn sie ihn auch nicht verstanden, weil es stets gutmüthlig und munter herauskam.“

„Vor dem Hause gegenüber saßen oft zwei niedliche Mädchen Abends auf der Bank. Sah er sie, so rief er: „Mein Freund, ich unterliege der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen,“ ging hinaus und schwatzte ihnen tolles Zeug vor; schmälte der Gehilfe, wenn er wiederkam, so hieß es: „Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihnen hinaus; da bin ich wieder, Wilhelm“ (so hieß jener auch). Auf die Frage, ob die Mädchen ihm etwas Liebes gesagt, antwortete er: „Mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherten sie mich, daß sie herzlich gern deutsch tanzten.“

„Waren Leute da, die warten mußten, wandte er sich an

seinen Kameraden, als ob er eine angefangene Erzählung fortsetzen wollte: „Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los“ u. s. w. und erzählte, während er Arzneien bereitete, mit einer Wahrheit und Lebhaftigkeit, daß die Wartenden in der Meinung, das alles sei ihm begegnet, mit der größten Theilnahme zuhörten. Nahm man ja einmal seine Späße nicht gut auf, sagte er: „Mißverstanden zu werden ist das Schicksal von unsereinem,“ oder: „Das alles, Wilhelm, macht mich stumm, ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt.“

Werfen wir noch einen Blick auf die Briefe. Abgesehen von dem Hauptinteresse, welches sie für die Geschichte und das Verständniß des Werther gewähren, bieten sie dem, der aus den Goethe'schen Schriften ein genaueres Studium macht, nicht wenig neue, mehr oder minder erhebliche Aufschlüsse. Hierauf näher einzugehen würde hier nicht der geeignete Ort sein, nur das mag noch erwähnt werden, daß wir aus Brief 39 erfahren, daß die Nachrede, mit welcher Goethe und seine Freunde sich mit dem Schluß des Jahres 1772 von den Frankfurter gelehrten Anzeigen zurückzogen, von Goethe herrührt, der darin Publicum und Verleger turlupinirte. „Laßt euch aber nichts merken,“ schreibt er, „sie mögens für Balsam nehmen.“ Da das Journal in wenigen Händen ist, wird man es nicht ungern sehen, wenn das kleine Goethianum hier wieder abgedruckt wird.

Nachrede statt der versprochenen Vorrede.

Die besondre Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publicum bisher diese Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte Hoffnung fassen; besonders da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen.

Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsren Blättern bezeugt; Autoren sowohl als Kritiker, ja sogar das Publicum selbst, haben gewünscht, daß manches anders sein möchte und könnte, dessen wir uns freilich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns beklagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit; jeder machts nach Vermögen und Kräften, und findet sein Publicum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden damit sich trösten und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneid noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein bischen freier als sie, und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Bäcker verdient Strafe, der Brezeln backt, wenn er nur Brot aufstellen sollte, sie mögen übrigens wohlschmecken wem sie wollen.

Könnten wir nur auch diesen Trost ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publico einigen Dienst erzeigt, wie es unser Wunsch gewesen, wir würden uns wegen des übrigen eher zufrieden geben. Allein auch von diesem ist uns mannigfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am meisten über den Mangel so nothwendiger Deutlichkeit. Unsre Sprache, wir gestehens gerne, ist nicht die ausgebildetste, wir haben uns über den Unfleiß, unsre Empfindungen und Gedanken auseinanderzuwickeln, noch mancher Nachlässigkeit im Styl schuldig gemacht, und das giebt manchen Recensionen ein so welsches Ansehn, daß es uns von Herzen leid ist, vielen Personen Gelegenheit zum Unmuth gegeben zu haben, die bei dreimaliger Durchlesung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das größte Uebel aber, das daher entsprungen, sind die Mißverständnisse, denen unsre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wissen uns rein von allen bösen Absichten. Doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift Tausende nicht denken mögen noch können, für die also derjenige Lehrer und Führer ist, der Witz genug hat, dergleichen zu thun, als habe er sie verstanden; wir würden uns, so viel möglich, einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung.

Ebenso aufmerksam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrsamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrsamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein zu besitzen, aber da ein geehrtes Publicum hierinne sonst sehr genügsam ist, merken wir nun wohl, daß es uns entweder an Geschicke mangelt, mit Wenigem uns das gehörige Ansehen zu geben, oder daß wir von dem, was sie gründlich nennen, einen nur unvollkommnen Begriff haben.

Allen diesen Beschwerden, so viel möglich, abzuhelfen, wird unser eifrigstes Bestreben sein, welches um soviel mehr erleichtert wird, da mit Ende dieses Jahres diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen. Sie sagen, sie seien vollkommen befriedigt, haben dieses Jahr mancherlei gelernt, und wünschen, daß ihre Bemühungen auch ihren Lesern nicht ganz ohne Nutzen sein mögen. Sie haben dabei erfahren, was das sei, sich dem Publico communiciren wollen, mißverstanden werden, und was dergleichen mehr ist; indessen hoffen sie doch, manchen sympathisirenden Leser gefunden zu haben, dessen gutem Andenken sie sich hiermit empfehlen.

So leid uns nun auch dieser ihr Abschied thut, so können wir doch dem Publico versichern, daß es uns weder an guter Intention noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unsre Blätter in's Künftige immer brauchbarer zu machen. Die Herausgeber.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.